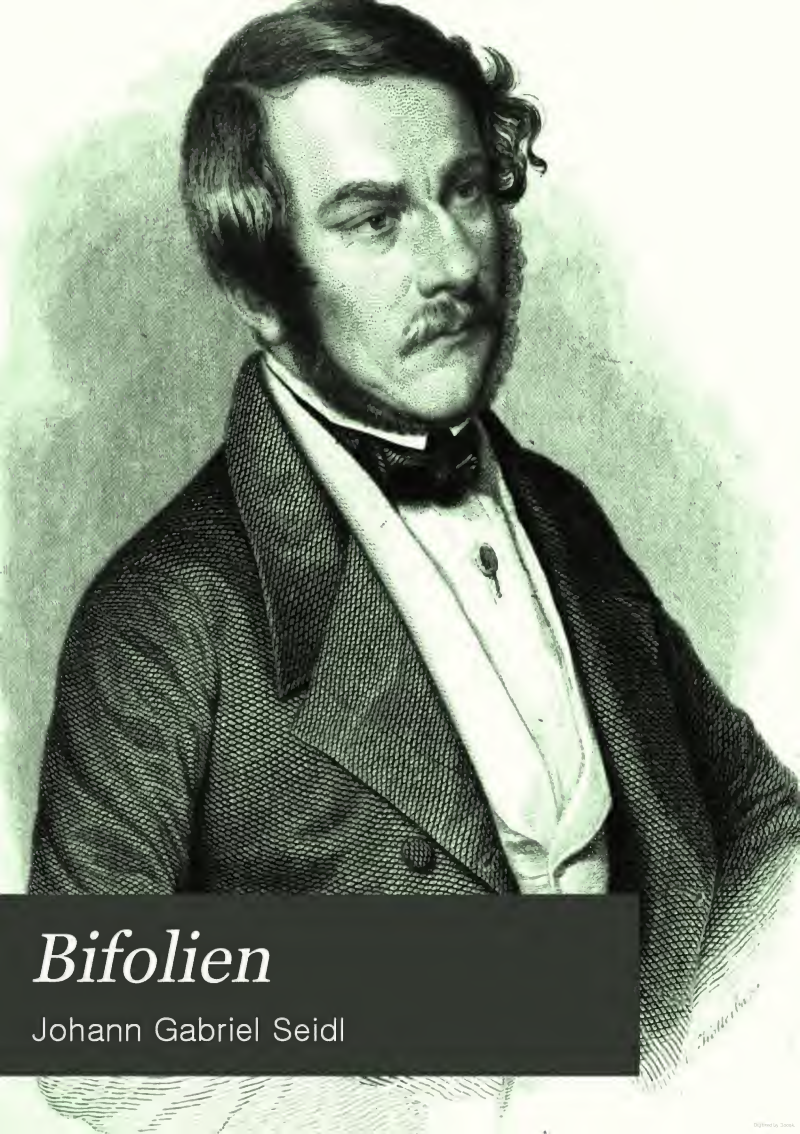

Bifolien

Johann Gabriel Seidl

4. - a

University of Virginia
Libraries

8 —

12°233 ×

Digitized by Google

M. Gerlhofer del.

Johann Gabriel Seidl

Bifolien.

Von

Johann Gabriel Seidl.

Fünfte Auflage.

Wien, 1855.
Verlag von Pfautsch und Voß.

ALD
PT
2516
.59
B5
1855

Seiner Kaiſerlichen Hoheit

dem

Erzherzoge

Johann Baptiſt

von

Oeſterreich.

Wer an die Höh'n gewöhnt iſt, wer von oben,
Wie Du ſo oft, herabgeblickt in's Thal,
Der weiß, daß, während unten Wetter toben,
Der Alpe Gipfel glänzt im Sonnenſtrahl.

Was durch Jahrzehnde kommen mocht' und gehen,
Ob ſchlimm, ob gut, ob ſtürmiſch oder mild,
Es gleicht ſich aus, von oben angeſehen,
Und unverändert bleibt der Landſchaft Bild.

O möchte ſolchem Eindruck der auch gleichen,
Den dieſer Strauß „Viſolien" auf Dich macht,
Den Dir, als treuer Huld'gung ſchüchtern Zeichen,
In ſeinem Lenz ein Dichter dargebracht.

Es iſt an ihm auch viel vorbeigegangen,
Viel, wie an Allen, die mit ihm gelebt;
Doch feſt an ſeinem Ideal zu hangen,
Erhob ihn einſt, — iſt's, was ihn noch erhebt!

Drum, wenn er jetzt Dir ſeinen Strauß, vom Strahle
Des Herbſtes matter gleich vergoldet, ſchickt,
Blick' ihn ſo freundlich an zum fünften Male,
Wie Du zum erſten Mal ihn angeblickt!

Wien, am 24. Juni 1855.

(Scilla bifolia.)

Zwei Blätter an einem Stiele,
Das iſt der Bifolien Art;
So iſt mit dem epiſchen Blättchen
Hier immer ein lyriſch gepaart.

„Gut! — Aber wo iſt die Blüte?“
Wirft wohl ein Kenner mir ein;
Die Blüte ſoll die Empfindung,
Die draus Euch anſpricht, ſein!

Erſte Leſe.

Es hat mich oft ſchon tief gekränkt,
Und oft mich wieder erhoben,
Daß eben, was Einer tadelnd verwarf,
Die Anderen rühmend loben.

I.

Das Glücksglöcklein.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
»Mein Sohn,« so sprach er zitternd, — »mein Sohn, den laß' ich dir,
»Doch nimm mit meiner Krone noch dieß mein Wort von mir:

»Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust,
»Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
»Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
»Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!«

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! — zu wißen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr roſig Haupt empor,
Doch abends, wenn ſie's ſenken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innre, das Seil berührt er nicht.

Einſt tritt er, voll des Glückes erhörter Freundſchaft, hin:
»Ausläuten,« ruft er, »will ich's, wie hoch beglückt ich bin!«
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder ſpricht, als weint:
»»Herr, den Du Freund geheißen, verrieth Dich, wie ein — Feind!««

Einſt fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
»»Mein Glück, mein Glück,« ſo ruft er, »muß ausgeläutet ſein!«
Da kommt ſein blaſſer Kanzler und murmelt bang und ſcheu:
»»Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?««

Der König mag's verwinden, er hat ja noch ſein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand,
Er hat noch grüne Felder, noch Wieſen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menſchen und drüber Gottes Luft.

Zu ſeinem Fenſter tritt er, ſieht nieder, ſieht hinaus,
Und Wiege ſeines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — ſieh!
Da ſtürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

»Herr König, ſiehſt Du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
»So rauchen unſre Hütten, ſo blitzt der Nachbarn Stahl!«
»»Ha, freche Räuber!«« donnert der Fürſt in wildem Glüh'n,
Und ſtatt des Glöckleins muß er ſein rächend Eiſen zieh'n.

Schon bleichen ſeine Haare, vor Dulden wird er ſchwach,
Und ſtets noch ſchwieg das Glöcklein auf ſeines Hauſes Dach.

Und wenn's auch oft, wie Freude, ſich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun, zu ſterben, in ſeinem Stuhle ſaß,
Da hört' er vor dem Fenſter Geſchluchz ohn' Unterlaß.
»Was ſoll das?« fragt er leiſe den Kanzler, »ſprich's nur aus!« —
»»Ach, Herr, der Vater ſcheidet, — die Kinder ſteh'n vorm Haus!««

»Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?«
»»Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, ſie kauften dein's mit Blut!««
Da wogt's auch ſchon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
Und will ihn nochmal ſegnen, ihm nochmal nahe ſein.

»Ihr liebt mich alſo, Kinder?« — Und tauſend weinen: »»Ja!««
Der König hört's, erhebt ſich, ſteht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile ſtumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd ſinkt er um.

Mein Glück.

Sagt, wo ſind ſie jene Stunden,
Und wer hat ſie weggebannt,
Wo ich, frei und ungebunden,
Noch vor Glück kein Glück gekannt?
Wo mir als ein Wonnebringer
Noch der Strom der Jahre rann,
Wo mir noch der Freude Finger
Freundlich jeden Faden ſpann?

Wie ein Hain der Heſperiden
Lag die Welt vor meinem Blick:
Alle Blumen blühten Frieden,
Alle Bäume trugen Glück.
Da bedurft' es nicht des Pflückens,
Nicht der Sorge, nicht der Wahl:
Denn die Äſte, trauten Nickens,
Boten ſelbſt das leckre Mahl.

Doch wie frei ich war von Schranken,
Leere war der Freiheit Frucht;
Mein Genießen war ein Schwanken,
Und mein Leben eine Flucht.
Wahrlich ſchöner iſt's zu leben
In der Wehmuth ſtillem Hain,

Als auf Roſen hinzuſchweben,
Ohne ſich's bewußt zu ſein!

Doch um nimmer zu erſcheinen,
Schwand nun jener goldne Tand,
Und ich weiß nicht, ſoll ich weinen,
Oder lächeln, daß er ſchwand?!
Andre Sterne ſind erſchienen,
Und erleuchten meine Bahn,
Und es ſieht mit andern Mienen
Eine neue Welt mich an.

Auf das bunte Luſtgewimmel
Sank ein leiſer Nebelhauch,
Ferner ſteht mir Erd' und Himmel,
Ferner, aber höher auch.
Meine ſonſt ſo freie Seele
Liegt in Banden, die ſie liebt,
Und wie ſehr ſie's auch verhehle,
Sucht ſie doch, was ſie betrübt.

»Sprich! Du leideſt?« ſagen Alle,
Die ſo ſtill mich wallen ſeh'n,
Und doch glaub' ich, wie ich walle,
Mir ſei nie ſo wohl geſcheh'n!
Mit der Wehmuth leiſem Lächeln
Malt die Trauer mein Geſicht,
Und der Freude laues Fächeln
Rührt mich, doch berauſcht mich nicht.

Und ſo, krank zugleich und wählig,
Fühl' ich's endlich tief und klar:

Seit ich's nicht bin, bin ich ſelig,
Und war's nicht, ſo lang ich's war.
Ja dieß Bluten ohne Wunde,
Dieſer thränenfrohe Blick,
Dieſer Ernſt in heitrer Stunde,
Dieſes Unglück iſt — mein Glück!

II.

Der Nachtwandler.

»So hörſt du nicht, ſo fühlſt du nicht,
»Du glühend Bild von Stein?
»Und ſoll ich denn in banger Qual,
»So ganz verloren ſein?

»O könnt' ich eines Blickes nur
»Gedenken, den du gabſt!
»Wär's nur ein Laut, mit dem du mir
»Die arme Seele labſt!

»Nur einmal, ſüßer heil'ger Mund,
»Sprich meinen Namen aus!
»Schick' ihn nur einmal ſtill und ſcheu
»Zu ſolcher Pfort' heraus!«

Der Jüngling fleht, und Thränen zieh'n
Als ſtumme Bitter nach,
Um Spiegel deſſen ihm zu ſein,
Was ſeine Zunge ſprach.

Allein die Jungfrau hört ihn nicht,
Sie läßt ihm ſeinen Dorn:
Geſät in ſeines Lebens Riß
Hat ſie ihr Siegeskorn.

Wenn nun der Leiden ſtiller Freund,
Der Mond aus Wolken ſteigt,
Und ſeine Silberſtirne ſanft
Zu jedem Dulder neigt;

Dann hebt denn unſer Dulder auch
Sein ſchweres Haupt empor,
Und ſchaut den ſtillen Freund ſich an
Und klagt, was er verlor;

Daß er ein junges Herz verlor,
Ein Herz voll Kraft und Glut,
So feßellos, ſo ungebeugt,
So ruhig und ſo gut;

Daß er ein Herz ſich nehmen ließ,
Und kein's dafür bekam,
Und daß er nun ſich ohne Herz
Verzehren müß' in Gram.

So klagt er ihm, ſo ſchaut er ihm
In's Auge klar und rein,
Und ſaugt das Silber ſeines Blick's
Mit durſt'ger Sehnſucht ein.

So ſteht er noch und ſchaut empor,
Wenn längſt der Mond entſchwand,
Und geht und hat geſchloſſen noch
Sein Aug' empor gewandt.

Und inn'ger ſtarrt er jede Nacht
Den ſtillen Freund ſich an,

Als wollt' er nicht mehr bloß ihn ſeh'n,
Als wollt' er ihm auch nah'n.

Schon hält nicht mehr die Kammer ihn,
Er muß hinaus, hinauf,
Wo's glimmt und glänzt wie Eiskryſtall,
Hinan zum Bergesknauf;

Hinan und höher ſtets hinan
Zur ſchroffen Felſenwart',
Wo ſchon der Schwindel den erdrückt,
Der keck hinunter ſtarrt.

Und alſo ſtürmt er wieder grad
Den Zackenſteg empor,
Da wandelt ſeines Irrwahn's Quell,
Die Jungfrau, vor das Thor.

Sie ſieht, — erkennt ihn, — ſtarrt ihm nach,
Er ſteht am Felſen knapp; —
Entſetzt beim Namen ruft ſie ihn, —
Er hört's, — und ſtürzt hinab. —

Nie ſprach ſie ſeinen Namen aus,
So lang er jung und roth,
Und nun ſie's that zum erſten Mal,
Da bracht' es ihm den Tod.

Selbſttäuſchung.

»Biſt geworden älter,
»Biſt geworden kälter!«
Sag' ich oft zu mir;
»Laß es dich nicht grämen,
»Nicht den Muth dir lähmen,
»Kannſt ja nicht dafür!

»Jeder Tag verglühet,
»Jeder Lenz verblühet,
»Jede Stimme bricht,
»Jede flücht'ge Stunde
»Schlägt uns eine Wunde:
»Wir nur merken's nicht.

»Erſt wenn tauſend bluten,
»Will es uns gemuthen,
»Daß die Kraft doch litt;
»Stein und Erz verwittert,
»Eich' und Zeder ſplittert,
»Und wir altern mit.« —

Das fühl' ich mit Schmerzen
Oft ſo klar im Herzen,

Bin ſo ernſt, ſo ſtill,
Daß ich einen Schleier
Ueber meine Leier
Scheidend breiten will. —

Und doch — wenn ich wieder
Hoch von Alpen nieder
Ausblick' in die Welt;
Wenn ich in das Blaue
Schwindelnd aufwärts ſchaue,
Das der Mond erhellt;

Wenn aus heil'gen Hallen
Orgelklänge ſchallen,
Wenn der Wildbach brauſt;
Wenn die Wolkenfalten
Blaue Blitze ſpalten;
Wenn der Hochwald ſauſt;

Wenn ich, froher Dinge,
Freundesbruſt umſchlinge,
Menſch mit Menſchen bin;
Wenn's in muntren Kreiſen
Schallt von kräft'gen Weiſen,
Dann erwacht mein Sinn.

Dann wohl fühl' ich's ſchlagen,
Wie in frühern Tagen,
Manches meldet ſich;
Und das Aug' wird heller,
Und der Puls wird ſchneller,
Und ich fühle mich.

Und mir ſagt's ein Sehnen:
»Laß ſolch eitles Wähnen:
»Biſt nicht, was du ſcheinſt!
»Du wardſt noch nicht älter,
»Du wardſt noch nicht kälter,
»Biſt noch jung, wie einſt!«

III.

Der Erſatz.

Das Mägdlein gieng zum Brunnen, der Grundherr ſtand am Zaun,
So dunkel war ſein Auge, ſein Lockenhaar ſo braun.

Das hatte ſie wohl beides ſchon manches Mal geſeh'n: —
Und doch mußt' heute drüber ihr Krug in Trümmer geh'n.

»Ach!« ſchreit ſie auf, »da liegt er, der liebe ſchöne Krug,
»Der Krug, den ſchon die Mutter als Kind zum Brunnen trug!«

»»Nur ruhig!«« ruft der Grundherr, und faßt ſie ſanft am Kinn,
»»Nimm dieſes Goldſtück, Kleine, wofern ich ſchuldig bin!««

»Behaltet Euer Goldſtück, das iſt der Krug nicht werth!«
Sie ſprach's, und weinte bitter und ſchlug den Blick zur Erd'. —

»»Nur ruhig!«« ſprach der Grundherr, und ſah ihr in's Geſicht,
»»Ich ſchenke dir ein Krüglein, das nicht ſo leicht zerbricht.

»»Ein Krüglein, ſchön gegoßen aus Golde fein und ſchwer,
»»Beſetzt mit Demanttropfen, — nur weine mir nicht mehr!««

»Behaltet Euer Krüglein, — es iſt nicht um den Krug!«
Sie ſprach's, und fühlt' an's Herzchen, das ungeduldig ſchlug.

»»Nur ruhig!«« ſprach der Grundherr und küßte ſie gerührt,
»»Du ſollſt das Grundſtück haben, das zu dem Brunnen führt.

»»Und hart am Brunnen bau' ich ein Haus dir rein und licht,
»»Damit dir auf dem Wege kein Krüglein mehr zerbricht!««

»Behaltet Haus und Garten, — nicht Garten iſt's, — nicht Haus.—«
Sie will noch etwas ſagen und findet's nicht heraus.

»»Nur ruhig!«« ruft der Grundherr, — »»nimm für dein Krüglein — mich!
»»Und brauchſt du wieder Waßer, — ſag' mir's, ſo ſchöpf' es — ich.

»»Laß dieſen Krug zerbrochen, — wenn nur das Herz nicht brach!««
Das Mägdlein ſank dem Junker an's Herz mit leiſem »Ach!«

Die Veilchen-Leiche.

Wir ſaßen in der Laube
So ſelig Hand in Hand,
Da lag zu unſren Füßen
Ein Veilchen in dem Sand.

Wir ſah'n es ſinnend liegen,
Da ſagteſt du zu mir:
»Komm, laß es uns begraben,
»Das arme Veilchen hier!«

Und in dem Sande gruben
Wir ihm ein kleines Grab,
Und legten mit einander
Die Veilchen-Leich' hinab.

Und deckten ſie mit Raſen
Und friſchen Blättern zu,
Und ſprachen ernſt und ſinnig:
»Da, Veilchen, lieg' und ruh'!«

Nun hab' ich ihn begriffen
Den ernſten Leichenſcherz:
Er ward zur Vorbedeutung
Für unſer eignes Herz.

Denn ſo wie wir das Veilchen
Verſcharrt am ſtillen Ort,
Begruben wir nach Monden
Auch — unſre Liebe dort.

IV.

Die Thräne.

In dunkler Kammer ſaß ein Mann
An ſchwarzbehängtem Tiſche,
Der prüfte grübelnd, dacht' und ſann,
Wie er die Säfte miſche.

Metall und Säure, Salz und Stein
Zerſetzt er in Phiolen,
Verbindet, gießet aus und ein,
Stellt's über Eis und Kohlen.

Zuſammenrafft er, was er kennt,
Und treibt's in düſtrem Schweigen;
Das, was man eine Thräne nennt,
Will er durch Kunſt erzeugen;

Erzeugen eine Thrän', — ein Naß,
So wohlfeil in dem Auge!
Er miſcht und mengt ohn' Unterlaß,
Verſucht's mit Dampf und Lauge.

Geſchmolzner Demant ſcheint's ihm bald,
Bald Waßer im Kryſtalle;
Doch iſt der Demant hart und kalt,
Der Tropf' erliſcht im Falle.

Kein Feuer iſt's, — der Funke brennt,
Die Thränen aber kühlen;
Es iſt kein andres Element,
Kein Element kann fühlen.

Es iſt nicht lebend, iſt nicht todt,
Die Thräne lebt im Werden,
Doch kaum daß ſie zur Schau ſich bot,
So fällt ſie todt zur Erden.

Sie iſt ein Kind der Harmonie,
Ein Kind des Widerſtrebens; —
Das ganze Reich der Alchymie
Durchforſcht der Mann vergebens.

Da ſpringt er auf von ſeinem Sitz
Und wandelt in das Freie,
Verſchwört Erfindung, Kunſt und Witz,
Und ſpürt Verdruß und Reue.

Doch wie er wandelt, wie er geht,
Da wird es eben Abend;
Sein lang entbehrter Odem weht
Um's Haupt ihm mild und labend.

Die Sonne ſteigt hinab in's Meer,
Daß alle Wellen blitzen,
Und aus der Brandung rings umher
Viel helle Thränen ſpritzen.

Die Blumen wiegen Blüt' und Blatt,
Wie voll geheimem Sehnen,

Und jedes Knoſpenäuglein hat
Viel hundert helle Thränen.

Und Menſchen ſteh'n und wandeln ſtumm
In wehmuthheitrem Bangen,
Und ſchau'n beſeligt um und um,
Mit Thränen auf den Wangen. —

Da greift's wohl auch dem Mann in's Herz
Wie er es nie empfunden,
Er fühlt ſich wie vom bangen Schmerz
Erleichtert und entbunden.

Der Kehl' aus tiefſter Bruſt, von da
Dem Antlitz, dem entglühten,
Von da den Augen tritt es nah,
Er kann es nicht verhüten. —

Es flimmt vor ihm, — er hält die Hand
Vor's Auge, — Thränen ſind es;
Was keine Kunſt, kein Mühen fand,
Ein reicher Strom nun rinnt es.

Und neu geſchaffen, inniglich
Fühlt er es, ſüßbeklommen:
Nicht machen läßt die Thräne ſich,
Von ſelber muß ſie kommen.

Die Thränen der Liebe.

Die heimlichen Thränen der Liebe,
Sie gleichen, im ſtillen verwiſcht,
Der ſympathetiſchen Tinte,
Die ſchnell nach dem Schreiben erliſcht.

Ein Blättchen, mit ihr ſo beſchrieben,
Fliegt arglos und ſicher dahin,
Und nur dem Geweihten verräth es
Der Liebe lieblichſten Sinn.

Er hält es über die Flammen,
Da färbt ſich's, gewinnet Geſtalt,
Und ſpricht vom Herzen zum Herzen
Mit räthſelhafter Gewalt.

So iſt's mit den Thränen der Liebe, —
Sie netzen die Wange ſo leiſ',
Daß, wie ſie verrollt und vertrocknet,
Kein Ungeweihter es weiß.

Jedoch in der Nähe von Herzen,
Die wärmer und inniger glüh'n,
Da ſieht man es bald auf den Wangen,
Wie magiſche Röſlein erblüh'n.

Da lies't der Geweihtere deutlich
Die Spuren von Leid und von Luſt,
Und findet im ſtillen Erröthen
Den Schlüßel zum Räthſel der Bruſt.

Mit Thränen beſchreibt ſo die Liebe
Der Wangen verſchwiegenes Blatt:
Denn nur die Liebe kann leſen,
Was Liebe geſchrieben hat.

V.

Aennchen von Tharau.

Zur Paſtors-Tochter, Aennchen von Tharau, in's Gemach
Trat einſt zur Morgenſtunde der Dichter Simon Dach.
Sie ſtand am Gartenpförtchen vor einem Marmortiſch,
Und auf dem Tiſch ein Körbchen mit Blumen bunt und friſch.

Sie hatt' ein ſeiden Mieder voll buntem Zierath an,
Ein blauer Sapphir glänzte bedeutſam vorne dran;
Doch ihren dunklen Locken, der Zeit zuvor geſchmückt,
War gar ein herzig Kränzlein von Aſtern aufgedrückt.

Ein Perlenarmband küßte das weiße Handgelenk:
So ſtand ſie lächelnd, einzig nur ihres Schmuck's gedenk.
Und hinten durch das Gitter kam leiſe Simon Dach,
Schlich hin, beſah ſie ſchweigend und ſeufzte tief und ſprach:

»Mein Aennchen, lächelnd ſtehſt du, dein Reiz iſt deine Welt,
»Du dünkſt dich wie die Blumen, ſo du als Zier beſtellt;
»Du freuſt dich, daß die Wangen dir wie die Roſen blüh'n,
»Daß deine lieben Augen wie helle Sterne glüh'n.

»Du biſt mit deinen Locken vorausgeeilt der Zeit,
»Und daß man drum dich anſieht, das iſt es was dich freut.
»Ein Sapphir ſchmückt dein Mieder, den dir ein Andrer gab,
»Das iſt's nun, was ich freilich dir nicht zu geben hab'.

»An deinem Händchen ſchimmert ein buntes Perlenband,
»Das dir mein Nebenbuhler, um mich zu höhnen, wand.
»O Aennchen, einſt mein Schätzchen, mein Schäfchen und mein Huhn,
»Thu, was dein Herz gelüſtet, — doch glaubſt du recht zu thun?

»Der mir dein Herz entwendet, iſt reich — und das iſt viel,
»Er gibt dir Perl' und Sapphir und Gold und Modeſpiel;
»Doch Perl' und Stein erblindet, und Gold iſt ungetreu,
»Und mit den Reizen iſt auch das Modeſpiel vorbei.

»Ich bin ein armer Dichter, heiß' aber Simon Dach,
»Und wohl durch hundert Jahre klingt noch mein Name nach;
»Und Aennchen heißt das Mädchen, ſo ſich der Dach erſeh'n,
»Und mit ihm wird ſein Aennchen durch hundert Jahre geh'n.

»Laß uns mitſammen wandern durch Deutſchlands Süd und Nord,
»Wohin wir immer kommen, — ich adle dir den Ort.
»Das Leid durch's Lied gemildert iſt nur Verknotigung,
»Und Lieb' und Leben machen uns noch als Greiſe jung.

»Und wenn ich, Aennchen, ſterbe, ſei mir nicht nachgeklagt,
»Daß man die Witib wegwirft wie eine Bettelmagd;
»Dann ſollſt du erſt erfahren, was doch dein Simon galt:
»Denn erſt im Tode wird ja uns Dichtern abgezahlt.

»Dann ſetzt man uns die Steine, die man als Brot uns gab,
»Mit reuigem Bekenntniß als Denkmal auf das Grab;
»Dann gilt dir jedes Briefchen, das ich dir ſchrieb, für Gold,
»Und die den Mann beneidet, ſind dann dem Weibchen hold.

»Dann fragen dich die Mädchen, wie denn ein Dichter liebt,
»Und ob er denn auch wirklich, was er beſang, geübt?

»Und wo du gehſt, da flüſtert's in frommer Scheu dir nach:
»Das Aennchen iſt's von Tharau, das Weib des Simon Dach!«

So ſpricht zu ſeinem Aennchen der Dichter tief erregt,
Und wähnt, dieweil ſie weinet, auch ihre Bruſt bewegt;
Doch kaum, daß er gegangen, lacht ſie mit eitlem Sinn,
Und gibt ſich treuvergeſſen dem reichen Freier hin.

Doch Simon Dach verbleibt ihr getreu bis in den Tod,
In Lieder nur ergießt er des Herzens herbe Noth;
Und daß noch jetzt des Aennchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, — hat Simon's Lied gemacht.

Dichterloos.

In Geſellſchaft war ich neulich,
Und in feiner noch dazu,
Man empfieng mich höchſt erfreulich,
Lobt' und pries mich ohne Ruh'.

»Ueber Ihre ſchönen Verſe!
»Ach, Ihr jüngſtes Klinggedicht!
»Traun! um eine volle Börſe
»Glückte ſolch ein Stück mir nicht.

»Sie ſind wahrlich zu beneiden,
»Gott hat Sie doch recht geliebt,
»Daß er Ihnen Leid und Freuden
»Alſo zu verſchönern gibt!

»Kein Begebniß geht vorüber,
»Das Ihr Geiſt nicht groß erfaßt; —
»Und die goldnen Berge drüber,
»Sagt man gleich, daß ihr ſie haßt!«

Alſo klang es mir entgegen;
Und gewähren ließ ich ſie,
Zürnend dem verkehrten Segen,
Den die neid'ſche Kunſt mir lieh.

Mit beſcheiden ernſten Mienen
Dankt' ich, ſprach ich, beugt' ich aus;
Doch ſie glaubten mir zu dienen,
Wänden ſie mir Strauß um Strauß:

»Ach! und in den Minneliedern,
»Die Sie kargend hingeſtreut,
»Welch natürliches Zergliedern
»Der verliebten Seligkeit!

»Traun! wer Sie nicht kennt, der meinte,
»Daß Sie wirklich Flammen ſprüh'n,
»Daß Ihr Auge wirklich weinte,
»Ihre Pulſe wirklich glüh'n!

»Daß dieß Mädchen, das wir lieben,
»Weil Sie's lieben, leb' und ſei,
»Daß Sie wirklich ihm verſchrieben,
»Daß Sie wirklich nimmer frei.

»Ei! wie doch die Dichter lügen,
»Glauben machen, was nicht iſt,
»Und uns mit der Wahrheit Zügen
»Lockend ſchmücken ihre Liſt!« —

Alſo mußt' ich ſie vernehmen,
Und nicht länger hielt ich's aus;
War es Unmuth, war es Grämen,
Doch es trieb mich aus dem Haus.

Trieb mich fort, hinaus in's Freie,
Wo mich Gott nur hört und ich. —

Thor! so rief ich, das die Weihe?
Und noch immer täusch' ich mich?

Was ich so, so warm gesungen,
Wenn so warm nicht, doch so wahr,
Schilt man Modehuldigungen,
Die die Eitelkeit gebar?! —

Liedern, Tropfen meines Blutes,
Theilen meiner Wesenheit,
Pfändern meines Jugendmuthes,
Zeugen meiner Seligkeit;

Liedern, die ich für die Eine,
Die mein Herz allein bekennt,
Rückzulegen dacht' als Steine
Für ihr einstig Monument;

Die ich, wenn ich eher sterbe,
Als ich in ihr aufgelebt,
Aufzusammeln dacht' als Erbe,
Das man nicht mit mir begräbt;

Diesen Liedern, armer Sänger,
Hält die Welt ein solch Gericht?! —
Haltet ein, ihr Herrn, nicht länger!
Nennt sie schlecht, — nur Lüge nicht!

VI.

Das wunde Herz.

Die Königstochter ſeufzet:
»Ich fühl' es zu dieſer Stund',
»Es iſt um mein junges Leben geſcheh'n,
»Mein Herz iſt gar zu wund.

»Und ſo lang ich in meinem Buſen
»Muß tragen dieß Herz ſo wund,
»Wird nimmer die Stirn mir heiter mehr,
»Wird nimmer lächeln mein Mund.

»Es ſitzt mir zu tief im Herzen
»Der Dorn der Liebe ſo ſcharf,
»Und was ich will, das darf ich nicht,
»Und will nicht, was ich darf!« —

Die Aerzte kommen und gehen,
Es gilt eines König's Dank,
Allein für ein liebewundes Herz
Gibt's weder Kraut, noch Trank.

Und eh' zwölf Monden verronnen,
Iſt große Klag' im Reich,
Des König's junge Tochter liegt
Auf ihrem Lager ſo bleich.

Selbſt Mund und Stirn der Todten
Entſtellt noch tiefer Schmerz; —
Da nehmen die Aerzte ihr aus der Bruſt
Das kalte, wunde Herz.

Und legen es, wohl durchbalſamt,
In einen kryſtallenen Schrein,
Und Mönche tragen es in die Gruft,
Und ſingen es ſegnend ein.

Dann wird auf Purpurkiſſen
Die Leiche zur Schau geſtellt;
Da liegt ſie, das liebliche Schmerzgeſicht
Vom Fackelſchein erhellt.

Und ſiehe! nun iſt die Stirne
Der heiterſten Ruhe Bild,
Und ſichtbar ſpielt um den holden Mund
Ein Lächeln, freundlich und mild.

Im ganzen ſchönen Antlitz
Kein leiſer Zug von Schmerz;
Sie hat es ja los, was ſie gequält, —
Ihr armes, wundes Herz!

Meine Uhr.

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir;
Wie viel es geschlagen habe,
Genau seh' ich's an ihr.

Es ist ein großer Meister,
Der künstlich ihr Werk gefügt,
Wenn gleich ihr Gang nicht immer
Dem thörichten Wunsche gnügt.

Ich wollte, sie wäre rascher
Gegangen an manchem Tag;
Ich wollte, sie hätte manchmal
Verzögert den raschen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden,
Im Sturm und in der Ruh',
Was immer geschah im Leben,
Sie pochte den Tact dazu.

Sie schlug am Sarge des Vaters,
Sie schlug an des Freundes Bahr',
Sie schlug am Morgen der Liebe,
Sie schlug am Traualtar.

Sie ſchlug an der Wiege des Kindes, —
Sie ſchlägt, will's Gott! noch oft,
Wenn beßere Tage kommen,
Wie meine Seel' es hofft.

Und ward ſie auch manchmal träger,
Und drohte zu ſtocken ihren Lauf,
So zog doch der Meiſter immer
Großmüthig ſie wieder auf.

Doch ſtünde ſie einmal ſtille,
Dann wär's um ſie geſcheh'n: —
Kein Andrer, als der ſie fügte,
Bringt die zerſtörte zum geh'n.

Dann müßt' ich zum Meiſter wandern,
Und ach! der wohnt gar weit,
Wohnt draußen jenſeits der Erde,
Wohnt dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich ſie ihm zurücke,
Mit dankbar kindlichem Fleh'n:
»Sieh, Herr, ich hab' nichts verdorben,
»Sie blieb von ſelber ſteh'n!«

VII.

Das Todtenlichtlein.

Am Allerſeelentage da ſind
Die Gräber von Lichtlein umglänzt,
In Blumen des Herbſtes ſpielet der Wind,
Mit denen die Kreuze man kränzt.

Und ſinnende Menſchen knieen entlang,
Die Augen von Thränen umflort,
Vom Chor erdröhnt es im Orgelklang:
Bedenket, was ihr verlort!« —

Und Mägdlein, was verlorſt denn du?
Kein Grab, kein Kreuz iſt nah,
Und du knieſt doch voll ernſter Ruh'
Abſeit von den Gräbern da.

Ein roſenfarbenes Lichtlein brennſt
Du weinend, ſeufzend an;
Sprich wer iſt's, den du geſtorben nennſt
Damit man dich tröſten kann!?

Ruht dir der Vater im kühlen Moos? —
»Er freut ſich des Lebens noch ſehr!« —
Ruht dir die Mutter im Erdenſchooß? —
»Noch wandelt ſie rührig umher!«

So ruht dir ein Bruder oder ein Freund
Tief unten im modernden Schrein? —
»Nicht Schweſter, nicht Bruder hab' ich beweint:
»Ich war ja immer allein!

»Der Eine, mit dem ich's auf dieſer Welt
»Am beſten mein' —, auch er —
»Er wandelt vor Allen gar wohl beſtellt,
»Gar fröhlich im Leben umher.

»Er iſt ſo munter, er iſt ſo froh,
»Er iſt vom Grabe noch weit,
»Er ſchwebt — ach! könnt' er es immer ſo! —
»Im Taumel der Seligkeit.

»Ich aber, weil ich's nicht ändern kann,
»Knie' hier in ſeligem Schmerz,
»Und brenne weinend mein Lichtlein an
»Für ein mir geſtorbenes Herz!«

Dorf und Kirchhof.

Was seh' ich hier? — Ein Dorf? — Nein, nein!
In diesen schmalen Klausen,
Um die sich Wind und Wetter zankt,
Wie? — sollten Menschen hausen?

Dieß Holzgeripp mit Fleisch aus Schlamm,
Mit stumpfem Gram im Herzen,
Das wollte gelten für ein Haus,
Bewohnt von Glück und Scherzen?

Der Fleiß, der frohe Jugendsinn,
Die Liebeslust, der Segen,
Sie könnten auch in solcher Haft
Gedeih'n und sich bewegen?

Und doch — man leibt und lebt und liebt
Auch unter Halmendächern,
Auch in den Särgen dieses Dorf's,
Wie in der Stadt Gemächern.

Doch seltsam! — wenn ich hier mich weg,
Und da hinüberwende, —
Ein stiller Friedhof lehnt sich dort
An dieses Dorfes Ende.

Bezeichneten die Kreuze nicht,
Welch eine Saat er trage,
Man hielt' ihn für ein üppig Feld
Von einfach schöner Lage.

Getreidewellen ähnlich bläh'n
Sich seine grünen Hügel,
Und durch die hohen Halme weh'n
Des Westes leise Flügel.

Er hat kein Thor, — wozu nur wär's?
Den Weg hin finden Alle;
Ein Kreuzdornzaun genügt, — wer schleicht
Sich fort aus dieser Halle?

Er hat kein Dach, — der Blick hinauf
Ist Allen unbenommen,
Und was von oben kommen will,
Das möge freundlich kommen!

Wenn man den Kirchhof und das Dorf
Zusammen so beschauet,
Wer sehnte sich nach jenem nicht,
Indes vor dem ihm grauet?

Wie sind die guten Lebenden
Doch dort so schlecht begraben,
Indes die lieben Todten hier
Das schönste Leben haben!

VIII.

Der Aelpler.

»Leb' wohl, mein Weib, leb' wohl, mein Kind!
»Ich muß hinaus, zu jagen.
»Die Sonne ſcheint recht mild, der Wind
»Iſt lau und lind,
»Wie nicht ſeit langen Tagen.
»Benützt will ſolch ein Wetter ſein:
»Es iſt nicht täglich Sonnenſchein,
»Vielleicht daß wir die Strahlen
»Mit langer Nacht bezahlen!«

Der Aelpler Rudi ſpricht's und nimmt
Gewehr und Stock und Taſche,
Geht, ruft von fern noch weichgeſtimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhaſche;
Allein die Gemſlein, ſonſt ſo keck,
Ruh'n heute, ſcheint's, im Felsverſteck,
Und laßen lang ihn ſteigen,
Bis ſie ſich neckend zeigen.

Resli, ſein Weib, indes zu Haus
Hört ſeinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fenſterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umſtarrt von Eiskryſtallen;

Und wie ſie nimmer ihn erblickt,
Fühlt ſie ſich wunderbar bedrückt,
Und hält mit innrem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

Da rieſelt's plötzlich, rauſcht und brauſt,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenſter hin, ihr grauſt; —
So heult und ſauſt
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! Es iſt der Lauwe Macht,
Die nimmer rieſelt, die ſchon kracht,
Schon donnert, ſchon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

Sie ſieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur in's Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton,
Und deckt ſie ſchon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. — —
Es iſt vorbei, der Aufruhr ſchweigt,
Und regenbogenfarbig ſteigt,
Als wäre nichts geſchehen,
Der Schneeſtaub in die Höhen. — —

Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erſte Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemſlein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und ſteht,

Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

So oft ein Uhu kreiſcht, ein Aar
Im Flug vorüber haſtet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und ſträubt ſein Haar,
Und drückt auf ihn und laſtet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beſchwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's ſummen,
Und wieder hohl verſtummen.

Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß erſehnte Schwelle; —
Er ſchaut, — iſt's eitel Sinnenſpiel?
Nein, nein, — es fiel
Wohl Schnee, — auch täuſcht die Helle,
Des Eiſes greller Widerſchein,
Auch kann er nicht daheim noch ſein; —
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel ſo nah zu wähnen.

Und weiter geht er, ſteht und ſchaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel; —
Was dort, thurmartig aufgebaut,
Herniederſchaut,
Iſt ja der Furka Gipfel;
Und zwiſchen dieſem Alpenrand
Und jener rieſ'gen Gipfelwand
Muß ja ſein Hüttchen ſtehen,
Muß er ja doch es ſehen.

Er ſucht — und ſieht nicht, — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder; —
Er ſieht's, und denkt's, und rennt die Höh'
Hinan, ſchreit: »Weh!«
Und wirft ſich heulend nieder.
Dann ſpringt er auf, ſtürzt fort im Lauf,
Und ſchreit, daß Thal und Felſenknauf
Von ſeinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

»Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
»Iſt eingeſcharrt, verſchüttet,
»Zerſchmettert vom Lauwinen-Fall,
»Vom Eiskryſtall
»Vermauert und verkittet!
»Auf, auf vom Schlaf, Alphüttler, auf!
»Zwei Leben, drei ſteh'n hier zu Kauf!
»Auf, auf, mit Hand und Spaten
»Zu helfen und zu rathen!«

Und mit der Sonne wallt's hinan
In hilfbeflißnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felſenbuge.
Die Hände ruh'n und raſten nicht,
Bis Scholl' um Scholle ſchmilzt und bricht;
Doch wie die Maſſ' auch ſchwindet,
Ihr Schooß bleibt unergründet.

Drei Tage wechſelnd wallt's hinan
In hilfbeflißnem Zuge,

Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt im Felſenbuge.
Umſonſt, umſonſt! das Meer hat Grund,
Hier aber ſchwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

Da ſinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Abſteh'n ſie Alle klagend,
Nur er ſtürzt auf den Wall noch hin,
Und gräbt darin,
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht,
Mit ewig neuer Kraft und Macht
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz aller Schweißestropfen.

Der neunte Tag geht auf, die Laſt
Des Schnee's iſt abgequollen; —
Und wieder gräbt er ohne Raſt,
Und ſtößt mit Haſt
Auf feſtern Grund, als Schollen,
Stößt wieder ein, ſtößt wieder an,
Und gräbt und ſchaufelt, was er kann, —
Auftaucht's, — ihr Heil'gen Gottes! —
Es iſt das Dach des Schlottes,

Des Schlottes Dach, des Hauſes Mund,
Der führt zu ſeinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund, —
Es rauſcht im Grund,

Und ſeufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

Das knüpft er feſt, dran knüpft er ſich,
Steigt ein, läßt raſch ſich nieder,
Langt an, blickt um ſich —: »Resli! — ſprich!
»Und — Seppi — dich!
»Hab' ich euch wirklich wieder? —
»Iſt's wahr? Und lebt und ſeid ihr's noch?
»Und habt's ertragen, Gottes Joch?« —
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küſſen,

Nur beten, fleh'n zu Ihm, der ſie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh,
Und ſpät und früh
Durch ſeinen Hauch ſie nährte. —
Doch, Gott! wie war's, als ſie hervor
An's Licht nun traten, und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzuſaugen.

Wie ſchien da Alles neu und ſchön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höh'n
Für ſie der Föhn,
Die Adler friſchen Wonne;
Die wüſte, ſchneebedeckte Flüh

War mehr als Frühlingsſchmelz für ſie,
Geliebte Freunde ſchienen
Die alten Tannen ihnen. — —

Im nächſten Lenze ſtand bereits
Ein Mal am Felſenhange;
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerſeits
Das Volk mit Sang und Klange;
Manch Bräutchen, ſo vorüber kam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er ſo treu ihr bleibe,
Wie Rudi ſeinem Weibe.

Der Aelpler und der Fiſcher.

Der Aelpler.

Was machſt du da? Was tändelſt du am Kahn?
Solch eitles Thun iſt's wohl der Rede werth?
Hingaukelnd auf des See's geduld'ger Bahn,
Enfernſt du dich ja kaum vom ſichren Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es ſchläft,
Wirfſt du die leichten Netze läßig aus,
Und treibſt in Frieden ſorglos dein Geſchäft.

Sieh mich! Der Dämmrung Grauen ruft mich fort,
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich geh'n;
Die Lieben laß' ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder ſie vielleicht zu ſeh'n.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer;
Kühn ſchauend in des Himmels offnes Thor,
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher.

Doch ſteh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Muth nur iſt,
Und ſchau' ich weit aus in den freien Raum,
Den ſelbſt des Adlers Auge ſchwindelnd mißt; —

Und ſteh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurm's Pfiff mehr unterbricht,
Allein mit meinem Gotte fern und nah,
Vielleicht der Einz'ge rings ſo hoch am Licht; —

Dann ſchaut dein Thal, ein Raſenfleck, herauf,
Dein Haus, ein Vogelneſt an ſeinem Rand,
Dein mächt'ger See, nur eine Lache drauf, —
Und ſtolz lobpreiſ' ich meinen Aelplerſtand.

Der Fiſcher.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wohlgemuth die Maſchen aus,
Mit muntrem Liede geht's den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wohl ſchläft auch lauernd unter mir der Tod;
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich,
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demuth, bis ſein Zürnen wich.

Auch unter mir im Waßerſpiegel ruht
Der blaue Himmel in erhabner Ruh',
Und wenn ſie ſich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du.

Die ſchroffen Zacken, die dein Fuß verſucht,
Die Schlüft', in deren Oehr du ſchwindelnd hangſt,
Sie bieten, ſpiegelnd ſich in grüner Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angſt.

Und ſtatt der Todtenſtill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden zieh'n im Abendſtrahl,
Der Sehne johlt, das Ave-Glöcklein ruft,
Der Geiſt der Stille trauter noch in's Thal.

Drum ſchau du immerhin von luft'ger Bahn
Herab auf's Thal, mein Haus und meinen See, —
Ich ſchiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der ſtolz auf ſich vertraut,
Gleit' ich beſcheiden in gemeßnem Lauf;
Und jener Mond, der auf dich *niederſchaut*,
Schaut aus dem Waßer mild zu mir *herauf*.

IX.

Des Lebens Preis.

Im Hauſe drinnen iſt Hochzeit,
Vorm Hauſe lehnt ein Mann;
Er führt nichts gutes im Sinne,
Man ſieht's in den Augen ihm an.

Sein Liebchen iſt ja das Bräutchen,
Und er nicht der Bräutigam;
Wohl mag es ſchwer ihm fallen,
Daß ſie ſo leicht es nahm.

Ein Lebehoch ſchallt drinnen,
Und außen fällt ein — Schuß. —
»Ei, — daß ſich der Träumer doch eben
»Da draußen erſchießen muß!«

Es gibt eine kleine Pauſe,
Bis man ihn fortgebracht,
Dann wirbelt's und wogt es vom neuen
Recht toll und voll durch die Nacht.

Das gab ein Geſpräch am Morgen,
Wie's lang im Städtchen nicht gab; —
Man zeigt in der Friedhofecke
Noch jetzt dem Wandrerſein Grab.

Und gab er auch nichts zu fühlen,
Wie er es vielleicht begehrt,
So gab er doch etwas zu reden; —
War das nicht ein Leben werth?

Böſer Zweifel.

Mein Kind, ſo lang ich bei dir bin,
Biſt du, das fühl' ich, mein;
Da ſchleicht ſich wohl in deinen Sinn
Kein fremdes Bild hinein.

Da biſt du mir vom Herzen gut,
Thuſt alles, was ich will,
Verläugneſt dein bewegtes Blut,
Wirſt ernſt und weich und ſtill.

Doch wenn dein Auge mich vermiſſt,
Wenn Andre nach dir ſeh'n,
Und du dir überlaßen biſt,
Was mag wohl dann geſcheh'n? —

Drum fährt mir manchmal durch den Sinn
Der böſe Zweifel hin:
Ob ich wohl dann auch bei dir bin,
Wenn ich nicht bei dir bin?!

X.

Die Spielkarten.

Vom Dome zu Augsburg dröhnt ſo bang
Der Armenſünderglocke Klang,
Zum Richtplatz wogt die Menge fort,
Schon wartet der rothe Freimann dort.

Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das ſchier ſelber es leid ihm thut;
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh ſchon verkümmert des Lebens Keim.

Noch ſitzt er im Thurme, — da klingt's hinein, —
Er fühlt, nun müß' es verblutet ſein;
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Raſt,
Sinnt, weint und betet, und wird gefaßt.

Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann,
Sie geben's befremdet dem armen Mann.
Er aber entfaltet's vor ihnen ſtill,
Und ſpricht: »Ihr begreift wohl nicht, was ich will!

»Seht dieſe Blätter! Wie ich ſie hier
»Gleichwie zum Scherz aufſchlage vor mir,
»So ſpiegeln ſie treu mein Leben mir ab
»Von meiner Wiege bis an mein Grab.

*

»Hier Sieben! — Ich zählte ſieben Jahr',
»Als ich den Aeltern ſchon bleichte das Haar;
»Ich war ein wüſter, trotziger Bub',
»Der Jedem gern eine Grube grub.

»Hier Acht! — Acht Jahre zählt' ich nur,
»Da ward ich ertappt auf Diebesſpur.
»Hier Neun! — Neun Jahre zählt' ich kaum,
»Und nur mit Räubern raubt' ich im Traum.

»Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
»Du ſtrahlſt allein mir hell und klar
»In meines Daſeins Nacht hinein: —
»O könnt' ich im zehnten Jahre noch ſein!

»Da ſprengte befliß'ner Lehrer Hand
»Des kalten Buſens eiſiges Band,
»Aufthaute mein Herz, ich erwuchs vom neu'n,
»Ich lernte beten, ich lernte bereu'n!

»Hier — Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur ſie
»Zerſtörten mir wieder die Harmonie,
»Die Buben, die Freunde ſich fälſchlich genannt,
»Sie haben das Herz mir wieder gewandt.

»Sie riß'en zum Spiele mich täuſchend hin,
»In dieſen Blättern verlor ſich mein Sinn! —
»Da kamen die Damen — die Damen — ſeht,
»Wie trefflich alles zuſammengeht!

»Die Damen mit ihrem Doppelgeſicht,
»Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,

»Sie gruben künſtlich vom Körper aus
»Den Geiſt aus ſeinen Wurzeln heraus.

»Die Eiferſucht durchfuhr mir das Hirn
»So ſcharf, wie mein Meßer das Herz der Dirn',
»Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
»Daß nun mein Blut das ihrige ſühnt!

»Und nun — der König! Nun tret' ich bald
»Vor Ihn, den König, in ſeiner Gewalt,
»Den ewigen, ſchrecklichen König der Welt,
»Der gnädig die Tropfen der Reue zählt.

»Seht hier das Daus, — o lächelt nicht!
»Es iſt die Karte, die alle ſticht;
»Das Daus ſei meiner Reue Bild,
»Sie möge gelten wenn nichts mehr gilt!

»Nun werf' ich die Karten wieder zu Hauf; —
»Nun Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
»Ein Blatt gilt ewig, es iſt die Reu':
»Auf, Schergen, auf! Gott ſteh' mir bei!«

Taſchenſpielerei.

Die Zeit — ich hab' es ſelbſt erfahren —
Iſt eine Taſchenſpielerin,
Sie ſchlägt die Volte mit den Jahren,
Und blendet neckend Aug' und Sinn.

Da ſteht ſie, hinterm grünen Tiſche
Der Erde, mit geübter Hand,
Vor ſich ein ſchimmerndes Gemiſche
Von Flitterwerk und Zaubertand.

Und Dornen wandelt ſie in Roſen,
Wohl öfter noch die Roſ' in Dorn,
Und läßt um Nieten emſig loſen,
Und trübt zu Blut der Freude Born.

Und Kronen bröckelt ſie zu Staube,
Und ſchmelzt den Staub zu Gold im Nu,
Und ſchickt die kaum gewürgte Taube
Des Friedens neubelebt uns zu.

Die Zeit — ich hab' es ſelbſt erfahren —
Iſt eine Taſchenſpielerin;
Sie nahm mir einmal meinen klaren,
Geſunden, lebensfrohen Sinn;

Und legt' ihn tändelnd untern Becher
Der Lieb' und ſprach ein kurzes Wort,
Dann hob ſie raſch den Zauberköcher, —
Mein klarer, froher Sinn war — fort.

Was ich dafür zurückerhalten,
War ein verkohlter Diamant;
Ich küſſt', erſchüttert durch ihr Walten,
Mit Thränen ihre Künſtlerhand.

XI.

Der finſtere Tänzer.

»Mein liebes, dreimal liebes Kind,
»Und iſt es auch dein Ernſt,
»Daß du wie heute ſtets geſinnt
»Dich nie von mir entfernſt?
»Daß du's mit mir im Leben wagſt,
»Und jedem ſchönren Glück entſagſt? —

»Denn was ich zähl', iſt dieſes Herz,
»Kein Gut und Gold, wie du; —
»Und was ich habe, Kind, — iſt Schmerz,
»Und was ich brauche — Ruh'!
»Doch was ich lieb' und ſuch' allein,
»Biſt du, mein Kind, und wirſt es ſein!

»Mich ruft das Leben fort von dir;
»Mir fällt es ſchwer zu geh'n!
»Uns wiederſehen werden wir,
»Doch wie uns wiederſeh'n?
»Als mein und dein, wie vor und eh'?
»Ach, oder fremd zu Leid und Weh'?« —

»»Wie nun und eh', wie mein und dein,
»»Wie Bräutigam und Braut,

»»Des mag der Herr mein Zeuge ſein,
»»Der in die Herzen ſchaut!
»»Wie nun und eh', wie mein und dein,
»»Sonſt ſoll mein Leib — des Teufels ſein!««

Getröſtet eilt der Arme fort:
Sie gab ja ihren Eid,
Hat ſich mit dreimal heil'gem Wort
Ja ſchrecklich ihm geweiht;
Und was ihn oft auch engt und preſſt,
Sein Glaub' auf ſie iſt felſenfeſt.

Und eh' ein kurzes Jahr verſtrich,
(Ein langes Jahr für ihn),
Eilt er zurück; wie freut er ſich,
Wie wird die Braut erglüh'n,
Wie wird ſie ruh'n ſo liebewarm
In ſeinem langentbehrten Arm!

Von ſüßer Bangigkeit bedrückt,
Eilt, fliegt er heimatwärts,
Der Liebe Seligkeit entzückt
Im Vorgefühl ſein Herz.
Des Eheglück's, der Vaterluſt
Frohlockt in Ahnung ſeine Bruſt.

Er iſt zu Haus, er eilt durch's Thor,
Die Sterne ſcheinen mild,
Durch helle Scheiben klingt ein Chor,
Im Reigen wirbelt's wild.
Er fragt, — muß hören, was er ſchaut:
Es iſt das Brautfeſt ſeiner Braut!

Es iſt das Brautfeſt ſeiner Braut,
Die ſich ihm zugeweiht
Bei Dem, der in die Herzen ſchaut,
Und dennoch brach den Eid;
Die angelobt, ſein Weib allein,
Wo nicht, — des Teufels Weib zu ſein!

»Topp!« ruft er durch die Thür hinein,
»Topp, treues, ſchmuckes Weib!
»So ſoll denn, kann er mein nicht ſein,
»Des Teufels ſein dein Leib!« —
Er ruft's, entwankt verſtört und bleich,
Und ſtürzt ſich in den nächſten Teich.

Die Gäſte ſtaunen, lachen, ſchmäh'n
Und ſchwelgen ohne Scham,
Da läßt ein fremder Gaſt ſich ſeh'n,
Der eben, ſcheint es, kam,
Ein dürrer, finſtrer Niemandsfreund,
Der nichts bejaht und nichts verneint.

Bei einem Becher ſitzt er ſtumm
Abſeit wie große Herrn,
Sieht manchmal nach dem Bräutchen um,
Als ſäh' er's eben gern,
Reibt ſich die Händ' und blinzt empor,
Als hätt' er etwas luſt'ges vor.

Und Zwölf erdröhnt's vom nahen Thurm,
Zum Kehraus wird geſpielt,
Die Fideln kreiſchen wie im Sturm,
Der Tact iſt raſch und wild.

»Halloh! Mein Tact!« ſo kichert laut
Der finſtre Gaſt und nimmt die Braut.

Bei Donnerklang und Sturmgeſumm
Zerrt er ſie rück und vor,
Und dreht ſich um und wieder um,
Und ſchreit ihr in das Ohr:
»Ich bin noch friſch, mein mattes Weib,
»Und mir verſchriebſt du ja den Leib!«

Die Braut wird roth, die Braut wird blaſs,
Die Lippen netzt ihr Blut,
Er aber tanzt ohn' Unterlaß
Mit immer neuer Wuth;
Die Gäſte flieh'n entſetzt hinaus,
Schon tanzt das Paar allein im Haus.

Es tanzt hinauf, es tanzt hinab,
Die Dielen morſchen ein.
Der Lüſter fällt vom Sims herab,
Und wird zum Todtenſchrein;
Drin ſargt der Gaſt das Bräutchen auf,
Und wirft die Deck' als Leichſtein drauf.

Auf dem Balle.

Wenn Alles in buntem Wirbel ſich dreht,
Die Herzen heftiger ſchlagen,
Und Saitengetön durch die Säle weht,
Dann faßt mich ein eignes Behagen.

In einen Winkel drück' ich mich dann,
Und laße die Augen gewähren;
Manch huldiges Fräulein blickt mich an,
Und meint wohl, ich müß' — entbehren.

„Er iſt ein Sonderling!“ flüſtert's hier,
Dort heißt es: „Er läßt ſich bitten!“ —
Ein dritter ſpöttelt, es habe mir
Mein Weibchen das Tanzen beſtritten. —

Ein vierter bemerkt: der feine Ton
Sei nicht meine ſtärkſte Seite. —
Ich aber belächle mir Huld und Hohn,
Und muſtere ſtill meine Leute.

Sie flattern hinab, ſie fliegen herzu,
Sie flüſtern, bekritteln, beſtaunen;
Ich aber erwäg' in genießender Ruh'
Des Lebens wechſelnde Launen.

Was mancher auf Gräbern noch nie geahnt,
Ahn' ich auf dem Boden des Tanzes;
Oft gleißt in des Schickſals drohender Hand
Die Blüte des feſtlichen Kranzes.

Sie glauben alle ſich wahrhaft zu freu'n;
Die glücklichen, daß ſie es glauben! —
Es haben die Stunden, die Roſen uns ſtreu'n,
Ja Schweſtern, die Roſen uns rauben!

Drum halt' es hiernieden Jeder für ſich,
Wer wollt' einander beſchränken?
»Die Anderen, denk' ich, tanzen für dich: —
»Du magſt für die Anderen denken!«

XII.

Der Bettelknabe.

Vorm Stadtthor ſaß in Regen und Wind
Ein kleines, armes, verlaßenes Kind.
Frühmorgens zerrt' es ein rauher Mann
Stillſchweigend am kranken Händchen heran;
Nur wenn er's am Weg auf den Boden geſetzt,
Begann er mürriſch: »Da bleibſt du jetzt,
»Und beteſt dein ‚Vater unſer', doch laut,
»Damit man dich hört und auf dich ſchaut;
»Je lauter, deſto beſſer für dich,
»Und wenn du bemerkt dich ſiehſt, ſo ſprich:
»»Bitte, bitte, liebe Herr'n, ſchöne Damen,
»»Um einen Kreuzer in Gottesnamen;
»»Fünf kranke Kinder ſind wir zu Hauſ' —
»(Es iſt nicht ſo, doch mach' dir nichts draus!)
»»Der Vater iſt krank — (hat's auch nicht Noth) —
»»Die Mutter — (nun das iſt wahr) — die iſt todt!
»»Alſo bitte um einen Kreuzer recht ſchön!«« —
»Nun werden zwar viele vorübergeh'n,
»Die's hören, ohne dir was zu ſchenken,
»Müßen auf Ball und Komödie denken;
»Dafür hat doch mancher ein Herz im Leib,
»Und wirft dir was hin aus Zeitvertreib,
»Dann rufe: ‚Vergelt's Gott tauſendmal!'
»Recht laut, das vermehrt der Geber Zahl:

»Denn wenn ſie dir einen Kreuzer gaben,
»So wollen dafür ſie Ducaten haben! —
»So! Nun — und friert dich in Fuß und Arm,
»So denk', unſre Stub' iſt auch nicht warm;
»Und meldet ſich um Mittag der Magen,
»So denk', zu Haus gibt's auch nichts zu nagen;
»Und wenn es regnet, ſo nimm's als Spaß,
»Wirſt weiter, als bis auf die Haut, nie naß;
»Wenn's finſter wird, ſo hol' ich dich ab,
»Und zähle zuſammen, was man dir gab.
»Das ſag' ich dir, daß du dich gut beträgſt,
»Und nichts verabſäumſt oder verſchlägſt;
»Laß ja nicht mit leeren Taſchen dich finden,
»Verſtehſt du mich, ſonſt ſollſt du's empfinden!
»Ein Krüppel wie du, der betteln kann,
»Trifft's beßer, als mancher Handwerksmann!«

Nach ſolchen weiſlichen Regeln und Lehren
Sah man den Alten den Rücken ihm kehren.
Das Kindlein wußte nicht, wie ihm geſchah,
Es ſaß mit gefalteten Händchen da,
Sah auf zum Himmel, wenn er blau,
Und ſprach ſein freudiges ‚Vater unſer';
Sah auf zum Himmel, wenn er grau,
Und ſprach ſein klägliches ‚Vater unſer';
Und zog ſein Käppchen über's Ohr,
Und ſchlug die Aermchen, wenn es fror,
Und kehrte fröſtelnd dem Winde den Rücken,
Und ſah auf die Leute mit flehenden Blicken,
Und merkt's in den Mienen des Mitleid's Spur,
So rief's: »Bitte, bitte ein Kreuzerchen nur,
»Meine Mutter iſt todt —« damit war's aus,
Die Lügen wollten ihm nicht heraus.

Da schritt wohl mancher Grämling vorbei,
Und brummte: »Die lästige Bettelei!«
So mancher tänzelt singend vorüber,
Er hört nicht das Kind, und fiel schier drüber;
So mancher fährt mit Bedacht in die Taschen,
Kann die rechte Münze nicht gleich erhaschen.
Doch mancher sieht das Kindlein an,
Und denkt sich: »Wär' ich ein reicherer Mann!«
Drückt ihm einen Kreuzer in's Händchen hinein:
's sieht aus wie ein Goldstück im Sonnenschein.
Und manche Frau, im vorübergeh'n,
Beschenkt das Kind, und will es nicht seh'n;
Durch alle Nerven zuckt ihr ein Riß:
Was gilt's, das ist eine Mutter gewiß!
So ist das Kindlein mit seinen Schmerzen
Ein völlig Maß für der Menschen Herzen.
Lang saß das verkrüppelte Kind so dort,
Gut hatte der Alte gewählt den Ort:
Wohl trug des schmachtenden Würmchens Pein
Bisweilen ihm wuchernde Zinsen ein. —
Doch eines Tags war's nimmer da,
Mich drängt' es zu wißen, was ihm geschah.
Vielleicht erkrankt' es mehr und mehr,
Und läßt sein Plätzchen für lange leer;
Vielleicht ist endlich der Wackre gekommen,
Der mitleidsvoll es zu sich genommen,
Der sorgt, daß es warme Kleider hat,
Und der ihm spendet zu eßen satt,
Und der ihm artiges Spielzeug gibt,
Und der es belehrt und der es liebt,
Und der's ihm beweist, nach langem Leide,
Daß Gott die Kindlein erschaffen zur Freude;

Gewiſs, gekommen iſt er der Mann,
Und nahm ſich des armen, verlaßenen an.
Und froh, als wär's mein eigner Gewinn,
Hatt' ich des Kindleins Geſchick im Sinn;
Und als ich abends zu Bette mich legte,
Und ſchon mich umkoſte des Traumes Weh'n,
Da war mir, als ob ſich etwas regte,
Das Kindlein glaubt' ich vor mir zu ſeh'n;
Ja — ja — da ſaß es wie ſonſt, vor dem Thor,
Und betet' und bat und weint' und fror,
Der Nord zerſchnitt ihm die blauen Wangen,
Eiszäpflein hatt' es am Kleide hangen.
Schon giengen weniger Menſchen vorüber,
Die garſtige Kälte trieb ſie nach Haus,
Und trüber wurd' es, immer trüber,
Und ſpärlicher fielen die Gaben aus;
Schon dämmert' unheimliches Abendlicht, —
Der grauſame Alte kam noch nicht.
Da ward es dem Kindlein im Herzen bang.
»Ach,« rief es, »Vater, wo bleibſt du ſo lang?
»Mich friert, mich hungert, ich kann's nicht ertragen,
»Die Arme, die Füße wie abgeſchlagen,
»Im Herzen und Kopfe brennt es wie Glut, —
»Komm, Vater, du weißt nicht, wie weh es thut! —
»Du kommſt nicht? — Haſt du meiner vergeßen? —
»Schon lange genug bin ich hier geſeßen! — —
»Ach, Vater unſer, ſo höre mich du,
»Und ſchick' einen freundlichen Führer mir zu,
»Der meine Schritte nach Hauſe lenke,
»Und mir ein kleines Almoſen ſchenke;
»Sonſt ſchilt mein Vater mich zürnend aus:
»Gar wenig bring' ich ihm heute nach Haus!« —

Und wie ſo das Kindlein verſchmachtend fleht,
Da fühlt es ſich plötzlich lau umweht,
Und glänzend tritt aus dem finſteren Thor
Ein freundlich lächelnder Knab' hervor,
Mit Locken ſo golden, mit Augen ſo licht,
Aus denen die Lieb' und das Mitleid ſpricht.
Der bleibt vor dem betenden Kinde ſteh'n,
Und liſpelt ihm zu: »Willſt mit mir geh'n?
»Ich führe dich ſicher nach Hauſe mit mir,
»Das beſte Almoſen ſchenk' ich dir.«
Das Kind erwiedert: »Ach Knabe fein,
»Du mußt wohl ein Engel des Himmels ſein!«
Ja, — Kinder und Engel erkennen ſich! —
Der Engel faßt es gar mildiglich,
Es heimzuführen aus Kreuz und Noth,
Und ſchenkt ihm der Almoſen beſtes, — den Tod.

Das war mein Traum von dem Bettelkind,
Will hoffen, daß Träum' oft Wahrheit ſind!
Das Plätzchen vorm Stadtthor aber iſt leer,
Das Kindlein braucht nicht zu betteln mehr:
Es iſt vom Dem dort aufgenommen,
Der gerne die Kleinen läßt zu ſich kommen.

Ein trüber Gedanke.

Die Lockungen der Freude dringen
Von allen Seiten auf mich ein,
Mir aber will es nicht gelingen,
So recht vom Herzen froh zu ſein.
Wie Geiſterſtimmen hör' ich's beben
Durch jede heitre Melodie;
Hier Tanz und Spiel und Luſt und Leben,
Und — anderswo verhungern ſie!

Und zähl' ich meine kargen Schätze,
Und dank' ich meinem Gott im Geiſt,
Daß ich getroſt zum Tiſch mich ſetze,
An dem mein Fleiß mich ſattſam ſpeiſt,
So will mein Brot nicht recht mir munden,
Das gnädig mir der Herr verlieh:
Ich hab' es ohne Schweiß gefunden,
Und — anderswo verhungern ſie!

Und ſchling' ich liebend meine Arme
Um Weib und Kind, um meine Welt,
So thu' ich's doch nicht ſonder Harme,
Ich fühle, daß mir etwas fehlt;

Ich kann ſie ſchützen vor Entbehren,
Sie darben und ſie frieren nie:
Welch Glück, ſein Weib, ſein Kind zu nähren,
Und — anderswo verhungern ſie!

Ich gönne Jedem ſeine Wonnen,
Ich laſſe Jedem ſeinen Brauch,
Ich habe meinen Platz zum Sonnen,
Und wünſch' ihn jedem Andern auch.
Ich denke nie mir: »Wär' ich reicher!«
Doch wär' ich's, oh! ich wüßte, wie?
Ich dächte: »Du haſt volle Speicher,
Und — anderswo verhungern ſie!«

Mir iſt die Kunſt ein Gaſt vom Himmel,
Der Roſen uns auf's Leben ſtreut,
Nur bangt mir vor dem Kunſtgetümmel:
Es übertäubt den Ernſt der Zeit;
Es iſt mehr Trunkenheit, als Segen,
Ich ſuch' umſonſt die Harmonie:
Hier Blumenhagel, Demantregen,
Und — anderswo verhungern ſie!

Sie faſeln viel von Menſchenliebe,
Sie ſtreiten über Mein und Dein,
Sie greifen in das Weltgetriebe
Mit Schülerhänden meiſternd ein,
Sie ſtreuen goldne Zukunftſaaten,
Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie ſprechen, ſchreiben und berathen,
Und — anderswo verhungern ſie!

Das eben ſcheucht mir von der Stirne
Die echte, rechte Fröhlichkeit;
Was ſchläft in einem Dichterhirne
Zum Troſte für die Noth der Zeit?
Was halfen je noch Reim' und Lieder
Dort, wo um Brot der Jammer ſchrie? —
Aus jeder Zeile tönt mir's wieder:
»Ach — anderswo verhungern ſie!«

Zweite Lese.

Digitized by Google

Wann und wo sich's zugetragen,
Könnt' ich Euch nicht immer sagen!
Eins nur weiß ich vor der Hand:
Wann und wo ich's so empfand.

I.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenſchein,
Und ſchaut empor zu des König's Palaſt,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

»Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
»Wie wollt' ich ſchalten mit meiner Macht,
»Wie gieng' ich umher von Haus zu Haus,
»Und theilte den Schlummernden Segen aus!

»Wie ſtrahlte dann morgens ſo mancher Blick
»Die Sonne zum erſten Mal hell zurück!
»Wie ſtaunten einander die Glücklichen an,
»Und meinten: das hat ein Engel gethan!« —

Der König lehnt im Palaſt allein,
Und blickt hinaus in den Mondenſchein,
Und ſchaut hinab auf des Landmann's Haus,
Und ſeufzt in das weite Schweigen hinaus:

»Ach wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
»Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht,
»Wie lehrt' ich mich ſelber die ſchwere Kunſt,
»Nicht irr zu gehen mit meiner Gunſt!

»Wie wollt' ich in's eigene Herz mir ſeh'n,
»Um wieder es offen mir ſelbſt zu geſteh'n!
»Was tauſend Hände mir nicht vollbracht,
»Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!« —

So ſchau'n ſie ſinnend beim Sternenlauf
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann ſchließen beide den müden Blick,
Und träumen beide von fremdem Glück.

Dichterfreuden.

Siehſt du die blauen Berge dort,
(Dein Blick erreicht ſie kaum)
Und hinter ihnen fort und fort
Noch fernrer Berge Saum?

Und weiter noch im Dämmerlicht
Der fernſten Rieſen Spur?
Sie ſchau'n und zählen kannſt du nicht,
Dein Aug' erräth ſie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
Dort hört man, was ich ſprach,
Und was ich ſtill daheim empfand,
Dort fühlt mir's mancher nach.

Man macht ſich dort von mir ſogar
Aus meinem Lied ein Bild;
Der gibt mir ſchwarz, der braunes Haar,
Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt ſich mich als Flatterſinn,
Der als ein Herz voll Harm;
Ein andrer, wie ich eben bin:
Friſch, offen, weich und warm.

Ihr glaubt vielleicht, ich sage dieß
Aus Stolz und Eitelkeit?!
Ihr thut mir Unrecht, nein, gewiſs, —
Ich sag' es, weil's mich freut;

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
Daß er mich so geliebt,
Und meinem liederfrohen Sinn
Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar so wunderſam,
Verſtanden ſich zu ſeh'n,
Und nicht mit Jubel und mit Gram
Vergeßen dazuſteh'n.

Wer eines Freundesbuſen fand,
In dem er ſich beſchaut,
Der preiſt ihn, als des Glückes Pfand,
Vor allen Menſchen laut;

Und ich verſchwieg' es, wenn mir oft,
Fern über Berg und Wald,
Mein Lied als Willkomm unverhofft
Von fremder Schwelle ſchallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
Auf frühern Wegen traf,
Mit meines Liedes Melodie
Ihr Kindlein wiegt in Schlaf?

Wenn ſich in's Lied der Sennerin
Mein ſchlichtes Wort verwebt,

Und heimiſch über Alpen hin
Als Abendreigen ſchwebt?

Wenn ein erröthend Bräutchen mir
Verſtohlen eingeſteht,
Es hab' ein meinig Liedchen ihr
Den ſpröden Sinn verdreht?

Und wenn mir's oft wo unbewußt
So ſeltſam tönt zurück,
Als wär's ein Klang aus meiner Bruſt,
Als wär's von mir ein Stück?

Da ſollt' ich ſchweigen? Nimmermehr!
Laut will ich es geſteh'n:
Erquickt's die Bruſt doch gar ſo ſehr,
Verſtanden ſich zu ſeh'n!

Da ſchwatze mir ein Träumer vor
Von Selbſtgenügſamkeit,
Und wie er nur dem eignen Ohr
Die eignen Lieder weiht;

Und wie er nichts um Andre frägt,
Und um das Lob der Welt,
Und wie er nur die Saiten ſchlägt,
Weil ihn der Gott beſeelt.

Das denk' ich, iſt der rechte Klang,
Der gern erwidert klingt,
Und wie er aus dem Leben drang,
Zurück in's Leben dringt.

Und wenn's der Sänger oft verſpürt,
Daß es ihm ſo geſcheh'n,
So mag er's dankbar und gerührt
Der Welt wohl auch geſteh'n.

II.

Ein weißes Haar.

Ein finſtrer Mann durchſchreitet
Die Stub' in weitem Schritt;
Der iſt bei Tag ein Jäger,
Und bei der Nacht — Bandit.

Wie Wetterwolken lagert's
Auf ſeinem Angeſicht,
Verbrechen oder — Reue,
Doch nein! — die kennt er nicht.

Jetzt auf das Stroh im Winkel
Wirft er ſich ungeſtüm,
Sein Töchterlein, das holde,
Sitzt ſpielend neben ihm;

Beim ſonnverbrannten Vater
Das zarte Töchterlein,
Wie eine weiße Roſe
Am ſchwarzen Rabenſtein.

Ermattet läßt er ſinken
Sein Haupt in ihren Schooß,
Sie wühlt in ſeinen Locken,
Nichts denkend, abſichtslos.

Da ruft ſie plötzlich lachend:
»Ei, Väterchen, fürwahr,
»Da — mitten zwiſchen ſchwarzen
»Steht auch ein — weißes Haar!«

Da fährt empor der Räuber: —
»Ein weißes? — wirklich, Kind?« —
»»Ja — ja — ein weißes, Vater,
»Wenn's ihrer mehr nicht ſind!« —

Und ernſter wird der Räuber,
Als er's ſeit langem war,
Und murmelt wie im Traume:
»Schon jetzt ein weißes Haar?!

»Nun iſt es Zeit, Matteo!
»Fahr' hin, Banditenſtahl,
»Komm her, du treue Büchſe,
»Gibſt mir wohl auch ein Mahl!«

Und Jäger ward der Räuber,
Wie er's als Jüngling war: —
Den hat der Herr gerettet
Durch's erſte weiße Haar.

An mein Vaterland.

Ich hab' dich nicht vergeßen,
Mein liebes Oeſterreich!
Noch macht's, an dich zu denken,
Das Herz mir immer weich.

Ich ſah wohl ſchöne Alpen,
Umweht von Balſamhauch,
Sah Paradieſe Gottes, —
Du aber haſt ſie auch.

Sah Silberſtröme wallen
Durch manchen grünen Plan,
Sah Thäler, Auen, Städte, —
Du biſt nicht ärmer dran.

Es lacht' auch andrer Orten
Manch treues Herz mir zu,
Doch wer hat ſie auf Erden
Zu Tauſenden, wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
Manch ſelig Stündchen hin,
Allein in deinem Boden
Schläft ja mein Jugendſinn.

Du haſt die erſten Freuden
So treu mit mir getheilt,
Du haſt die erſten Leiden
So liebend mir geheilt.

Und ſind mir in der Fremde
Viel hundert Plätzchen lieb,
So haſt ja du kein Fleckchen,
Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergeßen,
Lob' ich die Ferne gleich:
Ich weiß nur *eine* Heimat,
Weiß nur *ein* Oeſterreich!

Denn was ich in der Fremde
Geſeh'n, gefühlt, erkannt,
Iſt nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

III.

Die Perle.

Ein Jüngling ſitzt beim Abendſchein
Am Meere ſinnend und allein,
Hin über's Waſſer ſchweift ſein Blick,
Als ſucht' er ein entferntes Glück.

Und was ihn ſtimmt ſo weich und bang,
Es iſt der Sehnſucht ſüßer Drang,
Und was aus ſeinem Auge ſpricht,
Weiß Jeder, nur er ſelber nicht.

So ſitzt er, einer Myrte nah,
Ein Zweiglein in den Händen, da,
Und gräbt mit willkürloſer Hand
Der Liebſten Namen in den Sand.

Doch kaum daß er die Lettern ſchrieb,
Naht Well' um Welle leiſ' und lieb,
Und koſt und rauſcht und küſſt und wühlt,
Bis ſie den Namen weggeſpült.

Der Jüngling merkt es und erblaßt,
Als ahnt' er etwas arges faſt;
Kann, was die Flut dem Namen nun,
Kein Schickſal einſt der Liebe thun?

*

Kann's keiner Untreu' oder Pein
Geheime Vorbedeutung ſein?
Mit ſolchen Bildern quält er ſich,
Bis längſt die Sonn' im Meer erblich.

Nach Hauſe ſchleicht er trüb und ſchwer,
Wie lächeln mild die Sternlein her,
Wie winkt der Mond ihm tröſtend zu, —
Für ihn iſt heute keine Ruh'!

Verwacht wird eine bange Nacht,
Ein banger Tag wird hingebracht,
Bis ſich der Abend wieder ſenkt,
Und er den Schritt zum Meere lenkt.

Hineilt er, wo er an dem Strand
Der Liebſten Namen ſchrieb in Sand,
Und ſieh! — da iſt kein Name zwar,
Doch etwas andres winkt ihm klar.

Ja, — eine Perle rein und hell
Liegt ausgeſpült zur ſelben Stell',
Als wär's für den geraubten Schatz
Der Fluten reuiger Erſatz.

Mit Rührung blickt der Jüngling drauf,
Und lieſt das Kleinod freudig auf;
Und bald auch ſchmückt' es hell und klar
Der Liebſten Stirn — am Traualtar.

Die Strickerin.

Sie ſaß am Arbeitstiſchchen,
Den Strickſtrumpf in der Hand;
Ihr werdet mich belächeln,
Daß ich's poetiſch fand.

Sie hatt' ihn grad vollendet,
Und ſah ihn ſinnend an:
Da fiel mir's ein, zu denken,
Was ſie wohl denken kann.

»Ach, wenn ich nun die Maſchen« —
So dachte wohl das Kind —
»Herunterleſen könnte,
»Wie ſie gewachſen ſind!

»Es dürft' ein nettes Büchlein
»Voll bunter Scenen ſein:
»Wir armen Kinder ſtricken
»So manches mit hinein.

»Oft gieng es froh und ſpielend,
»Bei frohem Wonneſpiel,
»Oft ließ ich Maſchen fallen,
»Weil eine Thräne fiel.

»Oft riß mir mit dem Garne
»Der Liebe liebſter Wahn,
»Oft knüpft' ich mit dem Faden
»Die Hoffnung wieder an.

»Oft half ich unter Zweifeln
»Verworrnen Knoten nach;
»Oft brach das Herz vor Wehmuth,
»Indes die Nadel brach.

»Was zagend ich geſtanden,
»Was feurig er mir ſchwor,
»Das tritt aus dem Gewebe
»Lebendig mir hervor.

»Drum könnt' ich es ſo leſen,
»Was ich miteingeſtrickt,
»Wie fühlt' ich mich verlaßen,
»Wie fühlt' ich mich beglückt!« —

So denk' ich, daß ſie dachte,
Den Strickſtrumpf in der Hand;
Nun lächelt ihr wohl nimmer,
Daß ich's poetiſch fand.

IV.

Das Schlangenhalsband.

‚Es ſoll der Menſch ſich,‘ wie geſchrieben ſteht,
‚Nicht eher austhun, bis er ſchlafen geht.‘
Darin hat's eine Mutter einſt verſeh'n,
Und iſt ihr deshalb arges Leid geſcheh'n.

»Nimm Alles,« ſprach ſie, »was ich habe, Sohn,
So lang du haſt, ſo hab' ich auch davon:
Denn du biſt gut und fromm und treugeſinnt;
Wem traut' ich beßer als dem eignen Kind?«

Allein der gute, fromme, treue Sohn
Sprach nur zu bald der Lieb' und Sanftmuth Hohn,
Und brach der Mutter ab an Seel' und Leib,
Und ward noch ärger durch ein arges Weib;

Und fuhr die Mutter an mit rauhem Wort,
Und trieb ſie ſcheltend aus dem Hauſe fort,
Und ließ ſie hilflos ſchmachten, wenn ſie krank,
Und gab für Lieb' ihr kalten Spott zum Dank.

So ſaß er wohlbehaglich einſt am Tiſch,
Und becherte mit ſeinem Weibe friſch,
Und legte lüſtern eben ſeine Hand
An ein gebratnes Hühnlein, ſo da ſtand

Da pocht die Mutter an die Stubenthür. —
»Die Alte führt der Kuckuck her zu mir!«
Und spricht zum Knecht: »Setz' in die Kiste dort
»Das Huhn indessen, bis sie wieder fort!« —

Das that der Knecht; da trat die Mutter ein:
»Laß mich, mein Sohn, nicht ganz vergeßen sein,
»Mich hungert sehr, erbarm' dich meiner Noth,
»Nicht Liebe will ich, nur ein Stücklein Brot!« —

»Ei, laßt mit Eurem Betteln mich in Ruh'!« —
Der Knecht steckt heimlich ihr ein Krümlein zu;
Schimpfworte fallen, weinend wankt sie fort,
Und was sie stöhnte, war kein Segenswort.

»Die kommt mir,« höhnt der Sohn, »wohl nimmermehr!
»Nun, Knecht, hol' mir das Hühnchen wieder her!« —
Doch wie der Knecht den Kistendeckel hebt,
Da schreit er auf und springt zurück und bebt:

»Herr, heb' ein Andrer dort die Schüßel auf,
»Anstatt des Huhn's liegt eine Schlange drauf!« —
»Du bist ein Narr, pack' dich zum Henker fort!
»Geh', Magd, und hol' mir du das Hühnchen dort!« —

Doch wie die Magd den Kistendeckel hebt,
Da schreit sie auf und springt zurück und bebt:
»Herr, heb' ein Andrer dort die Schüßel auf,
»Anstatt des Huhn's liegt eine Schlange drauf!« —

Da springt der Sohn in wildem Eifer hin:
»Und läg' der Teufel drauf, so hol' ich ihn!«

Doch wie den Deckel von der Kiſt' er hebt,
Da ſchreit auch er und ſpringt zurück und bebt.

Denn eine große Schlange ſchießt hervor,
Und ringelt ſich um ſeinen Hals empor,
Und legt ſich um die Schulter ihm wie Stein,
Und ſchnürt den Athem in der Bruſt ihm ein;

Und ißt mit ihm und trinkt mit ihm zur Wett',
Und wacht mit ihm und geht mit ihm zu Bett',
Und hebt den Kopf ſo wild und ziſcht ſo ſchrill,
Wenn er ihr Speiſ' und Trank verweigern will.

Und will ſie wer vom Hals herab ihm zieh'n,
Um deſto enger, kälter preßt ſie ihn,
So daß er aufſtöhnt athemlos und bang,
»Laßt, laßt! Ich muß ſie tragen lebenslang!«

Und ſo wie der durch's Land, gezeichnet, ſchritt,
Trägt jeder böſe Sohn ſein Zeichen mit,
Ein Halsband, trotzend jeglichem Verſuch,
Das Schlangenhalsband heißet: — »Aelternfluch!«

Die beiden Ringe.

Zwei Ringe trag' ich an meiner Hand,
Ein Liebespfand und ein Freundſchaftspfand;
Von Gold iſt jener ſo fein und klar,
Doch dieſer von ſchwarzem Eiſen gar.

Den goldenen ſchmückt als Wapenſchild
Ein Blütenkranz ſo freundlich und mild;
Den eiſernen ziert als Schmerzſymbol
Ein Todtenkopf ſo ſchaurig und hohl.

Als Liebchen ſcheidend den goldnen mir gab,
Da ſprach es: »Trag' ihn fort bis an's Grab;
»So oft Dir die Freud' ein Kränzlein flicht,
»So blick' auf den Ring und vergiß mein nicht!«

Als ſterbend der Freund mir den eiſernen gab,
Da ſprach er: »Trag' ihn fort bis an's Grab;
»Und wenn Dir die Sonn' am hellſten ſcheint,
»Denk' manchmal noch an den todten Freund!«

Drum ob ich froh war, oder litt,
Ich ſiegelte manches Briefchen damit;
Bei traurigen nahm ich das goldne Pfand,
Bei heitren den eiſernen Ring zur Hand.

Der Blütenkranz auf dem Schmerzensbrief,
Er ließ ihm ſo tröſtlich, wie wenn er rief':
»Ob vieles auch ſtirbt, ob vieles auch bricht,
»Noch blüht ja die Liebe, — drum zage nicht!«

Der Todtenkopf auf dem Freudenbrief,
Er ließ ihm ſo warnend, als ob er rief':
»Iſt's noch ſo heiter, iſt's noch ſo licht,
»Noch iſt nicht Abend, — drum juble nicht!«

V.

Das Vaterunſer.

Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfieng,
Und an ihm wie ein Kind am Vater hieng,
Trat abendlich, wenn es dunkel war,
Im Kirchlein vor den Hochaltar,
Und warf ſich voll Ergebung hin,
Und ſchüttet' aus den tiefſten Sinn.
Und dankt für Luſt, erkennt das Leid
Mit kindlicher Unterwürfigkeit,
Geſteht jedweden Fall und Fehl,
Und hat auch das kleinſte ſelbſt nicht hehl,
Und ſpricht zum Schluß ein kurz Gebet,
Worauf es ſtill von hinnen geht.

Der Küſter, der das Weib allda
In jeder Abenddämmrung ſah,
Steigt einmal, wie ſie kommt, auf's Chor
Und legt ſich lauernd auf das Ohr.
Und ſieh! das Weib kniet wieder hin,
Und ſchüttet aus den frommen Sinn,
Und dankt, erkennt, geſteht und fleht,
Und ſpricht zum Schluß ein kurz Gebet.

Und wie ſie ſpricht, da rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und glänzen bei der Ampel Schein,
Als ſollten's echte Perlen ſein.

Und ſieh! ein Täublein wunderbar
Schwebt auf ſie nieder vom Altar,
Pickt weg die Thränen, wie ſie ſind,
Und fliegt damit empor geſchwind.

Der Küſter ſieht's und ſchleicht ihr nach,
Und fragt ſie, welch Gebet ſie ſprach,
Daß Gott, wie er es ſelbſt geſeh'n,
Solch Wunder laß' an ihr geſcheh'n;
»»Ach, ſagt das Weib, ich weiß nur ein's,
»»Das Vaterunſer, weiter kein's!««

»Das Vaterunſer nur? — Ei, ſeht,
»Das iſt ja das allermind'ſte Gebet!
»Doch lerntet ihr einen Pſalm gar ein,
»Wie würde das erſt Gott erfreu'n!?«

Dem Weibe geht dieß Wort zu Sinn,
Und Tag' und Wochen bringt ſie hin,
Lernt einen Pſalm, gar ſchwer und lang,
Den ſchönſten ſchier, den David ſang,
Und geht in's Kirchlein mit frohem Muth,
Und denkt, nun frucht' es doppelt gut.

Doch, wie ſie ſich abmüht, wie ſie ſpricht,
So leicht um's Herz wird ihr doch nicht,
Und keine Thränen brechen hervor,
Kein Täublein ſieht der Küſter am Chor.

Drum als ſie wieder beten geht,
Da fleht ſie, wie ſie ſonſt gefleht,

Und bringt, ergriffen wunderbar,
Gott nur ihr Vaterunſer dar.
Und alsbald wieder rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und wieder fliegt das Täublein drauf,
Und pickt die klaren Perlein auf,
Und ſchier vernehmbar weht ſie's an:
„Ein Jeder bete, wie er kann,
„Nur warm und wahr, von Trug entfernt,
„Nicht wie aus Noth, nicht eingelernt;
„Gott hört auch das Vaterunſer gern:
„Es iſt ja das Gebet des Herrn!“ —

Im Walde.

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir ſelbſt oft überlaßen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn,
Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen ſcheinen mir zu leben,
Voll Ernſt auf mich herabzuſeh'n,
Und mit der Blätter leiſem Beben
Vernehmlich mir in's Ohr zu weh'n:
»Wie wagſt du's unter alten Leuten,
»Du junges Blut, ſo keck zu ſchreiten?

»Wir ſtehen da ſeit längren Jahren,
»Als ſie dir Einer zählen mag!
»Wo warſt du noch, als wir ſchon waren?
»Wo trifft dich unſer letzter Tag?
»Du wagſt uns lächelnd anzublicken?
»Uns dünkt, du ſollſt dich vor uns bücken!«

Und wenn mir ſolches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut,

Und ſchleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrnes, junges Blut;
Sie ſcheinen dann mit mildem Fächeln
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln

VI.

Ein lebendig Monument.

Monument' aus Erz und Marmor ſieht man prangen weit und breit,
Mit verſchwenderiſchen Händen lohnt itzt die Unſterblichkeit,
Ja in ganzen Pantheonen halten Helden aller Zonen,
Gleich den alten Niobiden, ſtumme Converſationen.

Doch lebend'ge Monumente ſind noch ſtets ein ſelten Ding,
Und doch wär' ein ſprechend Denkmal, wie ich's meine, nicht gering;
So ein Name, der geſegnet klingt von Millionen Zungen,
So ein Kleinod, für die Zukunft eines ganzen Volk's errungen;

So ein Zauber, der befruchtend eine Nation durchhaucht,
Daß er ſelbſt nach hundert Jahren keinen Commentar noch braucht;
So ein Schriftzug, auf die Mappe einer halben Welt geſchrieben,
Daß, wenn längſt die Hand vermodert, noch die Lettern lesbar blieben.

Daß der Fluch ſein Amt doch leider! beßer als der Segen kennt!
Höhnend zeigt er mancher Orten ſolch lebendig Monument;
Auch auf Deutſchland's Boden hat er ſich errichtet mehr als eines, —
Laßt mich von den größern ſchweigen, — bei den Pfälzern lebt ein kleines.

Wenn ihr dort ein Dorf durchſchreitet, und es bellt ein Hund euch an,
Und ihr fragt: wie heißt der Köter? — ‚Melac' ſagt euch Jedermann,

Wenn ihr fragt in Hof und Hütte, — ‚Melac‘ heißen alle Hunde,
Juſt als wäre ‚Hund‘ und ‚Melac‘ eines in des Pfälzers Munde.

Seht hier ein lebendig Denkmal! — Hundertfünfzig Jahre bald
Läuft's umher auf allen Straßen, und noch immer iſt's nicht alt.
Melac war's, der Wüthrich, einſtens, der den Mordbrand hier geſchwungen,
Der ſein fränkiſch Würgerliedlein deutſchem Ohr hier vorgeſungen;

Der ſich mit ſo blut'ger Feder einſchrieb in der Pfälzer Herz,
Daß zu ſeinem Monumente unnütz wäre Stein und Erz; —
Der ſie wie ein Bluthund hetzte, der gleich Hunden ſie mißhandelt,
Selber nun für ew'ge Zeiten ward zum Hund er umgewandelt.

Wo er Haus und Hof verbrannte, wacht er nun vor Hof und Haus,
Wo den Bauer er vertrieben, ſtößt der Bauer ihn hinaus,
Wo er trat, wird er getreten, wo er ſchlug, wird er geſchlagen,
Und in jedem Hunde muß er ſeines Namens Schande tragen.

Und wenn oft in Mitternächten ruhelos ſein finſtrer Geiſt
Um die Weiler und Gehöfte, die er einſt verwüſtet, kreiſt,
Wittert ihn die wilde Meute und verfolgt ihn unter Heulen,
Wüthend, daß ſie ihren Namen muß mit dem Geſpenſte theilen.

Beſuch und Gegenbeſuch.

In ſtiller Kirchhofecke ſteht ein Stein,
Worunter ein geliebter Freund mir ruht;
Es dient der Stein dem Platze nur zur Hut,
Merkzeichen nur, nicht Denkmal will er ſein.

Da wandl' ich oft hinaus beim Abendroth,
Wenn meine Seel' ihr Gleichgewicht verlor,
Und poch' an meines Freund's granitnes Thor,
Und klag' ihm einſam weinend meine Noth.

Oft ſtreicht dann leiſ' ein Lüftchen mir vorbei,
Als wär's ein Troſteswort, von ihm gehaucht;
Oft ſchaut ein Blümchen, plötzlich aufgetaucht,
So klug mich an, als ob's ſein Bote ſei;

Bald wirft die Sonn' im Scheiden ſolchen Schein
Auf die metallnen Lettern ‚Wiederſeh'n!'
Daß ſie als goldne Wahrheit vor mir ſteh'n,
Kurz — ohne Troſt verlaß' ich nie den Stein.

Wenn früher nicht, in ſtiller Mitternacht,
Erwidert mir mein Freund den Grabbeſuch,
Und kommt zu mir, doch nicht im Leichentuch,
Nein, ganz zu jenem, der er war, erwacht.

Mit jugendlichem Antlitz, klarem Blick,
Mit sanfter Red' und warmem Druck der Hand
Besucht er mich, hält meinen Fragen Stand,
Und lehrt mich lächelnd dulden mein Geschick;

Und spricht mit mir von Tagen, die dahin,
Und malt mir Tage, die ihm — Gegenwart,
Indes mein Herz noch bangend ihrer harrt,
Und scheidet erst, wenn ich getröstet bin. —

Und so besuchen wir einander oft,
Bis einst zwei Stein' in jener Ecke steh'n,
Und es nicht Noth mehr, auf Besuch zu geh'n,
Weil wir vereint sind, wie wir's längst gehofft.

VII.

Der Meiſter und ſein Bau.

Schon ſteht er losgeſchälet von Bretern und Gerüſt
Der Dom, der mit dem Giebel die nächtigen Wolken küſſt;
Der Bau iſt ſtark und rieſig, als ragt' er zum Himmel hinein,
Und unten ſteht der Meiſter, der iſt ſo ſchwach und klein.

»Nun,« ruft er, »iſt's vollendet! Was erſt auf Pergament,
»Steht in der Welt nun offen, wo's jeder nennt und kennt!
»Was ich mit Stab und Zirkel allein der Nacht vertraut,
»Ragt hier von tauſend Händen für tauſend Jahr' erbaut.

»Und hätt' ich tauſend Hände, von Eiſen jede Hand,
»Und faßt' ich zugleich mit allen hier dieſes Werkes Wand,
»So rückt' ich doch keinen Pfeiler von ſeinem Geſtelle los: —
»Ich ſchuf's, und Gott nur bricht mir's! — Ha, Menſch, wie
biſt du groß!«

Er ruft's und ſtarret trotzig empor zum Wolkenſitz,
Gleich einer leiſen Rüge zuckt fern am Oſt ein Blitz.
»Doch ſeltſam,« beginnt er ernſter, — »was ich geheim erdacht,
»Steht hier im freien Leben und überragt die Nacht.

»Mein Werk iſt's nur, und ſieht doch ſo übergroß auf mich;
»Ich kann's nicht widerrufen, ich kann nicht ſagen: Brich!
»Und lebt' ich hundert Jahre, läg' hundert Jahr' im Grab,
»Und ſtünde dann auf, ſo ſäh' es noch ſtolz wie heut herab.

»Und hätt' ich tauſend Hände, von Eiſen jede Hand,
»Und faßt' ich zugleich mit allen des eignen Werkes Wand,
»So riß' ich doch wohl keinen von allen Pfeilern ein: —
»Ich ſchuf's und kann's nicht brechen! — Ha, Menſch, wie biſt
du klein!«

Der Baum der Lieder.

»Nun wiederum ein Blättchen!«
So ſag' ich oft zu mir,
Wenn ich ein Lied gedichtet,
Wie eben dieſes hier.

»Nun wiederum ein Blättchen,
»Und alſo Blatt auf Blatt,
»So lang das junge Bäumchen
»Noch Mark und Leben hat!«

Doch wenn nun deine Laune
Ihm Trieb um Triebe raubt,
Wird es nicht einmal dorren,
Entblütet und entlaubt?

Wird es nicht, eh' der Winter
Noch kommt mit ſeiner Noth,
Gleich einem Kreuz am Hügel
Daſtehen, kahl und todt?

Wirſt du, wenn man am liebſten
Noch grünes möcht' erſpäh'n,
Nicht einſt ein Blättchen ſuchen,
Und ach! kein Blättchen ſeh'n?

Doch nein! — ich kann's nicht glauben,
Es wäre gar zu ſchwer!
War's jemals echte Blüte,
So ſtirbt ihr Keim nicht mehr.

Es iſt der Baum der Lieder
Wohl der getreuſte Baum;
Sich aus ſich ſelbſt verjüngend
Spürt er den Winter kaum.

Er ſäuſelt ſeinen Pflanzer
Oft ein zur letzten Ruh',
Und flüſtert wohl dem Wandrer
Noch ſeinen Namen zu.

VIII.

Die ſieben Jungfrauen.

Ihr ſieben Jungfrau'n, weh euch dort
Auf eurem Felſenneſte!
Die Keuſchheit iſt ein ſchwacher Hort,
Wo Frechheit ſitzt zu Feſte.
Und wärt ihr rein wie Märzenſchnee,
Viel Schnee iſt ſchon zerfloßen;
Denn was dort ſtimmt, ein Flammenſee,
Sind Attila's Genoßen.

Sie zieh'n heran, ſie zieh'n herauf
Des Schwarzwald's breiten Rücken,
Ruin bezeichnet ihren Lauf,
Und Wuth entſtrahlt den Blicken.
Schon ſah'n ſie roth im Sonnenſchein
Das Schloß am Felſe kleben,
Wo jene Jungfrau'n hold und rein,
Gleich ſieben Heil'gen, leben.

Schon hauſt im öden Felſenſchloß,
Wo ſonſt nur Pſalme ſchallten,
Ein frecher, böſer Hunnentroß
Mit zügelloſem Walten.

Von Becherklang und Zechersang
Erdröhnt's mit wildem Wüthen;
Die sieben Jungfrau'n zittern bang,
Wie zarte Frühlingsblüten.

Getrost, ihr Jungfrau'n! Steht ja doch
An heil'ger Waldesstelle,
Zu schirmen euch vor Frevel, noch
Die nahe Bergkapelle;
Wohl hat sie euer Vater euch
Vorahnend aufgebauet,
Auf daß ihr fest und glaubenreich
In Nöthen ihr vertrauet.

Nur einem alten Diener kund,
Gehau'n in engem Bogen,
Ist tief im finstren Bergesschlund
Ein Pfad zum Wald gezogen.
Die Jungfrau'n flieh'n auf diesem Gang,
Und hören oft ein Schüttern,
Wenn ob der Heiden Lustgesang
Des Berges Rippen zittern.

Ach Gott! da braust's auf gleichem Pfad
Hinab, ein grimmer Drache,
Voran als Führer der Verrath,
Und hintendrein die Rache.
Die Mägdlein vorn, die Hunnen drauf,
Hinaus zum Waldesporte;
Das Kirchlein nimmt die Sieben auf,
Zuklappt die ehrne Pforte.

Doch ſchreckt die Frechen das nicht ab:
Was Gott und was Kapellen?
Wuth gebe, was Verrath nicht gab,
Sie geh'n, das Thor zu fällen.
Zu Hebeln wird der böſe Sinn,
Zu Aexten die Begierde,
So ſtrecken ſie geſchäftig hin
Der Eichen ſtolze Bürde.

Schon wälzt ſich lang zum Wald heraus,
Gelenkt durch trunkne Zecher,
Um zu entweih'n das Gotteshaus,
Ein mächt'ger Pfortenbrecher.
Schon bäumt er ſich, ſchon fällt er vor,
Zu ſchänden die Kapelle.
Umſonſt — da läßt nicht Spalt, noch Thor,
Sich mehr erſpäh'n zur Stelle.

Geſchloßen ſind durch Gottes Macht
Die Pforten wie die Scheiben,
Das Kirchlein ward zum Felſenſchacht,
Und trotzt dem eitlen Treiben.
Zur Tann' an moosumwachſnem Spring
Erblich des Kreuzes Schimmer,
Und wo noch erſt das Glöcklein hieng,
Nickt ödes Steingetrümmer.

Doch aus des Wunderſchachtes Mund
Ertönt ein ſeltſam Klingen,
Recht um aus tiefem Bergesgrund
Zum Herzensgrund zu dringen;

Das ſind die Jungfrau'n hold und rein,
Die ſingen aus den Steinen:
»Und müßt' es durch ein Wunder ſein,
»Der Herr beſchützt die Seinen!«

Geſtändniß.

Heureuse la beauté, que le poète adore!
A. de Lamartine.

»Ja, — Cynthia, ſo murmelt noch die Flut
»Des Anio durch Tibur's Felsgeſteine,
»Noch liſpelt's: Laura! in Vaucluſens Haine,
»Und wenn ſchon lange dieß Jahrhundert ruht,
»Wird in Ferrara's ſtolzen Marmorhallen
»Eleonora's Name noch erſchallen.

»Beglückt die Schönheit, die ein Dichter liebt,
»Beglückt der Name, den ſein Mund beſungen!
»Er ſchwebt lebendig noch auf Engelszungen,
»Er bleibt ein Stern, den keine Wolke trübt;
»Was man vom Dichter mag erhabnes ſagen,
»Theilt Ihr ſich mit, für die ſein Herz geſchlagen!« —

So rief im Selbſtgefühl ein Dichter aus. —
Ich kann die Schönheit drum nicht glücklich preiſen,
Und wänd' auch ein Petrark aus ſeinen Weiſen
Ihr einen ewig duft'gen Liederſtrauß;
Oft muß ſie ihrer Zukunft goldne Strahlen
Mit einer düſtren Gegenwart bezahlen!

Das Herz der Schönen haftet an der Welt;
Sie können dulden, wollen aber glänzen; —
Der arme Sänger ſchwärmt von Kron' und Kränzen,
Wenn keine Sonn' auch in ſein Stübchen fällt.

Gehuldigt will das Weib dem Gatten wißen, —
Er ſingt ſein Lied auch zwiſchen Felſenrißen.

Die Schöne will dem Dichter Alles ſein, —
Er aber hat der Muſe ſich verſchrieben;
Er dichtet nicht, als müßt' er's, um zu lieben,
Oft, um zu dichten, liebt er, ſcheint's, allein;
Die Frau'n verlangen ganz des Mannes Buſen,
Sonſt eifern ſie, und wär's auch mit den Muſen.

Wir ſind ein ſonderbares Volk fürwahr:
Wir wißen manchmal ſelbſt uns nicht zu faßen,
Oft wollen wir uns ſtörrig ſchelten laßen,
Oft legen wir die Seelen offen dar;
Und will man uns um unſer Innres fragen,
So können wir's wohl ſingen, doch nicht ſagen.

Gar kluge, treue Augen thun uns Noth,
Die leicht bemerkend leicht auch überſehen,
Die, wo ein andres blind iſt, uns verſtehen,
Und mild uns ſchonen, wo ein andres droht;
Und faſt nicht kleiner, als des Dichters Streben,
Iſt auch die Kunſt, beglückt mit ihm zu leben.

Für glücklich halt' ich drum die Schönheit nicht,
Nur weil ſie vielbeneidet lebt im Liede;
Es hieß gewiß nicht jedes Blättchen ‚Friede'
Am Lorbeerzweig, der Laura's Stirn umflicht,
Und zitternd mochte wohl an Taſſo's Kränzen
So manche Thrän' Eleonora's glänzen!

IX.

Die Todtenfeier.

Am Hügel bei Sanct Jacob, von dem ihr Basel schaut,
Da sitzt ein lustig Völkchen und singt und bechert laut;
Da schäumt in hellen Humpen der blutigrothe Wein,
Da freut sich Mann und Mädchen im herzlichen Verein. —

Es war vor langen Jahren wohl auf demselben Platz,
Daß sich die Väter schlugen für ihren höchsten Schatz;
Gefährdet war die Freiheit, manch Tausend stürmt' heran,
Ein winzig Häuflein setzte sein kostbar Leben dran.

Aus Schweizerblut erblühte der Freiheit Blume neu; —
Drum wogt am Jahrestage das Volk so laut herbei,
Und läßt im Humpen schäumen den blutigrothen Wein,
Und jubelt, Mann und Mädchen, im herzlichen Verein.

Da trat einmal ein fremder, hochweiser Mann hinzu,
Und sprach zu einem Schweizer: »Ei, Freund, was becherst du?
»Der Wein, von dem du trinkest, wie schmeckt er dir doch gut,
»Und wuchs vielleicht so blutig aus deines Ahnherrn Blut?

»Wo eure Väter ächzten, da singt und jubelt ihr,
»Wo ihre Knochen modern, seid ihr zum Reigen hier!?
»Zieht lieber Grabesglocken, pflanzt Todtenkreuz' umher,
»Solch weltliches Frohlocken ziemt hier sich nimmermehr!« —

Dem Schweizer flammt's im Auge, da er die Mahnung hört,
Dann ſich bemeiſternd ſpricht er: »Ei, thut nicht ſo empört!
»Mag immer hier im Becher der blutigrothe Wein
»Von meines Ahnherrn Blute ſo roth geworden ſein!

»Mag immer, wo ich ſtehe, Gebein der Väter ruh'n;
»Ich ſchwinge doch den Becher und glaube recht zu thun!
»Sie haben hier verblutet für unſres Landes Glück,
»Sie kauften ihren Enkeln den freien Sinn zurück.

»Verdrießen, denk' ich, müßt' es ſie noch in ihrem Grab,
»Wenn wir das Gut mißkennten, das einſt ihr Blut uns gab;
»Der Jubelſang, mit welchem wir ihrer Spend' uns freu'n,
»Muß den verehrten Schläfern ein heil'ger Wohlklang ſein!« —

Der Schweizer ruft's und leeret ſein Glas mit naßem Blick,
Der fremde, weiſe Mahner zieht ſich beſchämt zurück,
Und rings ertönt: »Nichts ehret wohl mehr den großen Mann,
»Als wenn wir froh genießen, was er uns kühn gewann!«

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelaßen iſt die Luſt,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Bruſt an Bruſt.

Zauberiſche Melodieen
Schmeicheln ſich in's Herz hinein:
Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebſten Grame ſein.

Und die Lüfte ſelbſt ermatten,
Fenſter werden aufgethan,
Und, die müden abzulöſen,
Wogen friſche lüſtern an.

Und in kühler Fenſterecke
Stand ich, ein vergeßner, da,
Ernſt genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich ſah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als ſchmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen ſilbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brauſende Gewirr. —

Jetzt verſtummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang:
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenſter klang.

X.

Die Peſtjungfrau.

Wehe, wehe! durch die Straßen geht ſie wiederum bei Nacht,
Sie, die alles Blut gerinnen, alle Pulſe ſtocken macht;
Ihr voraus der bleiche Schrecken, neben ihr die dürre Noth,
Hinter ihr der blöde Jammer, und ſie ſelbſt — der ſchwarze Tod.

Wo ſie nachts vorbeigegangen, ſieht der Morgen keine Luſt,
Kalt noch klammert ſich der Säugling an die kalte Mutterbruſt,
In der Braut erſtarrten Armen liegt erſtarrt der Bräutigam,
Bei dem Alter liegt die Jugend, bei der Freude liegt der Gram,

In des Kriegers Aug' erloſchen iſt die Glut des Heldenblick's,
Aus des Prieſters Hand geſunken iſt das heil'ge Kruzifix,
Ueber Leichen kriecht das Leben, halb ſchon Leiche, mühſam fort,
Und der Liebe blieb kein Balſam, und dem Troſte blieb kein Wort.

Wer ſie iſt, das wißen alle, weh! es iſt — die Peſtjungfrau!
Aber keines Menſchen Auge ſah die Schreckliche genau.
Stieg ſie plötzlich aus der Erde, ſchlich ſie längſt ſchon lauernd nah,
Flog ſie aus den Wolken nieder? — Niemand weiß es, — ſie iſt da!

Wenn die Menſchen ſchauernd ſitzen um die Ampel dann und wann,
Pocht's um Mitternacht gar leiſe dreimal an die Scheiben an:
Klirrend öffnen ſich die Flügel, und bei fahlem Mondenſchein
Langt, mit rother Schärp' umwunden, eine weiße Hand herein.

Wehe, wo die rothe Schärpe, wo die weiße Hand erſchien!
Alles Roth muß dort erbleichen, alles Leben muß dort fliehn;
Qualmend, wie aus allen Fugen, ſtrömt des Todes Odem aus,
Bis die Räume leer geworden, und verödet ſteht das Haus.

Nur vom Schloße der Staroſten hält die Spröde lang ſich fern;
Erſt die Knechte will ſie morden, eh' ſie ſich vergreift am Herrn.
Trauernd in der ſtillen Halle ſitzt der gute Herr allein,
Fühlt in ſeinem edlen Herzen tauſendmal der Seinen Pein.

Horch, da pocht es auch im Schloße dreimal einſt um Mitternacht,
Daß aus ſeinem tiefen Sinnen plötzlich der Staroſt erwacht. —
»Biſt du's«, ruft er, »ha, willkommen! Allzulang ſchon harr' ich dein!« —
Und mit rother Schärp' umwunden greift die weiße Hand herein.

Und der Schloßherr ſchnellen Sprunges war er auf, faßt' an die Hand,
Nahm ſein Schwert, worauf der Name Jeſu und Mariä ſtand,
Hieb vom Leib des Ungeheuers Schärp' und Hand mit einem Streich, —
Kalt her blies es, einem langen eiſ'gen Todeshauche gleich.

Ausgeſtorben war am Morgen des Staroſten ganzes Schloß,
Todt er ſelbſt und Weib und Kinder, Caſtellan und Knecht und Roß,
Doch verſchwunden aus dem Gaue war die böſe Peſtjungfrau,
Tauſend Herzen jauchzten dankend ihren Pſalm zum Himmelsblau.

Abſtand.

Wenn von der Wolken ſchwarzem Bogen
Der Pfeil des Blitzes ſauſt daher,
Und, wo er zürnend hingeflogen,
Die Hütte dampft, — wohl iſt es ſchwer.

Wenn eines Stromes Ader ſpringend
Des Landes Herz, die Stadt, umſchwillt,
Was es gehegt, im Nu verſchlingend, —
Wohl gibt's ein grauſes Jammerbild.

Wenn ähnlich einem trägen Drachen
Sich eine Seuche wälzt durch's Land,
Entvölkernd mit gefräß'gem Rachen, —
Wohl ſinkt uns muthlos Haupt und Hand.

Wenn brauſend oft von wildem Gähren
Die Erde birſt in falſchen Weh'n,
Begrabend nur, ſtatt zu gebären, —
Wohl iſt's um Menſchenglück geſcheh'n.

Wenn Elemente ſich erheben,
Um uns zu öffnen unſer Grab:
Wir ſind in ihre Macht gegeben,
Weil ſie ein Größrer ihnen gab.

Was ſie auf unſer Haupt auch laden,
Ein frevelnd Unrecht iſt es nie,
Sie können es von Gottes Gnaden, —
Was er geſchenkt, er nimmt's durch ſie.

Doch wenn uns Menſchenbosheit quälet,
Wenn Muthwill' unſre Blüten knickt,
Wenn Uebermuth, zum Kampf geſtählet,
Mit Hohn uns Hoffnungen zerdrückt;

Wenn falſche Größe ſpielt mit Wehe,
Wenn Rohheit fordert blut'gen Zoll,
Wenn ich die Thorheit raſen ſehe:
Dann ſchwillt das Herz mir auf in Groll.

Wir ehren mit gebeugten Stirnen
Des Elementes Ungeſtüm;
Dem Menſchen mag der Menſch drob zürnen,
Denn arger Frevel iſt's von ihm.

XI.

Die Beſtellung.

‚Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
‚Und haben einander ſo lieb!‘
So ſangen wir erſt noch heiter,
Und wurden plötzlich trüb;

Und ſah'n uns in die Augen,
Wir wußten nicht warum?
Und klangen an mit den Gläſern,
Und ſaßen wieder ſtumm.

Da faßt' ich ihn am Arme,
Den nebenſitzenden Freund,
Und ſprach: »'s iſt Zeit zum Aufbruch —
»Sonſt wird noch heute geweint!«

Und als wir nach Hauſe ſchritten,
Die ſchweigenden Straßen entlang,
Und als vom Dome nieder,
Die ſpäte Stund' erklang,

Und als die Häuſer ſtanden,
So ſtill und geiſterbleich;
Da ward uns um die Herzen
Gar wunderſam und weich.

Vorm Thore ſeines Hauſes
Da drückt' ich ihm noch die Hand;
Es war mir, als ſollt' er wandern
Weit — weit in ein fremdes Land.

»Leb' wohl,« begann er, »und morgen —
»Nicht wahr, — wir werden uns ſeh'n?« —
»Ja — morgen ſeh'n wir uns wieder,« —
So ſprach ich — und wollte geh'n.

»Wir müßen uns morgen ſehen —
»Die Hand drauf!« — rief er bewegt.
Ich gab ihm die Hand, wir ſchieden —
Auch ich war aufgeregt.

Ich gieng, ſchlief, träumte wie immer,
Stand morgens wie immer auf,
Verfolgte nüchtern wie immer
Den nüchternen Tageslauf.

Und abends gieng ich wie immer,
Und ſuchte den Freund mir auf;
Mußt' heute ja gar ihn ſuchen:
Ich gab ja die Hand ihm drauf. —

Ich poch' an ſeiner Thüre,
Die alte Magd erſcheint;
Ich frage ſie: »Iſt er zu Hauſe?« —
Sie nickt mit dem Kopf, und weint.

»Was iſt es, Mütterchen?« frag' ich;
»Ja,« ſagt ſie, »das war ſchnell!

»Heut früh noch war er so freundlich, —
»Jetzt liegt er todt zur Stell!«

»Todt?« ruf' ich — »Todt« so weint sie;
Ich stürz' ungläubig hinein, —
Da liegt er auf seinem Bette,
Beim Himmel — das ist nicht Schein!

Wie, wie nur ist er gestorben?
Genug, er starb, — er ist todt!
Das Schicksal steht nicht Rede, —
Genug, er starb, — er ist todt!

Und schweigend sitz' ich nieder,
Und faße die kalte Hand;
Mir war, als wär' er gewandert
Weit, weit in ein fremdes Land.

Mir war, als kläng' es von ferne
Durch's Zimmer schaurig und trüb:
»Wir sitzen so traulich beisammen,
»Und haben einander so lieb!

Luſt und Schmerz.

Menſch, wenn ein Menſch vor dir erſcheint
Mit menſchlich froher Bruſt,
Was denkſt du dann im ſtillen, Freund,
Von ſeiner hohen Luſt?
Iſt dein Entzücken voll und rein,
So du darüber haſt?
Wird's eitel ganze Freude ſein,
Was dich mit ihm erfaßt?

Sieh, Freund, erblick' ich einen ſo,
Dann denk' ich ſtets bei mir:
»Du, guter Mann, du biſt ſo froh,
»Stehſt gar ſo ſelig hier,
»Schlürfſt all' das bischen Fried' und Freud'
»In dieſem Stündchen ein,
»Und denkſt nicht, wann dir nach der Zeit
»Je wieder ſo wird ſein?

»Wer weiß, du guter Ohnenoth,
»Der du ſo munter biſt,
»Wer weiß, ob dieſes ‚Heute roth'
»Nicht ‚Morgen todt' ſchon iſt.

»Wer weiß es, ob du dieſen Trank
»Nicht mit dem Tode trinkſt,
»Ob nicht vom Roſenbette blank
»In's Raſenbett du ſinkſt!

»Wer alſo, denk' ich dann ſo fort,
»Wer alſo darf ſich freu'n,
»Da ſchon das erſte Blatt verdorrt,
»Wenn wir das letzte ſtreu'n?
»Wer kann vom Herzen munter ſein,
»Wenn Nacht den Tag berührt,
»Und oft der goldne Freudenwein
»Zum Todtenweine wird?!« —

Doch, Menſchen, wenn ein Menſch vor euch
Im ſchmalen Sarge liegt,
Die Augen zu, die Wangen bleich,
Die Händ' an's Herz geſchmiegt, —
Was denkt ihr dann, durchfährt's euch nicht
Wie Schreck vorm Spiegelbild?
Seh' ich dem Todten in's Geſicht,
So werd' ich weich und mild.

»Ei!« denk' ich mir, »du ſtummer Mann,
»Du haſt es nicht ſo ſchlecht:
»Verſöhnt ſieht uns dein Antlitz an,
»Und alles iſt dir recht. —
»Und doch hinwider, wenn man's nimmt,
»So haſt du's, o! recht ſchwer:
»Dein Saitenſpiel iſt abgeſtimmt,
»Kein Lautner ſtimmt dir's mehr!

»Was je darüber fuhr und klang,
»Es fuhr und klang umſonſt,
»Dein Heimgang iſt ein ſtiller Gang,
»Und ſtumm iſt's, wo du wohnſt!
»Drum denk' ich, rüſtig aufgeſpielt,
»So lang die Saite hält:
»Nur ein Land gibt es, wo man fühlt,
»Nur eine laute Welt!« —

So, Brüder, war ich oft nicht froh,
Wo Alles froh erſchien,
Und ſah ich eine Leiche wo,
So blickt' ich lächelnd hin.
Des iſt ja grad das Menſchenherz
So höhnend ſich bewußt:
Nie hat es einen ganzen Schmerz,
Nie eine ganze Luſt!

XII.

Vogelweide.

Walther von der Vogelweide
War ein wackrer Sängersmann,
Sich und Anderen zur Freude
Stimmt' er ſeine Lieder an.

Walther von der Vogelweide
Sagt' und ſang aus Herzensgrund,
Nahm in Freude wie im Leide
Sich kein Blättlein vor den Mund;

That ſich Zwang in keinem Dinge,
Recht ſo wie der Vogel ſingt,
Der da ſingt, damit er ſinge,
Nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt.

Und ſo wie der Vogel eben
Sich bald da, bald dort gefällt,
Zog er hin und her im Leben, —
Seine Weide war die Welt.

Sechzig Lenze ſchon hat Walther
Eingeläutet mit Geſang,

Bis auch ſeinem friſchen Alter
Einſt das letzte Stündlein klang.

Dort zu Würzburg legt' er nieder
Seinen morſchen Wanderſtab,
Bat im letzten ſeiner Lieder
Um ein ſtilles Sängergrab.

Bat, daß ſie das Grab bedecken
Einfach nur mit rohem Stein,
Der da hohl an ſeinen Ecken,
Hohl auch oben möge ſein.

In die hohlen Ecken gieße
Man alltäglich klare Flut,
Daß ein Born dem Vogel fließe,
Der darauf vom Fluge ruht.

Oben in die Mulde ſtreue
Man alltäglich friſches Korn,
Daß der Vogel baß ſich freue,
Träf' er Atzung auch am Born. —

Was er wünſcht', es ward vollzogen,
Korn und Waßer fehlte nie, —
Und ſo kam's zum Grab geflogen
Schaarenweiſ', voll Melodie.

Wenn noch kaum der Morgen graute,
Sang und zwitſchert' es ſchon drauf,
Wenn der Mond durch Wolken ſchaute,
Saßen dort die Vöglein auf.

Recht ſo eine Vogelweide
Gab es, wo im kühlen Hag,
Walther von der Vogelweide,
Nie des Lied's entbehrend, lag.

Dichter-Alter.

Quique pii vates et Phoebo digna locuti,
Omnibus his (merita privantur) tempora (lauro).
Nach Virgil (Aen. VI. 662.)

Es iſt kein Segen mehr, ein Dichter ſein,
Einſt war's ein Segen, ſelbſt im Alter Segen:
Nachſommer gab's noch, ſpäten Sonnenſchein,
Und Blumen noch, um ſie auf's Grab zu legen.

Wetteifernd flocht das jüngere Geſchlecht
Den grauen Locken ſeines Sängers Kränze,
Und macht' ein Bett aus Roſen ihm zurecht,
Und freute ſich, daß noch ſein Auge glänze.

Und maß ſich ſelbſt an ihm, und lauſchte gern
Dem ſüßen Nachklang aus entſchwundnen Tagen,
Und wünſcht' ihm lange noch die Stunde fern,
Die ihm als Dichter längſt vorausgeſchlagen. —

Das iſt vorbei! — Die ungeduld'ge Zeit
Will Jugend, Tag, — kein Alter, kein Verdämmern,
Kein Werden auch, — nein, Urvollkommenheit,
Und fert'gen Stahl gleich ohne Glut und Hämmern.

Wie Pallas aus der Stirn des Zeus, ſo ſpringt
Der neue Gott in's raſchbewegte Leben;

Ein kühner Griff in's Saitenſpiel, — es klingt,
Und tauſend gleichgeſtimmte Herzen beben.

Bewundert durch die Länder zieht er hin,
Gefolgt vom Heer nachäffender Begleiter,
Hoch zu den Sternen trägt er ſeinen Sinn,
Da ruft die Zeit: »Bis hieher und nicht weiter!«

Ihm macht's nicht bang, die Saiten ſchnell vertauſcht,
Den Ton gewechſelt, wie die Mod' ihn fodert,
Und wieder iſt er Herr, die Menge lauſcht,
Er altert und verglimmt nicht, — er verlodert!

So will's die Welt, die alterſcheue Welt; —
Ein alter Dichter, armer Mann des Spottes!
Das Standbild deiner Muſ' iſt längſt zerſchellt,
Gras überwuchs den Tempel deines Gottes.

Geh, — ſag' nicht, daß du ſangeſt! Daß du ſangſt,
Iſt dein Verbrechen, laß es niemand wißen,
Der Kranz, um den du einſt ſo glücklich rangſt,
Er würde dir mit Hohn vom Haupt gerißen.

Sie thun es jetzt den Cannibalen nach,
Die ihre Väter, um in alten Tagen
Sie zu bewahren vor des Siechthums Schmach,
Mit frommer Hand, bei Feſtgeſang, erſchlagen.

Drum wecke nicht der jungen Helden Wuth,
Sie haben Recht: den ſie ſind jung, ſie ſingen, —
Du haſt geſungen; wenn für einſt auch gut,
Jetzt würd' es dennoch wie ein Miſston klingen.

Und haſt du einſt auch manches Herz gelabt,
Jetzt ſtirb, — und laß dich mit dem Troſt begraben:
»Wer einmal eine Zeit für ſich gehabt,
»Wird einmal wieder eine für ſich haben.

Dritte Lese.

Mag Euch alles gleich nicht munden:
Alles glückt auch Meistern nicht!
Wenn Ihr etwas nur gefunden,
Das Euch mehr zum Herzen spricht!

I.

Die beiden Gräber.

Zwei feindliche Geſchlechter wohnen
In Spaniens alter Königsſtadt,
Die nichts in ihrem Haße ſchonen,
Des tiefſten Grolles nimmer ſatt.
Das Fluchkorn, ſo die Väter ſäten
Im Taumel blinder Eiferſucht,
Gepfleget wird es, ſtatt zertreten,
Und wuchert auf zur üpp'gen Frucht.

Doch wie am ſtarren Gletſcherhange
Die Alpenroſe freundlich glüht,
So iſt, zum Trotz dem frevlen Zwange,
Die frömmſte Lieb' auch hier entblüht.
Alphons, des einen Hauſes Erbe,
Wächſt hier zu kühnem Heldenlauf,
Und würdig, daß er um ſie werbe,
Lorenza dort als Erbin auf.

Die Liebe läßt ſich nicht bedeuten,
Was nicht geſchehen ſoll, geſchah:
Das Kinderpaar der Haßentzweiten
Sieht ſich und liebt, ſeit es ſich ſah.

Und liebt so heimlich, weil so innig,
Und liebt so innig, weil so fromm,
Und birgt vor aller Welt so sinnig,
Was längst zur hellsten Glut entglomm.

Wohl sehen sie den Abgrund offen,
Und keinen Engel, der ihn schließt;
Doch Schwestern sind sich Lieb' und Hoffen,
Und dieß erwärmt, wo jene sprießt.
Oft brüten sie an Sühnungsplanen;
Und fiel' auch ihre Thrän' auf Erz,
So bleibt ja ihrem sel'gen Ahnen
Noch ihre Liebe, noch ihr Herz.

Wer ist, wenn sie sich so begegnen,
Wer ist wohl glücklicher, als sie?
Sie sind versucht, ihr Leid zu segnen:
Ihr Leid ist ihre Harmonie.
Wenn Aug' im Auge perlend schimmert,
Wenn Seufzer sich in Seufzer mischt,
Und, wie die Sonn' aus Nebeln flimmert,
Ein Lächeln dann den Gram verwischt;

Wenn sie auf sich beschränkt sich fühlen,
Selbstschöpfer einer eignen Welt;
Wenn sie mit dem Geschoße spielen,
Das, eh sie's ahnen, wohl schon fällt;
Wenn sie den Finger kühn verachten,
Der zürnend ihrem Bunde droht, —
Das Meer von Sehnen dann und Trachten
Verschlingt den Tropfen ihrer Noth.

Doch endlich trifft der Pfeil; verrathen
Wird, was er längſt geahnt, dem Haß,
Bedroht ſieht er die Höllenſaaten,
Die er mit Schadenfreude maß.
Doch Liebe ſoll ihm nicht zerſtören
Den langgebauten, ehrnen Plan:
Der eine mag den Sohn nicht hören,
Der andre grollt die Tochter an.

Hier droht die Vaterhand erhoben
Alphonſo'n mit des Fluches Grau'n,
Gebeugt iſt dort von wildem Toben
Lorenza's krankes Haupt zu ſchau'n.
Verkerkert hinter Schloß und Riegel,
Zergrämt ſich hier und dort die Noth; —
Doch Liebe findet ihre Flügel,
Wenn nirgend anders — doch im Tod.

Und dieſem reifen ſie entgegen,
Mit gleichem Schritt, ein gleiches Paar,
Ein Herz weiß von des andern Schlägen,
So ſcheint's: — denn beide bricht ein Jahr.
Zu beiden tritt an einem Tage
Der düſtre Friedensengel ein;
So ſargt ſie mit verhaltner Klage
Der Aeltern Haß im Todtenſchrein.

Nur daß man ihnen eins erfülle,
Verlangten ſie der Welt noch ab:
Beiſammen — hieß ihr letzter Wille —
Beiſammen wünſchten ſie ihr Grab.

Wie feilſcht der Haß, der dumpfergrimmte,
Selbſt um dieß Recht noch mit dem Tod;
Allein des Richters Spruch beſtimmte:
Der letzte Wille ſei Gebot!

So trägt man, was getrennt im Leben,
Denn nun vereint zum letzten Haus;
Hier ſchläft Alphons, und hart daneben
Ruht hier Lorenza ſchlummernd aus.
Doch fühlt der Haß ſich's nicht verleidet,
Und mitten auf den ſchmalen Raum,
Der ſchonend beide Gräber ſcheidet,
Pflanzt er — erfindriſch — einen Baum.

Pflanzt ihn, daß er die Wurzeln berge,
Daß er hinablang' in den Grund,
Und von einander dräng' der Särge
Geheimnißvollen Gräberbund.
Und wirklich ſcheint es ſo zu werden;
Schon grünt der Stamm im Frühlingsglanz,
Und vielfach in den Schoß der Erden
Verzweigt er ſeinen Wurzelkranz.

Doch wunderbar! die Wurzeln drängen
Nicht auswärts, Sarg von Sarge nicht,
Man ſieht ſie unten durch ſich zwängen,
Wie ſich um's Korn die Hülſe flicht.
Und dichter ſchwellen ſie und drücken
Gewalt'ger Truh' an Truhe vor,
Und grünen aus des Hügels Rücken
Als Doppelmonument empor.

Die Aeltern ſehn's mit ſchwächrem Grollen,
Durch Zufall einſt am Grab vereint,
Sie wißen ſelbſt nicht was ſie wollen,
Ihr Aug' beſchämt den Haß — und weint.
Und durch das junge Blattgetriebe
Scheint es zu weh'n im Maienlicht:
Das Herz ſich brechen läßt die Liebe,
Sich trennen läßt die Liebe nicht.

An die Unduldſamen.

Ach! daß man die Zeit der Liebe
Doch ſo gern und ſchnell vergißt!
Daß, wer heute noch ihr Prieſter,
Morgen ſchon ihr Quäler iſt.

Sieh! wie ſie die Achſeln zucken,
Seh'n ſie nur ein Paar, das liebt,
Und den Pfeilen ihres Witzes
Eine Bruſt zur Scheibe gibt;

Seh'n ſie, wie gewandt und arglos
Hand und Blick Erwidrung ſucht,
Wie dem Herzen jede Knoſpe
Reift zu einer goldnen Frucht;

Seh'n ſie, wie man um ein Stündchen
Wortverlegner Gegenwart
Lange Tage, längre Nächte
Kargend oft ſich weggeſpart.

Und doch träumten dieſe Richter,
(Iſt's ein Traum) wie ich und du;
Stürmten unter gleichen Fahnen
Einem gleichen Ziele zu.

Schalten damals den, der lachte
Ihrer heil'gen Harmonie,
Und nun ſchelten dieſe Kalten
Den, der thut, wie damals ſie.

Damals, — wären ſie der Erde
Herrn geweſen eine Nacht, —
Ach, wie hätt' ihr Glück, als Sonne,
Jeder Liebe Glück gelacht!

Und nun nehmen ſie die Schaufel
Ihrer Seelenloſigkeit,
Einen Baum zu untergraben,
Deſſen Frucht auch ſie erfreut.

Und nun lohnen ſie mit Spotte,
Was zu haben ſie ſich freu'n,
Gleich als wollten ſie verläugnen,
Daß ſie dadurch glücklich ſei'n.

Arme Spötter, nehmt den Spiegel
Eurer Jugend doch zur Hand,
Und beſchaut nur eure Züge,
Ob denn jede Spur verſchwand!

Jede Spur, daß dieſes Auge,
Das mit Seitenblicken ſtraft,
Auch einmal zur Wiege diente
Namenloſer Leidenſchaft;

Jede Spur, daß dieſe Lippen,
Die nun kalter Hohn entſtellt,

Andre Lippen ſuchten, fanden,
Und nicht küſſensſatt geſchwellt;

Jede Spur, daß dieſer Buſen,
Den nun ſtrenger Ernſt umhüllt,
Nur gepreſſt an einen andern
Sein entfeßelt Blut geſtillt;

Jede Spur, daß dieſe Hände
Bettelten um einen Druck;
Daß dieß Haar ſich ließ berauben,
Zum Entgelt für ſchönren Schmuck;

Daß der Menſch, an deſſen Schulter
Nun vielleicht ein Antlitz lehnt,
Um dieß Antlitz auch geworben,
Um dieß Weib ſich auch geſehnt!

So in eurer Jugend Spiegel
Blickt nach euch, ihr Spötter, um!
Wenn man liebte, Liebe quälen,
Bringt — bei Gott! geringen Ruhm.

II.

Des Menſchen Bild.

Der Dänenkönig Sigar ſaß trüben Angeſicht's;
Er rief die Schaar der Freunde, — ſie kam, — doch ſprach er nichts.
Und endlich hob er langſam die Augen himmelwärts,
Und öffnete die Lippen und ſprach mit innrem Schmerz:

»Ich bin ein alter König, hab' viel gewirkt, geſtrebt,
»Hab' lange mit den Menſchen als Menſch geirrt, gelebt,
»Hab' matt den Leib gerungen und grau gekämpft mein Haar,
»Und dennoch weiß ich nimmer zu ſagen, wer ich war.

»Meerwogen laß' ich geißeln, wofern es mich erfreut,
»Eisberge rollen nieder, wofern mein Wink gebeut,
»Für alles hab' ich Bilder, was fliegt und ſteht und quillt,
»Und dennoch ſuch' ich immer umſonſt für mich ein Bild!

»Was iſt der Menſch? — Ein Träumer? — Träumt er, oft wacht er doch!
»Was iſt der Menſch? — Ein Schemen? — Mein Leben lebt mir noch!
»Er iſt zu groß ein Würmchen, zu klein ein Gott zu ſein,
»Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

»Sein Bild iſt nicht die Schlange, ſein Bild iſt nicht der Aar: —
»Ich bin ein alter König, und weiß nicht, wer ich war!
»Geht, ruft mir meinen Skalden, der trank aus Mimer's Quell:
»Er ſchaffe mir vom Menſchen ein treues Bild zur Stell.«

Der Skalde kommt gegangen, der König fragt bewegt,
Der Skalde faßt den Griffel, den er am Gürtel trägt;
Und an die Mauer tritt er mit ſtill erhobnem Sinn,
Und zeichnet einen Zirkel und wieder einen hin. —

Mit Staunen ſieht die Menge dem ſondren Maler zu. —
»Das iſt der Menſch, o König, — das,« ſpricht er, »biſt auch du!
»In dieſem Zirkel ſchauſt du des eignen Leib's Geſchick:
»In ſeinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück.

»In jenem aber ſchauſt du der eignen Seele Glück:
»In ihren Anfang eilt ſie, das Licht in Licht, zurück!« —
Der König aber hört es, und drückt des Skalden Hand,
Und wiſcht mit ſeinem Mantel die Zirkel von der Wand.

Bitte.

Seht ihr mich an manchem Tage
Thun, als wüßt' ich mich allein;
Gleich' ich, taub für jede Frage,
Meinem eignen Bild von Stein;

Nennt der Zeiger meiner Augen
Euch den Lauf der Seelenuhr;
Schein' ich euch nur Gift zu ſaugen
Aus dem Becher der Natur;

Laßt dann immer mich gewähren,
Und verſchwendet kein Bemüh'n,
Sucht mich ja nicht zu bekehren,
Oder unter euch zu zieh'n.

Keines Scherzes tändelnd Witzeln
Bannt den Geiſt, der da mich faßt,
Keine Schmeichelfinger kitzeln
Mich in Schlummer oder Raſt.

Keines Vorwurf's herbe Rede
Macht mich irr in meinem Thun;
Eh ſie abgethan die Fehde,
Bringt mich keine Macht zum ruh'n.

Seht das Meer, wenn ſeine Wellen,
Aufgewühlt von innrem Krampf,
Grollend auf einander ſchwellen,
Und entglüh'n im Bürgerkampf!

Thorheit dann, die Flut zu ſtreicheln,
Daß ſich leg' ihr dumpfer Groll;
Ihr mit Balſamtropfen ſchmeicheln,
Daß ſie ruhig werden ſoll;

Thorheit auch, ſie drob zu geißeln,
Daß ſie möge ſtille ſteh'n: —
Sie wird ihre Wirbel kräuſeln,
Ihr mögt drohen oder fleh'n.

Seht, ſo iſt's mit den Gedanken
Und Gefühlen meiner Bruſt;
Oft im ſtürmen und im ſchwanken
Feiern ſie ganz eigne Luſt.

Darum wollt mich dann nicht ſtören!
Sei der Himmel noch ſo grau:
Ewig kann der Sturm nicht währen,
Einmal wird es wieder blau.

III.

Der närriſche Küſter.

Ein eiſiger Decemberwind
Durchſauſt die öde Flur,
So weit der Nebel ſchauen läßt,
Nicht eine Lebensſpur.

Nur von der Kirchhofmauer her,
Wo ſtill der Küſter wohnt,
Da färbt ein matter Flammenſchein
Den grauen Horizont.

Der Wandrer, der des Weg's verfehlt,
Wähnt dort das Dorf zu ſchau'n; —
Doch kommt und ſieht er, wo er ſteht,
Dann faßt ihn fröſtelnd Grau'n.

Den närr'ſchen Küſter ſieht er dort
In kalter Nacht allein;
Der ſitzt gekauert auf ein Grab
Bei mattem Flammenſchein.

Ein morſches Bret iſt, was er brennt,
Und offen gähnt ein Grab;
Drein ſinkt mit mancher Flocke Schnee
Auch manche Thrän' hinab.

Und näher zieht's den Pilger hin:
Das Grau'n hat eignen Reiz;
Nicht merkt, ſo ſcheint's, der Küſter ihn; —
Er lauſcht an einem Kreuz.

Der Küſter aber ſitzt und ſinnt,
Und ſchaut in's Flammenlicht;
Sein Leib iſt ſtarr, ſein Bart bereift,
Er aber achtet's nicht.

Der Pilger ahnt wohl was es ſei,
Tritt vor den ſtillen Mann,
Und da er nicht erſtaunt ihn ſieht,
Spricht er ihn freundlich an:

»Gott ſei mit Euch! Es ſauſt ſo kalt,
»Daß mir's ganz froſtig wird;
»Und ihr ſitzt bei ſo karger Glut, —
»Wie kommt's, daß Ihr nicht friert?« —

»»Bei dieſer Glut — ich frieren? — Ha!
»»Mir iſt recht wohl zu Muth!
»»Ich brenn' ein Bret von Liebchens Sarg:
»»Das gibt gar warme Glut!««

Maß für Schmerzen.

Ihr ſcheltet meinen Unmuth — Traum,
Und ſpottet meiner Trauer,
Weil eine kurze Stunde kaum
Oft ihre längſte Dauer.

Wehleidig heißt ihr mich und ſchwach,
Und kindiſch meine Thränen,
Wenn mir das Herz beinahe brach
Vor namenloſem Sehnen.

»Ein Stündchen,« ſprecht ihr, »trüben Blick,
»Und alles dann vorüber;
»Und doch erkennſt du nicht dein Glück,
»Und jammerſt wohl noch drüber!

O Freunde, meßt die Trauer mir
Nach Stufen nicht und Stunden!
Im Herzen liegt das Maß dafür,
Wo ſie ſich eingefunden.

Ein weiches Herz — ein tiefer Schmerz,
Und währt' er nur Minuten,
Und was oft kalten Seelen — Scherz,
Läßt warme dran verbluten.

Und ach! wer kann die warme Bruſt
Mir kühlen oder nehmen?
Wer zügeln ihre heiße Luſt,
Wer ſänftigen ihr Grämen?

Was eure kaum in Jahren fühlt,
Sie fühlt's in Augenblicken;
Was euch kaum auf die Seele zielt,
Kann meine niederdrücken.

Ein Knäul iſt ihr der kleinſte Gram,
Woran ſie zerrt und windet,
Bis ſie ſo tief in's rütten kam,
Daß die Geduld ihr ſchwindet.

Der kleinſte Funk' iſt ihr ein Brand,
Woran ſie bläſt und ſchüret,
Bis ſie ſich plötzlich übermannt
Von wilder Lohe ſpüret.

Dann bricht ſie los, dann flammt ſie auf
In unnennbarem Hader,
Und jagt das Blut in raſchem Lauf
Von Ader mir zu Ader.

Drum meßet nicht nach Stunden mir
Der Seele tiefe Schmerzen!
Das einzig wahre Maß dafür
Liegt nur im eignen Herzen.

VI.

Die Gräfin von Querfurt.

Am ſchönen Quellbrunn einſam geht
Der heilige Bruno, vertieft in Gebet;
Und was er ſo ſinnet im Stillen erbaut,
Das ſingen die Vöglein des Waldes gar laut.

Da kommt ein Weib des Weges daher,
Sie trägt an einem Keſſel ſchwer,
Darüber iſt ein Mantel gedeckt,
Als wäre drin was geheimes verſteckt.

Und wie ſie ſo huſcht an dem Heil'gen vorbei,
Da tönt aus dem Keſſel ein wimmernd Geſchrei,
Und Herz und Auge zieht es ihm hin;
»Weib!« fragt er, »was trägſt du ſo heimlich darin?«

Das Weib, erſchrocken, es ſtammelt ſchnell:
»»Nichts! — Junge Wölflein — trag' ich — zum Quell!««
»Ei, Wölflein?« — »»Hündlein!«« — »Laß doch ſeh'n,
»Vielleicht möcht' eins zu Geſichte mir ſteh'n!«

Das Weib ſetzt ab mit verſtörtem Blick,
Der Heilige ſtreift die Hülle zurück:
»Herr Gott! Nicht Hunde, — das ſind ja fürwahr
»Acht Kindlein, wie kaum ſie die Mutter gebar!«

Das Weib ſinkt niedergedonnert in's Knie,
Der Heil'ge betrachtet die Kinder und ſie,
Dann ruft er ergriffen von Zweifel und Angſt:
»Geſtehe, ſo wahr du dein Heil verlangſt!«

»»Herr!«« ſchluchzt ſie, — »»vergebt! Sie ſind nicht mein,
»»Graf Gebhard auf Querfurt nennet ſie ſein.
»»Euch, ſeinem Bruder, iſt's wohl bekannt,
»»Wie daß er gezogen in fremdes Land.

»»Indeß gebar ihm die Gattin daheim,
»»Neun Früchte trug ihr ein Lebenskeim.
»»Ihr wißt, Herr Gebhard iſt rauh und wild,
»»Dem leichtlich das Herz vor Unmuth ſchwillt.

»»Beſchwerliche Reden führt' er ſogar,
»»Wenn reichlichen Segen ein Weib wo gebar;
»»Drum lag auch verzweifelt die Mutter da,
»»Als gar neun Würmlein ſie vor ſich ſah.

»»Mit grollendem Herzen wird er ſie ſeh'n,
»»Als wär's nicht mit rechten Dingen geſcheh'n;
»»Wird ehrlos ſchelten Kinder und Weib,
»»Wird wild ſich vergreifen an ihrem Leib.

»»Drum lieber ihr Leben geknickt im Keim,
»»Das neunt' und ſtärkſte nur bleibe daheim!
»»So überwältigt' in bangem Gewühl
»»Des Vaters Rauhheit der Mutter Gefühl.««

Der Heilige ſchaudert, da er's vernimmt,
Faßt Kindlein um Kindlein dann weichgeſtimmt,

Beſprengt ſie tauſend mit heiliger Flut,
Und ſpricht: »Sie bleiben in meiner Hut!

»Geh heim und ſag', es ſei vollbracht,
»Und hülle das grauſe Geheimniß in Nacht.
»Ich will für ſie ſorgen, was auch da kommt,
»Der Herr wird's wenden ſo wie es frommt!«

Das Weib geht heim, der heilige Mann
Nimmt warm der geretteten Kindlein ſich an;
Aufblüh'n ſie, ſo wie er's von Gott ſich erfleht,
Acht Röslein, ein liebliches Blumenbeet.

Oft küſſt die Gräfin den neunten Sohn,
Für acht verkaufte den blutigen Lohn,
Und ſtarrt ihn an und ſeufzt vor Qual, —
Schier faßt ein Argwohn den rauhen Gemahl. —

Neun Jahre ſteigen in's Zeitengrab,
Da ruft Herrn Bruno die Pflicht fernab;
Ihm ſcheint's im Geiſte wohl vorzugeh'n,
Als ſollt' er die Heimat nicht wiederſeh'n.

Drum eilt er zu ſeinem Bruder hin,
Und ſpricht ihm mit warmer Rede zu Sinn,
Und ſagt ihm, wozu er die Gattin trieb,
Und wie's durch ein Wunder verhütet blieb.

Und läßt ſich's beſchwören mit heiligem Eid,
Der Mutter es nicht zu entgelten durch Leid;
Dann eilt er zur Gräfin und leuchtet mit Macht
Zu tiefſt ihr hinab in des Herzens Schacht.

Und als ſie zerknirſcht in Thränen verſinkt,
Da ruft er den Grafen, entfernt ſich und winkt,
Und ſiehe! durch's Thor, herzinnig gerührt,
Da nahen acht Knäblein, vom neunten geführt.

In gleichem Gewand, gleich golden an Haar,
Die kindlichen Augen gleich blau und klar,
Gleich roth die Wangen vom Jugendſchein,
Sind's neun in einem und einer in neun.

Und wie nun des jungen Lebens ſo viel
Sich rührt und regt in luſt'gem Gewühl,
Und wie ſich's um Vater und Mutter drängt,
Und ſchmeichelnd an Knie und an Arme ſich hängt;

Da ſchmilzt wohl des Grafen verhärteter Sinn,
Da wirft die Mutter in Thränen ſich hin;
Da iſt bei einander groß Freud' und Leid,
Ein Schwanken von Vorwurf und Seligkeit.

Herr Bruno aber blickt auf zu Gott:
»Du ließeſt mich, Herr, nicht werden zu Spott!
»Laß werden die Aeltern den Kindlein gleich:
»Denn ihrer iſt ja das Himmelreich!«

Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbſt Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgentlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit beßer, als ſie alle kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Naſ' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber iſt mein — Kind,
Der weckt mich zuverläßig und geſchwind;
Ein Laut, ein Schrei — ſo iſt es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug.

Dann ſpring' ich hin zu ihm und ſeh' mit Luſt
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbruſt,
Und frommer Wünſche wird mein Herz ſo voll,
Wie es am Morgen eben werden ſoll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch
Als es vordem geweſen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwohl der erſte nicht empor:
Die Mutterſorge kam mir ſtets zuvor.

Und ſollt' ich manchmal auch der erſte ſein,
Wie wäre dieſes Opfer doch ſo klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich ſollte für mein Kind es nicht?

V.

Der Falſchmünzer.

Der Scherge tritt zum Richter: »Herr, draußen ſteht ein Mann,
»Von ſchwerer Schuld belaſtet klagt er ſich ſelber an;
»Sein Haar iſt wirr, ſein Antlitz verſtört, ſein Auge ſtarr,
»Und wär' er kein Verbrecher, ich meint': er wär' ein Narr!«

Der Richter heißt ihn kommen, der Scherge führt ihn vor. —
»Ihr Herrn,« beginnt der Fremde, »leiht mir ein gnädig Ohr!
»Zu richten und zu ſtrafen iſt euer heilig Amt:
»So hört denn mein Verbrechen, und richtet und — verdammt!

»Die ſchwerſte Schuld, wie heißt ſie?« — Die Richter meinen:
»»Mord!««
Der Fremde lacht: »Die garſt'ge, nächſt kleinere ſofort?« —
»»Verrath!«« ſo meint der Richter. — Der Fremde lacht: »Und
dann?« —
»»Falſchmünzerei!«« ſo heißt es. — »Halt, Herr, nun ſind wir
dran!

»Falſchmünzerei! — da habt ihr's! Ei ſeht, ihr klugen Herrn,
»Die ſetzt ihr an als drittes? — Ihr hälfet mir wohl gern! —
»Ich ſage ſie iſt ärger, als Mord, als Hochverrath!
»Falſchmünzer, ja das war ich, — beſchönigt nicht die That!«

»»Falſchmünzer?«« fragt der Richter, ««wo münztet ihr und wie?
»»Betriebt ihr's mit Genoßen? Bekennt und nennet ſie!«« —
Der Fremde ſpricht, wie höhnend: »Ihr Herrn verſtellt euch nicht,
»Blickt auf aus euren Büchern, blickt mir in's Angeſicht!

»Erkennt ihr drauf die Spuren von Frohſinn, Liebe, Muth?
»Den Zug verwelkter Maien, die Kohl' erloſchner Glut?
»Das fieng mit ſeinen Reizen ein unerfahrnes Kind,
»Ein Kind, das gar nicht ahnte, was böſe Menſchen ſind!

»Das Mädchen gab mir Liebe, gab alles — alles mir,
»Und was — merkt auf, ihr Herren, — was gab ich ihr dafür?
»Ich münzte falſche Schwüre, — ſie nahm ſie an für bar;
»Ich münzte falſche Thränen, — ſie nahm ſie an für wahr.

»Ich münzte Treu' und Tugend — ſie nahm ſie an für Gold,
»Und unecht, falſch, erlogen, war, was ich ihr gezollt.
»Sie ſchien ſich reich, ſie prahlte mit dem, was ich ihr gab,
»Doch als ſie ſich enttäuſchte, da ſank ſie in das Grab.

»Ein Mord, ihr Herrn, was iſt er? — Das Eiſen tödtet ſchnell.
»Was iſt Verrath? — Er ſchlachtet ſein Opfer auf der Stell'.
»Falſchmünzerei iſt ärger, ſie hält den Glauben hin,
»Vergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn.

»Drum ſprecht, ihr Herrn, mein Urtheil, ich bin darauf gefaßt,
»Ich kann ſie nimmer tragen die bange Sündenlaſt;
»Allnächtlich hör' ich's donnern: ‚Falſchmünzer, kauf' dich los!
‚Erſetz', erſetz'!‘ — »Unmöglich! — die Summ' iſt allzu groß!« —

Die Richter ſteh'n erſchüttert, und rufen insgeſammt:
»Berathet's mit dem Himmel, das iſt nicht unſer Amt;

»Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die That:
»Für falſche Seelenmünze gibt's keinen Menſchenrath!«

Da lacht der Fremde grinſend, da weint er wieder drein:
»O Unglück!« — ruft er, »unwerth des Henkerbeil's zu ſein!« —
Er geht, und, was kein Richter ihm gab in ſeiner Noth,
Gibt ihm, nach langer Buße, zuletzt der Gram, — den Tod.

Weltſinn.

Es dreht der Menſchen Streben
Sich um ihr eignes Heil;
Führt nur ihr Pfad ſie eben,
Sei jeder andre ſteil.

Sie graben ſich wie ehern
In's eigne Selbſt hinein,
Sind glatt für alles Nähern,
Für alles Fühlen Stein.

Du zeigſt die Hand befließen, —
Sie lachen deiner Müh';
Du zeigſt die Bruſt zerrißen, —
Und Dornen reichen ſie.

Du weiſeſt auf Ruinen
Zerfallner Seelenruh', —
Sie ſeh'n mit kalten Mienen
Dem letzten Falle zu.

Du zeigſt, du könnteſt lieben,
Und fändeſt nur kein Herz, —
Sie ſchelten übertrieben
Und kindiſch deinen Schmerz.

Du zeigſt, du könnteſt ſchaffen,
Nur fehl' es dir am Sporn, —
Sie ſtumpfen dir die Waffen,
Und trüben deinen Born.

Du zeigſt dich warm für's Gute,
Doch arm an gutem Rath,
Sie rütteln dir am Muthe
Durch Spott und falſche That.

Was kümmert ſie dein Weinen,
Und was, wozu es führt?
Du darfſt dir glücklich ſcheinen,
Wenn's nur ein Ohr berührt.

Was kümmert ſie dein Fehlen,
Dein Zweifeln und dein Müh'n?
Wenn nur nicht ihre Seelen,
An gleichen Ketten zieh'n.

Drum ſuche nicht bei Andern
Belehrung, Rath und Licht;
Sie laßen jeden wandern,
Wohin —? ſie kümmert's nicht.

Sie gönnen ihm die Reiſe,
Wohin es ihm behagt,
Wenn er nur ihrem Gleiſe
Nicht frech ſich näher wagt.

Drum ſtill, du Herz, da drinnen,
Sonſt biſt du ſchlimm beſtellt:

Es läßt ſich nichts gewinnen
Im Treiben dieſer Welt!

Verſchweige deine Freuden,
Verſchweige deine Pein,
Vertrau' in Luſt und Leiden
Zumeiſt auf dich allein!

VI.

Legende.

Einſt gieng, wie's oft geſchehen iſt,
Auf Erden wieder der liebe Chriſt,
Und zog durch die Länder weit und breit,
Sanct Petrus gab ihm das Geleit.

So kamen ſie denn eines Tag's
Auch in ein Oertchen geringen Schlag's,
Zu groß, um eben ein Dorf zu ſein,
Und wieder für eine Stadt zu klein,
Nichts recht, an allem nur zunächſt,
Wo Schlimm und Gut beiſammen wächſt;
Dem Herrn dem ſtand es nicht zu Sinnen,
Doch wollt' er ſich's beſeh'n von innen.

Am Sonntag war's, zur Veſperzeit,
Und weithin hallte Glockengeläut.
Schon war die Kirche faſt voll zu ſchau'n
Von zierlichen Herrn und ſchmucken Frau'n;
Das war ein Rauſchen von ſeidnen Gewändern,
Das war ein Flimmern von bunten Bändern,
Ein Gucken und Räuſpern, ein Neigen und Nicken,
Ein Gaffen und Hin- und Wiederblicken,
Ein Wiſchen und Wedeln mit den Tüchern,
Ein Blättern in den Andachtsbüchern,

Bis endlich zu der Orgel Klingen
Man anhub ein geiſtlich Lied zu ſingen.
Der Herr vernahm es, und gieng weiter,
Kopfſchüttelnd folgt' ihm ſein Begleiter.

Jetzt kamen ſie vor den Ort hinaus,
Da ſtand ein unanſehnlich Haus,
Und aus dem Hauſe ſcholl und klang
Ein lauter fröhlicher Geſang.
»Halt, Petrus,« rief der Herr, »laß ſeh'n!«
Und blieb vorm Fenſter lauſchend ſteh'n.
Beim flackernden Span am Eichentiſch
Saß dort ein Kränzchen munter und friſch,
Großvater und Enkel, Aeltern und Kinder,
Auch Nachbar und Knecht und Magd nicht minder;
Die hatten vor ſich ein ſchlichtes Eßen,
Auch einen Trunk, nicht karg bemeßen,
Und jede Mien' und jeder Blick
Verrieth ihren Frieden und ihr Glück.
Und wie ſie ſo ſaßen in ihrer Luſt,
Da that ſich auf ſo Mund als Bruſt,
Und laut geſungen von dem Kreiſe
Klang eines Volkslied's muntre Weiſe.
Der Herr der lehnt' am Fenſter ſtill,
Wie einer, der nicht ſtören will,
Und horcht', als brächt' ihm ihre Freude
Die liebſte Aug- und Ohrenweide.

Sanct Petro währt' es ſchon zu lang,
Drum that er ſich nicht länger Zwang,
Und ſprach: »Mein Meiſter, ſagt mir doch,
Ich weiß fürwahr nicht wie ich's deute.

Da ſteht und lauſcht Ihr immer noch
Dem ſimplen Singſang dieſer Leute,
Und dort, wo man zum Orgelklang
Ein geiſtlich Lied ſo kunſtreich ſang,
Da giengt Ihr alſo ſchnell vorbei,
Als ob Euch verdröße die Melodei.«

Darauf der Herr mit Lächeln ſpricht:
»Mein Petrus, das verſtehſt du nicht.
Dort ſangen ſie geiſtliche Lieder zwar,
Voll Kunſt, doch aller Andacht bar;
Hier ſingen ſie zwar Volkslieder nur,
Ganz ohne Kunſt, doch voll Natur,
Und mitten unter Luſt und Scherzen
Mit aller Andacht frommer Herzen.
Und ſieh! mein Petrus, das merke dir,
Ein echtes Volkslied hat viel von mir,
Man ſieht ihm keine Frommheit an,
Und doch erbaut es ſeinen Mann!
Manch Lied mag in der Luſt verſchwimmen,
Es wendet und windet ſich allzu ſchräg:
Volkslieder aber, wie Kindesſtimmen,
Die finden zum Himmel den graden Weg.«

Wettſtreit.

Zum Liederdichter ſpricht der Dramendichter:
»Was braucht es da Beweis noch oder Richter?
»Du gibſt ein Blümchen, ich — die ganze Flur,
»Ich — einen See, Du — einen Tropfen nur.

»Die ganze Menſchheit — ich, in Luſt und Schmerzen,
»Du — Perlen nur aus einem Menſchenherzen;
»Ich gebe den Palaſt, du — einen Stein,
»Den Mammut — ich, du nur — ein Käferlein.« —

Zum Dramendichter ſpricht der Liederdichter:
»Ich ſinge für den Freund, nicht für den Richter;
»Im kleinſten Blümchen blüht ein Lenzgedicht,
»Im Tropfen glüht ein Funke Sonnenlicht.

»Ein einzig Herz umſchließt im engen Rahmen
»Der ganzen Menſchheit Poſſenſpiel' und Dramen,
»Und dankbar nimmt der Chriſt vom Pilgersmann
»Ein Steinchen auch aus Sion's Tempel an.

»Und rühmſt du mir des Mammut's Rieſenglieder,
»So blick' nicht ſpottend auf den Käfer nieder:
»Ein Wunder gilt's, und großer Raum iſt dein,
»Macht kleinrer Raum das große Wunder klein?« —

Da tritt ein Freund der Dichtkunſt zwiſchen beide:
»Ein Gleichniß,« ſpricht er, »kenn' ich, das entſcheide:
»Ein groß Gehäuſe ziemt der großen Uhr,
»Ein klein Gehäuſe ziemt der kleinen nur.

»Ob jene ſchlage mit gewalt'gem Hammer,
»Ob dieſe leiſe pick' in ſtiller Kammer,
»Iſt nur das Werk in beiden gut und echt,
»Wozu dann ſtreiten? — Beide geh'n ſie recht.«

VII.

Die Unverwundbare.

Ein lodernd Gerippe ſteht das Haus,
Die Raubluſt wüthet darin mit Graus;
Die Mutter ſtirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter ſtürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt ſie voran,
Und hinter ihr her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in geballter Hand,
Im Auge der Gierde leuchtenden Brand.

»Halt, ſchmuckes Dirnlein, wohin ſo ſchnell?«
So ruft, ſie verfolgend, der wilde Geſell.
»Komm her, mich verlangt es nach ſolchem Schatz:
»Die Fackel leuchtet, geräumt iſt der Platz.

»Was kümmert mich Rache, was Gold und Geſtein?
»Hier kann ich alles in allem ſein!
»So lüſtern bleich hat der Schreck dich gemalt,
»Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt.

»Sieh her! das Eiſen ſo blutigroth,
»Wohl blitzte dir's Vater und Mutter zu Tod,
»Wohl führ' es ſo glatt in's Herzchen auch dir, —
»Doch leben ſollſt du mir, — leben — mir!

»Wie wirbelt die Trommel, wie kniſtert die Glut,
»Wie duftet's durch öde Gemächer von Blut!
»Wie luſtig iſt es, dem Tode zum Hohn,
»Zu ärnten des Lebens beneidetſten Lohn!?« —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
Noch ärger als Brand, noch grauſer als Mord;
Sie fühlt des Herzens entſetzlichſte Pein:
Verfallen in rohe Gewalt zu ſein.

Da iſt kein Entrinnen, da hilft kein Fleh'n,
Kein machtlos Dräu'n, kein höhnend Verſchmäh'n:
Doch wenn ſie zum Wahnwitz erwachſen iſt,
So hat die Verzweiflung auch ihre Liſt.

So ſinkt denn, wie mit gewendetem Sinn,
Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
Und faßt ihm die Hand, und ſpricht wie verzagt:
»O ſchone meiner, ich bin deine Magd!

»Ich will dir leben! — Denn ſieh! dein Schwert
»Mir ſchadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt.
»Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
»Das manchem den Leib ſchon geſtählt und gefeit.

»Du haſt — (nicht wißend, daß du den Tod
»Nicht geben mir kannſt) — mich verſchont in der Noth;
»Du zogſt dein Schwert, das über mir hieng,
»Zurück von mir um geringen Beding.

»Darum hab' Dank und ſchalte mit mir!
»Und willſt du, ſo ſprech' ich, zum Lohne dafür,

»Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht
»So manchen ſchon unverwundbar gemacht!« —

Der Krieger ſtutzt, das ſieht ihn an
Den albern-rohen, betäubten Mann.
»Laß hören,« — ruft er, — »das käme mir recht,
»Und dir, Feinliebchen, bekomm' es nicht ſchlecht!« —

»Wohlan!« — ſo beginnt ſie, und ſinkt in's Knie, —
»Merk' auf, und vergiß das Sprüchlein nie:
»,Alleiniger Gott, der die Unſchuld ſchützt,
»,Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen blitzt!

»,Umgib mich mit Deinem Schirm und Schild,
»,Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
»,Halt' ab von mir den vergifteten Pfeil,
»,Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil!' —

»Es iſt geſcheh'n! — Nun Krieger, verſuch',
»Ob unverwundbar mich machte mein Spruch!
»Verſuch's, hol' aus mit dem Schwert weit, — weit:
»Ich bin den Streich zu empfangen bereit. —

»Hol' aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht.
»Schon bin ich gefeit, bin wundendicht.
»Hol' aus mit dem Schwert! Hier iſt die Bruſt:
»Ich bin meines Spruch's mir kräftig bewußt!« —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
Zu prüfen, ob ſie ihn wahres gelehrt; —
Ein Stoß, — und verblutend liegt ſie vor ihm;
Hinſtarrend bereut er den Ungeſtüm.

»Hab' Dank,« so stöhnt sie, »hab' Dank, mein Gott!
»Du ließest die Unschuld nicht werden zu Spott!
»Ab hast du gewendet — den giftigen Pfeil! —
»Bewahrt — mein Herz, — bewahrt mein Heil!«

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht
Wohl tief in des Kriegers Herzensnacht;
Sein Taumel zerrinnt, — sein wilder Blick
Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, der Brand läßt nach, —
Noch steht der Krieger im öden Gemach; —
Es wandelt ihn, seit er's denken kann,
Zum ersten Mal wie ein Schauder an.

Die Karthauſen.

Im Süden gibt es Karthauſen
(Sie werden die ſtillen genannt),
Worinnen Mönche hauſen,
Durch frommen Wandel bekannt.

Die Mauern dieſer Gebäude
Schau'n ruhig himmelwärts,
Haben keinen Anſtrich von Freude,
Und keinen Anſtrich von Schmerz.

Kein Fenſter und keine Pforte
Iſt rings von außen zu ſeh'n,
Es iſt an dieſem Orte
Wie unter Gräbern zu ſteh'n.

Doch innen mitten im Hauſe,
Da ſchimmern viel Fenſter entlang,
Aus allen ſchallt Gebrauſe
Von Orgeln und heil'gem Geſang.

Und freundliche Pförtlein leiten
In den freundlichen Hof hinein,
Da blüht es von allen Seiten
Im heiteren Sonnenſchein.

Da rauſcht es voll grünender Bäume,
Da iſt alles ſo wohl beſtellt,
Wie ein Land glückſeliger Träume,
Wie eine beſondere Welt.

Und drinnen die Mönche wandeln
So traut und gemeinſam umher,
Die Außenwelt und ihr Handeln
Bedäucht ſie ein Traum nur mehr. —

Wie dieſe ſtillen Gebäude
Und die ſtillen Mönche darin,
So geht's oft in Freud' und im Leide
Dem ergriffenen Menſchenſinn.

So ſchließen oft die Gedanken
Ihre Fenſter nach außen zu.
Vergeßen das irdiſche Wanken,
Und freu'n ſich der geiſtigen Ruh'.

So verriegeln oft die Gefühle
Für's äußere Leben das Thor,
Und wandeln zu ernſterem Ziele
Gemeinſam im Innern hervor.

Drum zählt mich nicht zu den Harten,
Weil ſtarr oft ſcheint mein Geſicht:
Im Inneren blüht mir ein Garten,
Dort fehlt es am Leben nicht.

VIII.

Das Pilgerhemde.

Die Geißel schwirrt, der Türke flucht,
Die Christen zieh'n des Pfluges Wucht,
Und schwere Tropfen Schweißes rollen
Von ihren Stirnen auf die Schollen.

Auch mancher Tropfe Blutes netzt
Den Leib, von Geißelhieb verletzt,
Und träufelt über wunde Glieder
An ihren Hemden purpurn nieder.

Ein einz'ger Christensklav' allein
Erhielt sein Hemd noch blank und rein;
Mag drauf auch manche Perle fallen,
Noch weiß wie Schnee sieht man es wallen.

Der Sultan selber sieht den Mann
Sich eines Tags mit Staunen an,
Und fragt ihn, schauend, was er leide:
»Wie kommst du zu so blankem Kleide?

»Wes Landes bist du, Christenhund?
»Ward nie dein Leib von Geißeln wund?
»Wie oder hast du Blut wie Schnecken,
»Zu blaß, um Linnen zu besecken?« —

»Ich bin ein Ritter,« ſpricht der Chriſt,
»Des Heimaterde Deutſchland iſt;
»Zu Metz auf meines Schloßes Mauern
»Laß' ich ein Weib um mich vertrauern.

»Als ich beim Scheiden ſie umfieng,
»Und ſie wie ſterbend an mir hieng,
»Da gab ſie mir dies Hemd zum Pfande
»Der Treue mit in ferne Lande.

»‚Nimm's hin und trag' es', ſprach mein Weib,
»‚Es komme nicht von deinem Leib;
»‚Als ich den Flachs dazu geſponnen,
»‚Iſt manche Thräne drein geronnen,

»‚Und unter brünſtigem Gebet
»‚Hab' ich's für dich gebleicht, genäht;
»‚Drum, hoff' ich, wird es in Gefahren
»‚Dich wie ein Amulet bewahren!' —

»Und alſo dünkt es mich fürwahr,
»Denn blank und rein iſt's immerdar,
»Quoll oft auch über wunde Glieder
»Manch Tröpflein Blut's mir drauf hernieder.

»Da trag' ich's nun zwölf Monden lang,
»Es ward nicht mürb, kein Faden ſprang,
»Nicht Schweiß, nicht Regen kann's erweichen,
»Es iſt, als käm' es erſt vom bleichen.

»Das muß der Hausfrau Keuſchheit ſein,
»Dadurch ward dieß Geſpinnſt ſo rein:

»So lang ſie treu und keuſch geblieben,
»Wird nichts mir ſeine Weiße trüben!«

Der Sultan hört die ſondre Mähr',
Ruft heimlich einen Seemann her,
Heißt ihn die Anker eilends lichten,
Und ſeine Fahrt nach Deutſchland richten.

Heißt ihn zur Frau des Sklaven zieh'n,
Um ihre Liebe ſich bemüh'n,
Und ſie mit Gold und Schmeichelblicken
Zuletzt verführen und beſtricken.

»Ich will doch ſehen, wenn ſie fällt,
»Ob wohl ſein Hemd die Farbe hält!«
Der Sultan denkt's mit argen Sinnen;
Der Seemann ſegelt ſchnell von hinnen.

Auf Lotharingens Blütenau
Erforſcht er bald des Sklaven Frau,
Und trifft ſie in des Schloßes Mauern,
Verſenkt in namenloſes Trauern.

Da malt er ihr des Gatten Leid,
Des Wiederſeh'ns Unmöglichkeit,
Der Witwen freudeloſes Streben,
Der neuen Liebe neues Leben.

Umſonſt! ſein Säckel iſt geleert,
Sein Schmeichelvorrath aufgezehrt;
Sein ſchlaugewobnes Liſtgetriebe
Zerſtiebt vor ihrer Treu' und Liebe.

Drum ſchickt er ſich zur Heimkehr an; —
Da tritt an's Schiff ein Sängersmann,
Mit Zither, Stab und Pilgerhaube,
Daß man die Mitfahrt ihm erlaube.

Weil ſeine Klänge lieblich weh'n,
So läßt der Türk' es gern geſcheh'n,
Damit ihm durch des Liedes Würze
Der Troubadour die Fahrt verkürze. —

Schon nimmt nach raſch durchmeßnem Lauf
Die ferne Heidenſchaft ſie auf;
Der Sultan hört die ſeltne Kunde
Mit Staunen aus des Schiffers Munde.

Faſt grollt' er, weckt' ihm nicht das Spiel
Des Sängers gar ein ſüß Gefühl,
Wie er's wohl in den frohſten Stunden
In ſeinem Harem nicht empfunden.

»Wähl' ein Geſchenk dir!« ſpricht er einſt,
»Ich bin wohl gnäd'ger, als du meinſt;
»Wem hell wie Gold die Saiten klingen,
»Der mag auch goldne Frucht erſingen!«

»Herr!« fleht der Sänger, »nicht Metall
»Verlang' ich für des Herzens Schall!
»Durch deiner Chriſtenſklaven einen
»Würd' ich mir reich vergolten meinen!«

Der Sultan winkt, und aus dem Thor
Treibt man die Sklavenſchaar hervor;

Da ſieht der Sänger unter allen
Zuerſt das weiße Hemde wallen.

»Den,« ruft er, »König, gib mir frei!« —
Der König nickt voll Huld: »Es ſei!«
Und dankend eilt mit ſeiner Beute,
Der Pilger ſeelenfroh in's weite.

Bald nimmt ein Schiff die beiden auf,
Nach Frankreich geht's in raſchem Lauf.
Der Sklave wallt wie träumend weiter,
Ein Engel däucht ihn ſein Begleiter.

Zwei Tage gilt's nur mehr zu zieh'n,
So ſoll er ſchon der Heimat Grün,
Des deutſchen Landes Blütenauen,
Des eignen Schloßes Zinnen ſchauen.

Da ſpricht der Sänger tiefgerührt:
»Nun zeuch, wohin dein Weg dich führt!
»Nur wolle mir zum Angedenken
»Ein Stücklein deines Hemdes ſchenken.

»Es ſoll ſo unzerſtörbar rein,
»So wunderſam gewoben ſein,
»Drum möcht' ich's gern auf meinen Reiſen
»Der Welt beglaub'gen und beweiſen!«

Da trennt der Chriſt ein blankes Stück
Vom Wunderhemd, mit feuchtem Blick,
Gibt's ſeinem Führer, will ihm danken,
Und weinend ſeine Knie' umranken;

Doch dieſer kehrt ſich ſchweigend ab,
Setzt weiter ſeinen Pilgerſtab,
Und grüßt nur ſchmelzend noch vom weiten
Ihn mit den Klängen ſeiner Saiten. —

Schon ſieht er ſeiner Väter Schloß,
Schon eilt er durch der Knechte Troß,
Die ſeiner Züge längſt vergeßen,
Die Gattin an ſein Herz zu preſſen.

Sie ſieht ihn, ſtürzt mit Thränenluſt
An ſeine langentbehrte Bruſt;
Die Qualen dreier Jahre ſchwinden
Wie Schnee in dieſem Wiederfinden.

Da drängt ſich Feſt an Feſt und Klang
An Klang und Jubel an Geſang,
Liebkoſung, Fragen, Scherze, Bilder:
Erinnrung malt das herbſte milder.

Doch an der heitren Zärtlichkeit
Stößt ſich gar bald der finſtre Neid,
Und raunt, zu ſchwarzer That verſchworen,
Dem Burgherrn ſpöttelnd in die Ohren:

»Du glaubſt, die Gattin weint' um dich?
»Sie litt ſo manchen Fant um ſich;
»Zwölf Monden trieb ſie fern vom Hauſe
»Sich wüſt umher im Weltgebrauſe.« —

Der Funke zündet; grollend läßt
Der Burgherr rings zu einem Feſt

Die Nachbarn und die Freund' entbieten,
Wie's ihm die Neider höhnend riethen.

Nun als das laute Feſt begann,
Klagt er die Gattin wüthend an,
Und höhnt ihr ſchmähliches Beginnen;
Sie aber wandelt ſtill von hinnen.

Ein Viertelſtündchen kaum verrann,
Da tritt zum Tiſch ein Sängersmann
Mit Stab und Pilgerhaub' und Zither;
»Das iſt mein Führer!« ruft der Ritter.

»Ich war's,« ſo ſpricht mit ſanftem Blick
Der Pilgersmann, und zieht das Stück
Des Wunderhemd's hervor mit Schweigen,
Um der Verſammlung es zu zeigen.

Dann wirft er Kapp' und Kleid von ſich,
Und ruft: »Nun, Gatte! kennſt du mich?« —
Der Burgherr ſchaut mit tiefer Reue
Sein Weib, verklärt durch Lieb' und Treue.

Zu ihren Füßen ſtürzt er hin;
Sie hebt ihn auf mit mildem Sinn,
Und Aller Lippen in dem Kreiſe
Ertönen laut zu ihrem Preiſe:

»Heil deutſcher Weibertreue, Heil!
»Von ihr prallt ab des Haßes Pfeil;
»Sie mag in Nöthen und Gefahren
»Uns wie ein Amulet bewahren!« —

Mein Stammbuch.

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt;
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald iſt's in mir wieder Sonnenſchein.

Mein Vater ſteht darinnen oben an,
Er ſchrieb zwar nichts mir drein, der gute Mann,
Als nur: »Dein Vater!« — doch es gnügt, — er war's:
Noch denk' ich blutend ſeines Sterbejahr's.

Zunächſt leſ' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug und Trug,
Das ſie noch einmal leiſe ſegnend ſprach,
Als fern von mir ihr Herz im Tode brach.

Dann leſ' ich manchen Freund noch, deſſen Hand
Nun nicht mehr ſchreibt, wenn nicht im beßren Land;
Aus ihren Lettern ſpricht ihr Bild mich an: —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann.

Auch manchen Sänger, deſſen Liederklang
Wie Balſam in die wunde Bruſt mir drang;
Auch manchen Lehrer, deſſen goldnes Wort
Mich mir enthüllte, leſ' ich dankbar dort.

*

So steht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einschrieb, ist voll Glut und Sinn,
Des ganzen Liebelebens Wiederstrahl,
Das wir durchlebt mit aller Lust und Qual.

Ein blonder Junge schrieb mir bald dazu:
»Was dir dein Vater war, das sei mir — Du!«
Dahinter schrieb sich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterchen: — sein Sprüchlein ist gar fein!

Noch gibt's manch leeres Blättchen dort und hier,
Drum trag' ich auch mein Stammbuch stets mit mir;
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anspruchlose Stammbuch ist — mein Herz.

Drum thut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' in's Herz schreib' ich die Lieben mir:
Wer seine Theuren nicht im Herzen trägt,
Hat sich umsonst ein Stammbuch angelegt.

IX.

Charles Reſſières.

(1813.)

Vor ſeinem Zelte ſitzet
Der Marſchall im Dämmerſchein,
Es mundet dem alten Soldaten
Kein Imbiß und kein Wein;
Vor Lützen war es, am erſten Mai,
Die Truppen marſchierten an ihm vorbei,
Der Zeiger wies auf Vier.

»Herr Marſchall, laßt's Euch munden,«
So ſpricht der Adjutant,
»Es dürft' einen Faſttag geben,
»Das Feld hier iſt bekannt;
»Wer weiß, ob ein Tropfe die Kehl' uns netzt,
»Eh' morgen wieder, ſo wie jetzt,
»Der Zeiger weiſt auf Vier.«

Der alte Marſchall lächelt:
»Ei, laßt die Sorge ſein,
»Mir ahnt, ich brauche heute
»Nicht Imbiß und nicht Wein;

»Der Herr hat jedem ſein Ziel geſetzt;
»Erinnert Euch des, wenn wieder, wie jetzt,
»Der Zeiger weiſt auf Vier.«

So naht in banger Erwartung
Die Mittagsſtund' heran;
Schon regt ſich's hüben und drüben,
Schon knallt es dann und wann.
»Gedeckt muß eher der Hohlweg ſein,
»Dann rüſtig mit Gott in den Feind hinein!« —
Der Zeiger rückt auf Vier. —

Der alte Marſchall reitet
Voraus mit ſeinem Troß:
Da ſchwirrt eine Kugel herüber,
Sein Nebenmann ſinkt vom Roß.
Der Marſchall erweiſt ihm die letzte Ehr',
Da ſchwirrt es wieder, da ſtürzt auch der, —
Der Zeiger weiſt auf Vier.

Sie legen ihn auf die Bahre,
Sie tragen ihn fort voll Schmerz,
Es war ihm die Kugel gegangen
Durch's alte Heldenherz;
Knapp an ruht unverſehrt die Uhr,
Die Räder ſtanden ſtille nur,
Der Zeiger weiſt auf Vier.

Sie führen des Marſchall's Leiche
Zu ſeiner Gattin zurück;
Sie heißt ſie mit Thränen willkommen,
Sie fragt mit ſchmerzlichem Blick:

»O ſagt mir, wann er ſein Ende fand?«
Sie legen die Uhr in ihre Hand,
Der Zeiger weiſt auf Vier. —

Auch ſie iſt heimgegangen,
Verrauſcht iſt jede Spur;
Nur im verlaßenen Zimmer
Hängt einſam noch die Uhr;
Der Enkel bedarf kein mahnend Wort,
Unaufgezogen hängt ſie dort,
Der Zeiger weiſt auf Vier.

Troſtreiches Sterben.

Es iſt um eine Flieg' ein kleines Ding,
Für unſre großen Dichter zu gering;
Wir kleinern mögen uns damit befaßen,
Was mag ſich auch von Fliegen ſagen laßen? —

Ei ſeht! — Für's erſte ſind ſie flink und friſch,
Sodann geſellig, Gäſt' an jedem Tiſch,
Keck, ſagen wir, als ob, was wir ſo ſchelten,
Nicht könnt' als Liebe zu den Menſchen gelten.

Und wie gewandt ſie ſind! Wer läuft, wie ſie,
Kopfüber an der Wand, und fällt doch nie?
Sie haben Flügel, ſolche Thierchen Flügel,
Und unſer Fuß erlahmt an einem Hügel.

Froh ſind ſie auch, und ach, wie froh ſie ſind!
Was braucht zu ſeiner Freud' ein Menſchenkind!
Ein Abendſtrahl durch eine Kerkerlücke,
Und hundert Fliegen ſonnen ſich im Glücke.

Und wenn der Herbſt Marienfäden ſpinnt,
Und wenn des Jahres Sand zur Neige rinnt,
Und wenn der Froſt aus feuchten Wänden ſchauert,
Da hab' ich euch, ihr Thierchen, oft bedauert.

Da ſucht ihr bänglich alle Winkel auf,
Da taumelt ihr wie ſchwindelnd oft im Lauf,
Und ſummt, als wolltet ihr's einander klagen:
»Du, frierſt du auch? Mein Stündlein hat geſchlagen!«

Doch nein, ſo troſtlos ſei das Scheiden nicht!
Sieh, dort das Fenſter hell vom Abendlicht!
Der lieben Sonne letzter lauer Schimmer,
Des Herbſtes Abſchiedsgruß vom dumpfen Zimmer!

Ha! ſieh, da fliegt's von allen Seiten her,
Und drängt ſich an die Scheiben, matt und ſchwer,
Und ſummt und ſonnt ſich einmal noch, und weidet
Sich ſatt im lauen Lichte, bis es ſcheidet.

Und hundert Leichen zählt das Morgenroth. —
Das nenn' ich troſtreich ſterben ſeinen Tod;
Da lern', o Fürſt der Schöpfung, von den Fliegen,
Des Todes Stachel wohlgemuth beſiegen!

Nicht kau're, wenn Spätſommer dich umgraut,
Dich feig in's Dunkel ohne Luſt und Laut;
Empor, hinaus, und wär's zum letzten Male,
Und troſtreich ſtirb am heitren Sonnenſtrahle!

X.

Die Freierprobe.

Zu einem Jungfräulein weiſ' und klug,
Nebſtdem auch lieb und reizend genug,
Kam gar ein ſchöner, loſer Geſell,
Und wollt' ihr Freier ſein zur Stell.

Sie ſagt nicht ja, ſie ſagt nicht nein,
Sie ſieht ihm aber in's Herz hinein;
Sie ahnt den luſtigen, leichten Sinn,
Und hofft ſich deſſen keinen Gewinn.

Doch fühlt ſie dabei hinwider, wie tief
Manch ernſteres ihm in der Seele ſchlief;
Das achtet die Jungfrau nicht für gering,
Und ſtellt ihm ſolchen ſondren Beding:

»Ich ſag', Herr Junker, nicht ja, nicht nein,
»Doch ſo Ihr wollet mein Gatte ſein,
»So müßt Ihr's beſchwören mit heil'gem Eid,
»Zu thun, was jetzt mein Wort Euch gebeut.

»So oft Ihr, bevor zwei Jahre verweh'n,
»Den Prieſter ſeht zu dem Kranken geh'n,
»So ſchließet Euch an und bittet ihn,
»Daß er Euch laße mit ſich zieh'n!

»Und tretet mit ihm zum Kranken hin,
»Und nehmt's Euch jedes Mal ernſt zu Sinn. —
»Wofern Ihr das thatet in dieſer Zeit,
»Dann kommt und holt Euch bei mir Beſcheid!«

Der Junker denkt: »Nun immerhin!
»Es haben die Dirnen ſo eignen Sinn;
»Drum, ſolches zu thun in dieſer Zeit,
»Beſchwör' ich mit einem heil'gen Eid!«

Und wie nun des Meſſners Glöcklein ſchallt,
Da ſpringt er auf und thut ſich Gewalt,
Und folgt dem Prieſter und bittet ihn,
Daß er ihn laße mit ſich zieh'n.

Oft wenn er mit Zechern ſpielt und ſingt,
Und plötzlich des Meſſners Glöcklein klingt,
Muß er verlaßen Saus und Braus,
Und geh'n aus dem Freuden- in's Schmerzenshaus.

Am Tummelplatz, an Freundesbruſt,
Im Winterſturm, in Sommerluſt,
Bei Tag, bei Nacht, in Freud' und Leid,
Mahnt oft ihn das Glöcklein an ſeinen Eid.

Und eh zwei Jahre ganz entrauſcht,
Da iſt der Junker wie umgetauſcht;
Wo iſt ſein luſtiger, loſer Sinn?
Sein Lebenstaumel wo iſt er hin?

Erſt ſeit er dem Tod in's Aug' geſeh'n,
Glaubt er das Leben zu verſteh'n;

Erſt ſeit er erkannt des Menſchen Leid,
Weiß er zu ſchätzen des Menſchen Freud'.

Und zu der Jungfrau weiſ' und klug
Zieht jetzt ihn ein weit ſüßrer Zug;
Hat er ſie früher begehrt voll Glut,
So naht er ihr jetzt mit ſcheuem Muth.

Sie aber lieſt ihm's im Auge leicht,
Daß ſie ihr edles Ziel erreicht:
»Jetzt ſchlag' ich,« ruft ſie, »mit Freuden ein,
»Ein frommer Mann muß glücklich ſein!«

Tagesleben.

Tagüber lebt der Menſch ein ganzes Leben,
Doch nicht wie ſonſt der Gang der Zeit es lehrt:
Der Lauf der Horen, die ſein Daſein weben,
Iſt ſeltſam hier verwechſelt und verkehrt.

Der Morgen hebt auf ſeinen Purpurarmen
Des Tages Königin zum Thron empor,
Und tauſend Pulſ' erwachen und erwarmen,
Und Erd' und Himmel jauchzt im Jubelchor.

Da ſteht der Menſch und gleicht dem rüſt'gen Greiſe:
Auf's Leben ſchaut er hin mit freiem Blick,
Und überdenkt der Nacht durchträumte Reiſe,
Und überzählt des vor'gen Tages Glück.

Die ſüßen Schwärmereien ſind vergeßen,
In denen ihn das jüngſte Spätroth ſah;
Ein neues Leben ſoll er bald durchmeßen,
Und frohbereit und ruhig ſteht er da. —

Nun flammt der Tag heran mit ſeinem Treiben,
Und ſieh! zum Mann iſt ſchnell der Greis verjüngt:

In's Leben stürzt er ohne Rast und Bleiben,
Und prüft und zagt und ringet und erringt. —

Da kommt der Abend leisen Schritt's gegangen,
Die Welt erkennt den Sieger, der ihr droht;
Sie wird nun still und ruft auf ihre Wangen
Der süßen Liebe schwärmerisches Roth.

Der Mensch bemerkt, was seiner Mutter fehlet,
Und ahmt ihr nach als ein getreuer Sohn;
Von neuer Glut fühlt er die Brust beseelet,
Zwar neu für jetzt, doch einst empfunden schon.

Zum träumerischen Jüngling wird er wieder,
Die Wehmuth läßt er kommen in sein Herz,
Beschwört die alten Träume sich hernieder,
Und tränkt mit alten Thränen alten Schmerz. —

Und weiter rückt die Zeit, die Farben bleichen,
Die Zungen ruh'n, die Lichter brennen ab,
Die Wesen schau'n sich an, wie starre Leichen,
Es legt die Nacht sich auf das weite Grab.

Wo ist der Jüngling nun? Er ist verschwunden,
Er ward zum Kinde, dem's im finstern graut,
Wie von Gespenstern fühlt er sich umwunden,
Und fröstelnd weint er seinen Jammerlaut.

Gestalten schaut er, die er nie gesehen,
Fühlt Ahnungen, an die er nie geglaubt,
Hört Stimmen um das Ohr der Seele wehen,
Daß es das Hirn ihm heiß zusammenschraubt.

Nach langem erſt ſieht er die Sterne blinken,
Sein Kinderſinn ſchöpft Muth aus ihrem Schein,
Sein Schmerz wird Mattheit, ſeine Wimpern ſinken,
Und weinend wie die Kinder ſchläft er ein.

XI.

Heilsberg.

Von Ordruf zog der fromme Winfried aus,
Und trug des Glaubens Wort von Haus zu Haus,
Von Herd zu Herd, daß jede Feuerſtelle
Der Chriſtuslehre milder Strahl erhelle.
Und wo er ſtreute ſeine Friedensſaat,
Da keimte frommer Sinn und gute That,
Da ſchmolz, wie Eis bei'm Lenzhauch von den Firnen,
Der Trotz der Rohheit von Barbarenſtirnen.

So zog er auch durch's Thüringergebiet,
Wo ſtolz die Winterswand herniederſieht,
Und über eine düſtre Thälergruppe
Die Hugsburg niederdräut von ſchroffer Kuppe.
»Halt ein,« ſo warnten ſie den frommen Mann,
»Zu jener Feſte wag' dich nicht hinan!
»Bleib' hier im Thale, Du biſt ſanft und mild,
»Herr Hugo droben iſt ſo rauh und wild;
»Du reichſt den Gläubigen die Lebensſpeiſe,
»Herr Hugo zecht und ſchlemmt nach Heidenweiſe;
»Du opferſt Gott, dem Herrn, am Weihaltar,
»Herr Hugo bringt den Götzen Opfer dar.
»Wo hinterm Schloße ringsher, um den düſtern
»Tanzboden, ſchaurig Urwaldſtämme flüſtern,

»Wo toll die Heſſa's ihren Reigen ſchlingen,
»Und Odin's Prieſter Kampfbardiete ſingen;
»Wo Blut der Kriegsgefangnen tränkt den Herd,
»Da dünkt Herr Hugo ſich der Götter werth.
»Drum, frommer Winfried, zügle Deinen Muth,
»Zu koſtbar iſt für ſeinen Stahl Dein Blut.«

»Mich ſchützt der Herr, ſo ſpricht der fromme Lehrer,
»Wo Irrthum hauſt, dort nah' ich als Bekehrer;
»Kein Sperling fällt vom Dach, kein Haar vom Haupt,
»Wofern mein Herr und Gott es nicht erlaubt:
»Er hieß mich Seelen für ſein Reich ihm werben,
»Und ſein bin ich im Leben und im Sterben.«

Und muthvoll, ein verlorner, ſteigt der Mann
Den ſteilen Pfad zur Hugoburg hinan;
Nicht wankt ſein Fuß, nicht zittert ſeine Hand,
Nicht bebt ſein Herz, — ſein Glaube hat Beſtand.

Horch! plötzlich klirrt und raſſelt Waffenklang,
Jetzt nah, jetzt näher, rings den Forſt entlang,
Und durch das Heer von Stämmen bricht, gleich Tigern,
Ein zweites Heer von ſtämmig wilden Kriegern.

»Was ſuchſt Du, Graukopf?« herrſcht den frommen Mann
Herr Hugo ſelbſt mit wilder Drohung an.

»Dich!« iſt des Greiſes ruhiger Beſcheid. —
»Mich? — nun, ſo wiß' es Thor im Spötterkleid,
»Der du ſchon lange ſäſt in meinen Gauen,
»Jetzt ſoll Dein Gott an Dir die Aernte ſchauen!

»Ich will Dich mäh'n in dieſem heil'gen Hain,
»Und in Walhalla ſoll drob Freude ſein!«

Schon blitzt das Schwert. — »Was ſoll der Waffenklang?«
So ſchallt es plötzlich fernher, eine Stimme,
So ſanft und klar, wie kindlicher Geſang,
Und unabweislich ſelbſt dem tollſten Grimme.
Das iſt Herrn Hugo's holdes Töchterlein,
Die weiße Blum' in dieſem blut'gen Hain.
Sie naht, von ihren Frau'n geführt, — kein Kind,
Und doch geführt, — die zarte Maid iſt — blind.

»Was gibt es, Vater?« ruft ſie angſtbeklommen,
»Sind böſe Franken ſchon in's Land gekommen,
»Daß Schwerter klirren, Kampflärm brauſt im Wald,
»Und Tod verkündend Deine Stimme ſchallt?« —

»Kind! — Winfried,« ruft er, »iſt in meinen Händen!
»Kein Herz mehr ſoll er mir von Odin wenden!
»Das Haupt will ich ihm von den Schultern ſchlagen,
»Und ſterbend mag er's ſeinem Gotte klagen!«

Der blut'gen Drohung folgt ein grimmer Blick,
Doch zuckend prallt ſein Aug' vom Greis zurück;
Denn der ſteht da, ſo ernſt, ſo ſtill, ſo ſtark,
So ganz ein Gottesmann in Geiſt und Mark,
Sein großes Aug' in's Herz des Drängers ſenkend,
Und dann es ſanft empor zum Himmel lenkend,
Daß ſich kein Schwert und keine Hand mehr regt,
Und keines Baumes Wipfel mehr bewegt.

Herr Hugo wagt zuerſt ein Wort: »Vernimm,
»Tollkühner, zügeln will ich meinen Grimm,
»Vollbringſt Du mein Begehr durch Deinen Gott;
»Wo nicht, ſo trifft Dich Tod, — ihn aber Spott! —
»Sieh hier mein Kind, mein liebes, theures Kind,
»So jung, ſo gut, ſo lieblich, — aber blind.
»Wenn Du ſie heilſt, bevor drei Tag' entſchwanden,
»Das Aug' ihr löſeſt aus der Blindheit Banden,
»Daß ſie die Welt, die ſchöne, ſchauen kann,
»Dann will ich bau'n auf Deinen Gott, o Mann! —
»Doch bleibt ſie blind, hat Dein Gebet nicht Kraft,
»Sie zu befreien aus des Dunkels Haft,
»Dann will ich niemals in Walhalla's Auen
»Der Götter leuchtende Verſammlung ſchauen,
»Verſiegen ſoll der Wein in goldnen Schalen,
»Und Odin's Antlitz nie mir gnädig ſtrahlen,
»Wofern nicht, eh der dritte Tag verflog,
»Der Götter Hain Dein Blut als Opfer ſog!«

»Der Herr iſt auch im Schwachen ſtark,« ſo ſpricht
Der Greis, — »ich hoff' auf Ihn, Du zweifle nicht!
»Drei Tage gabſt Du Friſt, — es möge ſein,
»Doch bleibt drei Tag' auch Deine Tochter mein!
»Ein heilig Werk kann ich mit Dir nicht theilen,
»Ich muß ſie pflegen, denn ich ſoll ſie heilen.«

Und mit ſich führt der fromme Greis die Maid;
Sie folgt ihm duldſam voll Ergebenheit,
Und lauſcht begierig ſeinem Wort und Lied,
Das ſüßbewält'gend durch die Seel' ihr zieht;
Und horcht entzückt, wenn er die Erd' ihr malt,
Wie hell die Sonn' auf grüne Fluren ſtrahlt,

Und wie das Ohr ein Bettler, im Vergleich
Mit dem Genuß, woran das Aug' so reich,
Und wie es dennoch Menschen gebe, die,
Gesunden Auges, blinder sei'n, als sie,
Weil sie von innen blind sind, Gott nicht seh'n,
Und ohne Lieb' im All der Liebe steh'n.
Drum soll das Herz sich nur dem Licht erschließen,
In's Auge wird's der Herr schon selber gießen.
In solcher sinnigen Betrachtung schwand
Der erste Tag dahin; die Jungfrau fand
Mit einem Mal ein Etwas in der Brust,
Des sie sich vordem niemals ward bewußt;
Ein innres Schauen, wie durch einen Flor,
Als quölle Licht vom Herzen ihr empor,
So mächtig, um noch einst mit blinden Augen
Verwandtes Licht von außen einzusaugen.

Am andern Morgen aber führte sie
Der Greis hinaus auf einen sanften Hügel.
Vom Wald her klang der Vögel Melodie,
Durch's Laub hin säuselte des Westes Flügel,
Und aus den Blüten quoll's wie Opferduft,
Und laue Strahlen thauten aus der Luft.
Und hinknie'n hieß er sie, und wendet' ihr
Das Antlitz gegen Osten, und besprengte
Die Augen ihr mit Thau. — Da war es schier,
Als ob sich alles Blut ihr aufwärts drängte,
Zusammenströmend auf das Augenpaar,
Das, lichtlos, sonnenwärts gerichtet war. —
Und Winfried sang ein Lied zu Gottes Preise,
Die Jungfrau fiel mit ein in seine Weise,

Und hob und hob sich höher stets hinan,
Als fühlte sie ein süß Behagen dran,
Den vollsten Kuss der Sonne zu empfangen,
Und unter leisem Wimperzucken rann
Manch kühle Thrän' auf ihre heißen Wangen. —
»Ach Vater,« rief sie plötzlich, »ist das — Seh'n!
»Vor meinen Augen ist ein seltsam Dreh'n,
»Ein buntes Ringen, Zucken, Blitzen, Brennen,
»Mir unbekannt, ich weiß es nicht zu nennen!«

»Mein Kind, das ist kein Sehen,« spricht der Greis,
»Doch aber mag dir's gelten, als Beweis,
»Daß Gott, der solch ein neu Gefühl Dir schafft,
»Zu größerm auch, zum größten hat die Kraft!«

»Ja — Vater, bete! Sieh, ich thu' es auch!
»Dein Gott ist groß, gewiß, das ist sein Hauch!
»Wie lau es mich umfließt, welch mächt'ger Schein,
»Ist das nicht Seh'n, wie muß das Seh'n erst sein!« —

Am dritten Morgen aber führt' er sie
Vor's väterliche Schloß, in stiller Früh',
Als noch die Nebel durch die Thäler schlichen,
Und allgemach nur längs dem Strom entwichen.
Dort führt' er an des Berges freien Rand
Sie mit verbundnen Augen bei der Hand,
Und hieß sie ruhig harren, bis er käme,
Und ihr die Binde von den Augen nähme.
Er aber warf sich abseit betend hin,
Und rief zu Gott empor mit gläub'gem Sinn:
»Herr nicht um meinetwillen soll's geschehn,
»Nicht, um mich armen Diener zu erhöh'n,

»Um Deinetwillen laß es mir gelingen,
»Um Deines Glaubens willen, großer Gott,
»Daß er in's Herz der Heiden möge dringen,
»Und in Anbetung wandeln ihren Spott! —
»Laß es geſcheh'n der treuen Magd zu Liebe,
»Daß ihre innre Blindheit auch zerſtiebe;
»Denn ſieh! ihr Herz — es ſehnet ſich nach Dir;
»Erbarmer, hab' Erbarmen auch mit ihr!
»Du haſt ob eines einzigen Gerechten
»Zurückgehalten deines Zorn's Gericht; —
»O gib jetzt tauſend kommenden Geſchlechten
»Durch zweier Augen Licht das ew'ge Licht!«

Er ruft's, da reißt der Dämmrung Nebelflor,
Und wie Verheißung ſtrahlt die Sonn' hervor.
Vertrauensvoll erhebt er ſich und eilt
Zur Jungfrau, die noch leiſe betend weilt;
Und löſt die Binde ſacht' ihr vom Geſicht,
Und beugt das Haupt ihr niederwärts und ſpricht:
»Mein Gott, der Herr, vergißt der Frommen nie:
»Du biſt geheilt, ſchleuß auf das Aug' und — ſieh'!« —
Ein Blick — ein Schrei,
Und ſtarr und ſtumm,
Wie blitzgetroffen ſinkt ſie um.
Da ſtürmt es waffenraſſelnd herbei,
Herr Hugo iſt es, er ſchreit voll Wuth:
»Du haſt ſie getödtet, das zahlt Dein Blut!«

Da regt ſich die Jungfrau und blickt umher,
Ihr Aug' iſt noch unſtät, die Wimper noch ſchwer;
Jetzt blinzend noch durch die Finger ſcheu,
Jetzt kühner — mit Augen groß und frei,

Zuerſt auf den Vater, der ſtaunend es ſieht,
Jetzt hin auf den Greis, der betend kniet,
Hinein in's kühlige Waldeshaus,
Dann über die blühenden Thäler hinaus,
Auf die grünende Au,
Zum Himmelsblau,
Hin und zurück
Wandert ihr Blick,
Will nichts vergeßen, will nichts verlaßen,
Will alles mit einem Schauen umfaßen;
Sie weint und lacht und betet und ſingt,
Bis jubelnd die ganze Schaar ſie umringt,
Und alle, raſch bekehrt, mit frommen Weiſen
Den großen Gott des Helfers Winfried preiſen.

Und jener Berg, auf dem einſt Winfried's Hand
Vom Herzen aus der Augen Nacht zertheilte,
Und durch die Augen wieder Herzen heilte,
Wird ſeither noch der Heilsberg zubenannt.

Liebesſehnſucht.

Jedem Herzen ſchlägt einſt ſeine Stunde,
Deinem, holde Jungfrau, ſchlug ſie auch;
Süßberedt aus deinem ſtummen Munde
Weht's mich an wie leiſer Seufzerhauch.

In der Locken läßiger Entfaltung,
Deren Nacht ein Blumenſtern dir ſchmückt;
In des Hauptes wehmuthreicher Haltung,
Das wohl nicht der Lenze Zahl noch drückt;

In der treuen Augen ſanfter Trauer,
In der Stirn, die noch kein Sturm verletzt;
In den Wangen, die kein Thränenſchauer,
Sondern kaum noch Thränenthau benetzt;

In den Armen ſtillgeſenkt zum Schooße,
Ja in deines ganzen Weſens Bild,
Spricht ſich's aus das ſüße, namenloſe,
Sel'ge Sehnen, das dein Herz erfüllt.

Ja, auch deine Stunde hat geſchlagen,
Und zum Räthſel wardſt du ſelber dir;
Was du fühlſt, du weißt es nicht zu ſagen,
Weſſen Lippe kennt das Wort dafür?

Iſt es Schmerz? — Wie ſehr er dich auch quäle,
Du entbehrteſt dennoch ihn nicht leicht;
Iſt es Luſt? — Frohlockt auch deine Seele,
Dennoch wird dabei dein Auge feucht.

Schwebte jetzt der guten Engel beſter
Zu dir nieder aus dem Reich des Licht's,
Dich zu fragen: »Sprich, was fehlt dir, Schweſter?« —
Du verſetzteſt: »Alles — ach! — und nichts!«

Aber kommen wird ein Tag der Feier,
Und begegnen wird ein Antlitz dir;
Dann zerreißt des Räthſels dunkler Schleier,
Und dein Mund erräth das Wort dafür.

Alles rings erſcheint mit einem Male
Neu dem Herzen, neu dem Aug' und Ohr:
Aus der Sehnſucht Thränenmuſchelſchale
Taucht der Liebe Götterbild empor.

XII.

Der Wiedertäufer.

(1568.)

Ueber Holland's Moorgeländen lagert ſchwer die Winternacht,
Auf die Erde drückt der Himmel wie ein ſternenloſer Schacht,
Nur ein zweifelhaftes Schneelicht wirft unſichren Dämmerſchein
In der troſtlos öden Fernen mattes Nebelgrau hinein.

Wie ein ſtraffgezogner Teppich liegt die weiße Heide da,
Spiegelglatt, ununterbrochen, ohne Hügel fern und nah,
Ueberweht die niedern Deiche, plattgefüllt die ſeichten Becken,
Und kein Haltpunct für das Auge rings auf meilenweiten Strecken.

Alles ſtill, nur daß der Oſtwind ächzend durch die Nacht hin ſtöhnt,
Wie von einer fernen Wahlſtatt dumpfes Sterbgewimmer dröhnt;
Und es iſt darnach im Lande: denn ein Schlachtfeld iſt's geworden,
Wo der Haß und die Verfolgung unter Alba's Fahne morden.

Alles ruht wie ausgeſtorben, keine Scheib' iſt mehr erhellt,
Kalt iſt jeder Herd, kein Vogel regt ſich mehr, kein Dogge bellt,
Doch — und ſieh! vom Dorf Asperen huſcht es längs den weißen Matten,
Pfadlos einer — und noch einer, wie zwei flücht'ge, ſchwarze Schatten.

Ha, so flieht nur die Verzweiflung, so verfolgt der Haß allein,
Wahrlich, Opfer nur und Henker können dieſe Schatten ſein;
Opfer iſt ein Wiedertäufer, iſt Herr Richard Willemſon,
Und der Henker iſt ein Zöllner, Alba's ſündigſter Spion.

Betend noch zu ſpäter Stunde kniet' Herr Willemſon allein
In der wohlverſchloßnen Stube bei der Lampe mattem Schein,
Sein Gemüth, ſein andachtvolles, wie's der Wiedertäufer Weiſe,
In ein ſchlichtes Lied ergießend, innig, rührend, aber — leiſe.

Leiſe, aber nicht zu leiſe für den ſchleichenden Spion,
Der mit angehaltnem Athem horchend einſog Ton für Ton,
Und, ein ſprungbereiter Tiger, lauernd vor der Thüre lag,
Bis er, ſeiner Beute ſicher, kund ſich that durch raſchen Schlag.

Willemſon fährt auf erſchrocken: — »Ha, ſo meldet ſich kein Gaſt!« —
Sich behend durch's Fenſter ſchwingend, rennt er fort in toller Haſt,
Hinter ihm ſein wilder Jäger, der für ſeine Beute zagt,
Ohne Wahl durch Nacht und Nebel geht die grauſe Menſchenjagd.

Ueber Felder, über Deiche, — o der Fuß der Angſt iſt leicht! —
Ueber Zäun' und Gräben fliegt er, unaufhaltſam, unerreicht;
Jetzt durchgellt ein Pfiff die Gegend, — ha! — ein unheilkündend Zeichen:
Fand ein Wolf des Wandrers Fährte, findet bald er ſeinesgleichen.

Seine letzten Kräfte ſammelnd, keucht arbeitend Willemſon,
Seinen Treiber, erſt noch ferne, ſpürt er nah und näher ſchon,
Matte Lichter ſieht er flimmern und Geſtalten ſich bewegen, —
Jetzt im raſchen Vorſprung wieder ſtürzt er ſich dem Strom entgegen.

Dünn nur iſt des Eiſes Spiegel, doch dem Fuße dicht genug,
Der nur in Geſpenſterſchritten drüber hinſtreift wie im Flug;
Schon am andern Ufer klettert Willemſon erſchöpft empor,
Horch, da ſchallt ein knitternd Krachen, und ein Schrei ſchlägt an
ſein Ohr.

Ha, im Schneelicht ſieht er's ringen, ſein Verfolger iſt in Noth,
Vom geborſtnen Eis verſchlungen, kämpft er ſchreiend mit dem
Tod.
Ja — das iſt des Himmels Rache, juble, Richard, du biſt frei!
Aber nein, für Richard's Ohren war's nicht ſeines Henkers Schrei.

Eines Menſchen Schrei nur war es, eines Menſchen, — ha! —
wohl gar
Eines Gatten, eines Vaters: — und ſein Recht iſt die Gefahr;
Schnell entſchloßen, raſch gewendet, dringt er bis zur Spalte vor,
Zieht aus ſchwarzem Todesſchlunde den geretteten empor.

Starr, ungläubig faßt der Zöllner ſeines Retters Hand und dankt,
Dankt zerknirſcht, indes vom Ufer Fackelſchein hernieder ſchwankt.
»Flieht, die Häſcher!« kreiſcht er angſtvoll, — ha! zu ſpät, ſchon
ſind ſie da,
Grinſend knebeln ſie ihr Opfer, hören ſpottend, was geſchah.

»Schont des Mann's, er iſt mein Retter!« fleht der Zöllner auf
den Knien; —
»Schweig'« ſo droh'n ſie, »ſolche Beute ſoll dem Holzſtoß nicht
entflieh'n!
»Willſt mit Weib und Kind du brennen? Ketzer iſt, wer Ketzer
ſchont,
»Und du weißt, wie Alba ſtrafet, und du weißt, wie Alba
lohnt!«

Alſo ſeinem Häſcherhandwerk fluchend wohl zum erſten Mal,
Treibt er vor ſich her ſein Opfer, ſelbſt ein Opfer eigner Qual,
O wie gerne gieng' er lieber ſelbſt verſpottet, ſelbſt gekettet,
Statt zum Tode den zu ſchleppen, der das Leben ihm gerettet.

Jetzo ſteh'n ſie vorm Gerichte, wenn zu nennen ein Gericht,
Wo dem ungehörten Lamme Fuchs und Wolf das Urtheil ſpricht.
‚Wiedertäufer' iſt die Klage, ‚Tod durch's Feuer' iſt der Spruch,
Klingend Gold der Dank des Haßes, und des Haßes Frucht der Fluch.

Sieh! ſein Flammenzeichen lodert aus den Scheitern ſchon hervor,
Schreit mit tauſend rothen Zungen ſchon zu Gott um Rach' empor;
Aber ruhig, in den hellen Purpurmantel eingeſchlagen,
Steht der Dulder, wie Elias, der Prophet, im Feuerwagen. —

Ja der war ein Wiedertäufer, ſeine Kläger hatten recht,
Zweimal war der Mann getaufet, und zu beiden Malen echt:
Einmal als ein Chriſt mit Waßer in des eiſ'gen Stromes Fluten,
Dann als Märtyrer mit Feuer in des Scheiterhaufens Gluten.

Meine Taufen.

Zuerſt hat mich die Kirche
Zum Chriſten eingeweiht;
Was fremder Mund für mich gelobt
Ich hab' es ſelbſt darnach erprobt:
Es iſt ein ſchöner Glauben,
Den ſoll mir niemand rauben
In Zeit und Ewigkeit!

Für's zweite hat die Liebe
Zum Dichter mich getauft;
Was ich gewünſcht, geahnt, gemeint,
Was ich gejubelt und geweint,
Mocht' ich gleich viel mich grämen,
Ich ließ es mir nicht nehmen:
Mein iſt's, ich hab's erkauft!

Zum dritten gab das Unglück
Die Taufe mir als Mann;
Was mancher nur vom hören kennt.
Es war mein jahrlang Element,
Was dulden heißt, ich weiß es,
Was kämpfen heißt, ich preiſ' es,
Und kann, was einer kann.

Es haben die drei Taufen
Mich wunderbar geſtählt;
Getroſt der vierten harr' ich nun
Als eines Prüfſtein's für mein Thun;
Wenn einſt mein Sand verlaufen,
So mag der Tod mich taufen
Für eine beßre Welt!

Vierte Leſe.

Digitized by Google

Nicht gegängelt will ich werden,
Nicht gekoſt und nicht geherzt;
Aber Fehde biet' ich jedem,
Der mir mein Gefühl verſchwärzt!

I.

Die beiden Spieler.

»Laß ab, laß ab von deinem Treiben,
»Es führt zu keinem guten Ziel!« —
»»Umsonſt, es läßt mich nimmer bleiben:
»»Ein liſt'ger Teufel iſt das Spiel!
»»Nur wer das höchſte weiß zu wagen,
»»Hat Anſpruch auf den höchſten Preis.
»»Fort! fort! das Glück muß ich erjagen,
»»Und gält' es meinen letzten Schweiß!««

Der Spieler ruft's, und eilt von hinnen
Mit ſeiner Habe kargem Reſt;
Da gilt nun weiter kein Beſinnen,
Bei allen Haaren hält's ihn feſt.
Mag ſich ſein Weib daheim zergrämen,
Weh' über ſeine Kinder ſchrei'n,
Wenn ihn des Würfels Zauber lähmen,
So kann ihn keine Macht befrei'n.

Zum Spieltiſch eilt er heut auch wieder,
Wirft ſeine Würfel haſtig drauf,
Und ſetzt ſich ungeduldig nieder; —
Da fällt ein fremder Gaſt ihm auf,

Im Mantel, ſchwarz von Bart und Locken,
Mit dunkler Kappe ſitzt er da;
Spielluſtig halb und halb erſchrocken,
Rückt ihm der Würfler forſchend nah.

„Beliebt's?“ ſo murmelt nun der Fremde,
Und zieht ein Würfelpaar hervor. —
„„Ei nun! und gieng' es auch um's Hemde!
„„Wo iſt ein Menſch, der nie verlor?
„„Kommt an! Ihr ſeid wohl noch ein Jünger,
„„Ein Neuling?! Nun, das lernt ſich bald;
„„Durch's fehlen bilden ſich die Finger,
„„Drum friſch! Und wer verliert, bezahlt!““

Nur wenig galt's beim erſten Male,
Doch mit dem Spiele wächſt der Preis. —
„„Ei ſeht! Was treibt Ihr denn? Ich zahle
„„Ja viermal ſchon! Ihr macht mich heiß!
„„Wohlan! es ſoll was rechtes gelten:
„„Das Glück iſt nur dem kühnen hold!““
Er ruft's, wirft, fehlt und zahlt mit Schelten
Dem Gaſte ſchier ſein halbes Gold.

Da flammt er auf: „„Mit Euren Händen
„„Iſt Gott, wenn's nicht ein ärgrer iſt!
„„Da hilft kein drehen und kein wenden,
„„Da frommt nicht Uebung und nicht Liſt!
„„Nur werfen heißt bei Euch gewinnen,
„„Doch nicht zu End' iſt noch der Kauf;
„„Verſt! Euer Glück muß jetzt zerrinnen,
„„Mein letztes Gold hier ſetz' ich drauf!““

Sie werfen; mit des Gaſtes Händen
Iſt wieder Gott, das Gold iſt ſein. —
»Und wollt Ihr,« ſpricht er, »noch nicht enden?«
Der wilde Würfler donnert: »»Nein!
»»Begehrt! noch hab' ich was zu wagen:
»»Ich hab' daheim noch Kind und Weib,
»»Ich hab', um es daran zu ſchlagen,
»»Noch meine Seele, meinen Leib!

»»Ich — enden, meint Ihr? Enden? — Nimmer!
»»Jetzt iſt es erſt ein luſtig Spiel!
»»Was Flitterwerk und Goldgeflimmer,
»»Begehrt! Jetzt gelt' es einmal viel!«« —
Dem Gaſte ſcheint es faſt zu grauen,
Doch endlich faßt er ſich ein Herz,
Und ſpricht mit muthigem Vertrauen:
»Wohlan! Nun gelt' es mehr, als Scherz!

»Nicht Kind, nicht Weib iſt's, was ich wähle, —
»Nur Nullen ſind ſie ohne Mann;
»Doch wenn ich mehr als Ihr nun zähle,
»So ſprech' ich Euch, Euch ſelber an.
»Ihr ſollt mir dann verfallen bleiben,
»Mit Leib und Seele mir allein,
»Mir müßt Ihr beides, mir verſchreiben,
»Wollt Ihr, ſo ſchwört und ſchlaget ein!«

»»Es gilt! Ich ſchwör's, — mit Leib und Seele,
»»Gewinnt Ihr, will ich Euer ſein!
»»Wenn aber ich mehr Augen zähle,
»»Seid Ihr mit Leib und Seele mein!««

Der Spieler wirft mit bangem Zagen, —
Sein Wurf gelingt, — nun ſiegt wohl er;
Da wirft der Gaſt mit kühnem Wagen,
Und ſiegestrunken zählt er — mehr.

Der Spieler ſieht's und ſtürzt leibeigen,
Als Sklave, nieder vor dem Gaſt;
Der aber ſteht mit ernſtem Schweigen,
Und gönnt dem Opfer kurze Raſt.
Dann ſpricht er: »Auf, verlorner, komme,
»Erkenne deinen neuen Herrn!
»Laß mich nur hoffen, daß es fromme,
»Dann löſ' ich deine Feßeln gern!«

»Blick' her!« — Jetzt wirft er Mantel, Locken,
Bart, Kappe weg mit Ungeſtüm;
Aufblickt der Würfler, ſüß erſchrocken, —
Ah! Seine Gattin ſteht vor ihm!
Sie hat ſich dieſe Liſt erſonnen,
Und Gott hat ihre Hand gelenkt;
Sie hat im Spiele den gewonnen,
Den ihre Lieb' ihr nicht geſchenkt.

»Mein,« ruft ſie, »mein mit Leib und Seele,
»Mit Leib und Seele biſt du mein!
»Es iſt dein Schwur, worauf ich zähle,
»O laß ihn keinen Meineid ſein!« —
Der Spieler weint; in ihren Armen
Verbirgt er ſeiner Reue Schmerz,
Und durch ihr göttliches Erbarmen
Heilt ſie und heiligt ſich ſein Herz!

Posthornklang.

Hört' ich ſonſt ein Poſthorn klingen,
Als ich noch zu Hauſe war,
Ach! wie drängt' es mich von hinnen,
Weit von hinnen immerdar;

In die Ferne, nach der Fremde
Dorthin, wo mich niemand kennt,
Wo man ohne Vorurtheile
Meinen neuen Namen nennt;

Wo ich alle meine Blüten
Friſch vom Keime kann erzieh'n,
Wo mich keine Feinde ſuchen,
Wo mich keine Freunde flieh'n! —

Hör' ich jetzt ein Poſthorn klingen,
Seit ich in der Fremde bin,
Ach wie drängt es mich ſo mächtig
Nach der Heimat wieder hin;

Nach der Heimat, in die Gegend,
Wo mein Aug' — ach! — alles kennt,
Wo ſo mancher Freund wohl ſtündlich
Sehnend meinen Namen nennt!

Wo gedrängt um jedes Plätzchen
Bilder meiner Kindheit ſteh'n,
Wo die Lüfte, wenn gleich rauher,
Doch vertrauter mich umweh'n!

Darum klinge, Poſthorn klinge,
Wiege meine Sehnſucht ein:
Ruh' iſt nicht daheim, nicht draußen,
Ach, wo mag die Ruhe ſein?!

II.

Singrün.

Als wär' das Morgenroth zu früh erwacht,
Durchzuckt ein Purpurſchein die Mitternacht,
Und rollt ſich langſam auf am Horizont
Und ſchwillt und überflutet Stern' und Mond,
Daß ſie, wie ſchreckenblaß, mit ſcheuem Blick
Sich tiefer in den Aether zieh'n zurück.

Schon iſt des weiten Himmels ganzes Zelt
Von ſchauerlichem Nordlichtglanz erhellt.
Wohl iſt's ein Nordlicht, doch ein ſolches nicht,
Wie's mild herein vom fernen Pole bricht,
Und dort, wo ſpät die Sonne wiederkehrt,
Dem Menſchen tröſtend ſeine Nacht verklärt;
Ein Nordlicht iſt's, ein Brandſignal aus Norden,
Die Feuerſäule, die den Tatarhorden
Voranzieht als ein blutig Meteor,
Das weithin warnend predigt: ‚Seht euch vor!'
Der Drohbrief iſt's, an's Firmament geheftet,
Der ſelbſt des kühnſten Zweiflers Wahn entkräftet,
Die Blutfahn', ausgeſteckt auf allen Höh'n,
Damit die muth'gen feſt zuſammenſteh'n,
Damit die ſchwächern ſich beſinnen können,
Damit es klar werd' auch dem Weib und Kind:

‚Und wenn ſie feind auch jeder Freiheit ſind,
‚Des Todes Freiheit müßen ſie uns gönnen!‘ —

Lebendig wird's von allen Seiten ſchon,
Von allen Thürmen ruft's mit Glockenton,
Aus Stadt und Dorf und Hof und Hütt' und Haus,
Wallfahrern ähnlich, wandern ſie hinaus,
Mitſchleppend jeder, was er konnt' erraffen;
Die Männer trotzig, in der Hand die Waffen,
Die Weiber, von den Kindern feſt umklammert,
Und Greiſe — jung, und Sieche — ſtark genug;
Und keiner denkt zu raſten, keiner jammert,
Ein langer, grabesſtummer Geiſterzug.
Wie, wenn ſich jenſeits überm Oceane
Ein mächt'ger Urwald plötzlich hat entzündet,
Des flüchtigen Gethieres Karawane
Dem Brand voraus ſich durch die Steppe windet,
Und Löw' und Antilop' und Schlang' und Tiger
Einträchtig flieh'n vor ihrem größren Sieger;
So zieht dort, jeder Leidenſchaft vergeßend,
Des Brand's allmählich Nähern nur bemeßend,
In heil'ger Todeseintracht eine Schaar,
Den Wildbach aufwärts, hin zum ſteilen Jar.
Da gähnt auf halber Höh' ein finſtrer Spalt,
Bei jähem Sturm der Hirten Aufenthalt,
Ein zwerghaft Thor zu einem Rieſenhaus;
Denn mächtig weitet ſich die Kluft von innen,
Und dehnt bis an des Felſes höchſte Zinnen
Ein Labyrinth von hundert Grotten aus.
Inmitten aber wölbt ſich kühn im Bogen
Ein hoher Dom aus Tuf und Stalaktit, —
So weit, daß ſich die Schaar, die eingezogen,

Beim Fackelſchein mit Müh' nur überſieht.
Und an den ſäulenreichen Tropfſteinwänden,
Wie für die flücht'gen Gäſte zum Empfang,
Steh'n, ausgehau'n von milder Gnomen Händen,
Ruhbetten, Stühl' und Tiſch' und Bänk' entlang,
Als hätten kaum die frühern Berginſaßen
Bedürftigern ihr Eigen überlaßen.

Und als die Schaar ſich nun verſammelt fand,
Hob alles gegen Himmel Aug' und Hand,
Und majeſtätiſch brauſte durch den Dom
Der feierlichſten Andacht heil'ger Strom.

Drauf ward's lebendig in den kühlen Räumen,
Bald lodern helle Feuer durch's Geſtein,
Pocale ſieht man kreiſen, Keßel ſchäumen,
Ein neuer Haushalt richtet ſchnell ſich ein,
Und bunte Gruppen lagern an den Herden
Um ſich zu ſtärken von und zu Beſchwerden.

Allein abſeit im Dunkel ſteht ein Paar,
So Speiſ' als Trank vergeßend, ſtill verſunken,
Ein zartes Täubchen und ein kräft'ger Aar,
So todesnüchtern und ſo ſehnſuchttrunken.

»Mein Hrycko,« liſpelt ſie, »mein Bräutigam,
»Wer hat's verſchuldet, daß es alſo kam?
»Warum hat uns die Erde ſchon verſchlungen,
»Eh uns der Prieſter noch den Pſalm geſungen,
»Eh er noch Singrün mir in's Haar gewunden,
»Eh er die Händ' uns ſegnend noch verbunden?
»Mein Hrycko, ach! mir iſt um's Herz ſo wehe,

»Und ſchwarz iſt alles, was ich vor mir ſehe;
»Wir ſind begraben, Hryko, ſind begraben,
»Und unſer Brautbett wird der Sarg von Stein,
»Und unſre Hochzeitbitter werden Raben,
»Und Mordgeſchrei wird unſer Brautlied ſein!«

Und aus des Haares ſchöngewundnen Flechten
Reißt ſie das rothe Band ſich mit der rechten,
Und in die linke preßt ſie ihr Geſicht.

Und Hrycko küſſt ſie auf die Stirn und ſpricht:
»Laß ab vom weinen, Hanka, meine Braut,
»Du biſt im Herzen längſt mir angetraut;
»Denn deine Lippen haben mir gebeichtet,
»Und deine Augen haben mir geleuchtet,
»Und deine Flechten mir zum Ring gedient,
»Und dein Geſtändniß war mein Pſalm, o Kind.
»Und morgen, Hanka, morgen, eh es tagt,
»Wenn ſich das junge Volk in's freie wagt,
»Um Nahrung für die älteren zu holen,
»Zieh' ich mit fort, und ſchleiche mich verſtohlen
»Zum frommen Vater hin im grünen Wald,
»Ich weiß um ſeinen ſtillen Aufenthalt.
»‚Cyrillus', will ich rufen, ‚Vater, kommt,
»‚Es iſt die Zeit, wo Prieſterſegen frommt;
»‚Einſegnen müßt zum Tod Ihr eine Schaar,
»‚Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar!' —
»Und bringen werd' ich ihn dir, Hanka, bringen,
»Und ſeinen Pſalm wird uns Cyrillus ſingen,
»Und wird dir Singrün in die Flechten winden,
»Und wird die Hände ſegnend uns verbinden,

»Und morgen, Hanka, wirſt mein Weib du ſein,
»Und Brautbett wird, nicht Sarg, uns ſein der Stein.«

Und wie er es verſprochen, alſo that er;
Und ſchon vorm Tage kam der fromme Vater,
Daß er zum Tod einſegne dort die Schaar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar.

Doch als die Braut ſchon kniete vor dem Greiſe,
Da ſchrak ſie plötzlich auf, da rief ſie leiſe:
»Mit welchem Kränzlein ſchmückt Ihr mir das Haar?
»Wo iſt das Singrün, unſer Schmuck der Ehren,
»Der Schmuck, des keine Jungfrau möcht' entbehren,
»Den ſie als Braut zum erſten Mal empfängt,
»Den ſie zu Häupten ihres Bettes hängt,
»Den ſie bewahrt als heilig Amulet,
»Den ſie begrüßt in jeglichem Gebet,
»Den ſie nur dann erſt, wenn ſie ausgerungen,
»Zum zweiten Male trägt in's Haar geſchlungen?
»Nicht ohne Singrün, frommer Vater, nein,
»Kein rechtes Bräutchen ſchien' ich mir zu ſein!
»Ein Zeichen iſt's, worauf der Himmel ſchaut,
»Und meine Mutter trug es auch als Braut,
»Und als ſie ſtarb, ward ſie damit begraben,
»Und ſo, wie ſie, will ich als Braut es haben,
»Und will damit begraben ſein gleich ihr!
»O Vater, laßt mich fort, — ich hol' es mir!« —

Sie ſpringt empor, und niemand will ihr's wehren,
Der Väter heiligen Gebrauch zu ehren.
Nur Hrycko fleht, vergeblich iſt ſein Wort,
Und wie ein Wieſel hurtig ſchlüpft ſie fort.

Den ſteilen Abhang klimmt ſie raſch hinunter
Wo in der Tief' ein Bächlein, hell und munter,
Durch Buſch und Dorn muthwillig Bahn ſich bricht:
Dir, muntres Bächlein, bangt vorm Tatar nicht!

Ha ſieh! da wuchert üppig, was ſie ſucht;
Ein Büſchlein rauft ſie aus mit flinkem Finger,
Dann klettert ſie den Steig zum Felſenzwinger
Mit Gemſenhaſt zurück in ſcheuer Flucht,
Die Blicke rings hin ſendend, um zu ſpähen,
Ob nicht vielleicht ein Lauſcher ſie geſehen.
Da iſt's, als raſchelt' es im Waldgeſträuch, —
Sie folgt dem Laut mit ihrem Aug', erſchrocken,
Und ſteht mit eins entgeiſtert, marmorbleich,
Ihr Fuß erſtarrt, und ihre Pulſe ſtocken.
Ein hagrer Tatar ſchreitet durch die Rüſtern
Gradüber an des Bach's jenſeit'gem Rand;
Schon ſtreifte ſie ſein Auge, wild und lüſtern,
Gebietriſch winkt er mit der einen Hand,
Indes die andre hält den ſtraffen Bogen
Mit gift'gem Pfeile drohend angezogen.
Da rafft ſie ſich empor, mit dumpfem Schrei,
Und ſauſend ſchwirrt der Pfeil an ihr vorbei.
Sie klimmt, ſie keucht, ſie ſinkt zur Erde nieder,
Sie rafft ſich wieder auf und klettert wieder,
Indes der grauſe Schütze, wuthentbrannt,
Vergebens prüft den ſteilen Uferrand,
So manchen Pfeilgruß noch hinüberſendet,
Und tückiſch lauernd dann waldein ſich wendet.

Emporgekrochen bis zum Felſenſpalt
Macht Hanka nochmal an der Schwelle Halt,

Blickt nochmal rings umher mit Angſtgeberde
Schlüpft raſch hinein und ſinkt erſchöpft zur Erde.
Das Singrün aber hält ſie krampfhaft feſt,
Es iſt der Preis den ſterbend nur ſie läßt.
Entſetzt umgibt die Schaar das bleiche Kind,
Dem Todesſchweiß von kalter Stirne rinnt,
Und müht vergebens ſich, die Schreckenskunde
Ihr abzulöſen vom geſchloßnen Munde. —

Der hagre Tatar aber war nicht träg;
In Stundenfriſt erſcheint er jenſeits wieder,
Und läßt behutſam bis zum Bach ſich nieder,
Und klettert leiſ' empor den Felſenſteg.
Er traf die Fährt', ein wildes Grinſen zuckt
Um ſeine wulſt'gen Lippen, ſachte duckt
Er ſich in's Dorngeſtrüppe, legt ſein Ohr
An's rißige Geſtein, und horcht und lauſcht.
Ha! aus des Berges hohlen Rippen rauſcht
Ein dumpfes Klingen wie Geſtöhn empor.
Auf ſpringt er, wie der Fuchs, und ſchwingt ſich ſchnell
Die nächſte Höh' hinan; — ein Pfiff in's weite,
Und aus dem Walde bricht die wilde Meute,
Und klimmt ihm nach durch Dickicht und Geröll.
Bald iſt das kleine Pförtlein ausgewittert,
Durch das ein dumpfverworrenes Gebraus
Den gierig lauſchenden entgegenzittert,
Für ſie ein hoch willkommner Ohrenſchmaus.
Und dürre Reiſer ſchleppen ſie zuſammen,
Und ſtopfen ſie in Spalt und Ritze ſchnell,
Und ſtecken ſie mit Wolfsgeheul in Flammen.
Hei! wie das kniſtert, wie das loht ſo hell,

Hei! welche Luſt für dieſe feigen Horden,
Ohn' einen Pfeilſchuß Hunderte zu morden!

Indeſſen iſt im tiefen Felſenſchacht
Die ſchöne Braut vom Todesſchlaf erwacht.
Ihr wirres Aug' durchläuft den ſtummen Kreis,
Fällt wie entſetzt dann auf den blut'gen Preis,
Das dunkle Singrün, das des Prieſters Hand
Für ſie bereits zum Ehrenkranze wand,
Und bleibt dann ruh'n auf Hrycko's Angeſicht,
Aus deſſen Mienen düſtre Ahnung ſpricht.

Da plötzlich ſtreift ein Luftzug durch die Halle
So ſchwülig wie des Thauwind's Hauch im Mai, —
Jetzt Brandgeruch, — betroffen ſtehen alle,
Und in gepreſſter Kehl' erſtirbt der Schrei.
Jetzt ringelt ſich's, wie hundert blaue Schlangen,
Aus Ritz' und Spalte züngelnd rings hervor,
Und ſchleicht am Boden hin, und kriecht in langen,
Schwerfäll'gen Windungen zur Deck' empor.
Weh' das iſt Rauch — iſt glüher Flammenodem!
Er drückt, ein unſichtbarer Alp, die Bruſt,
Die weite Höhl' erfüllt ſchon dichter Brodem.

Noch ſind ſie nicht des gräßlichſten bewußt.
Hat über ihnen ſich der Wald entzündet,
Daß Rauch und Dampf ſich durch die Fugen windet?
Iſt's ihrer Hütten Lohe, die von fern
Mit Opferrauch noch grüßen ihren Herrn?

Ja — oder? — Nein, ſie wagen's nicht zu denken!
Nur Hanka denkt's und ſteht vernichtet da,
Indes ſich tiefer ſtets die Nebel ſenken,
Und kaum zu ſehen, was ſich klafternah.

Erſt jetzt durchzuckt die ſchreckensſtarre Gruppe
Des Todbewußtſein's ungeſtümer Drang.
Die einen werfen ſich zur Erde bang,
Die andern klettern ſchreiend bis zur Kuppe;
Dort wälzt ein Klumpen ſich zum Felſenſchlunde,
Und ſtürzt dem Feind entgegen, den er flieht,
Dort ſaugt ein lechzender mit trocknem Munde
Sich gierig feſt am feuchten Stalaktit.
Zum Knäuel ſchlingen ſie ſich wirr zuſammen,
Und wünſchen ihren Augen — Thränenflut,
Eis — ihren Adern, athmen nichts als Glut,
Seh'n nichts als Rauch, und ſpüren nichts als Flammen.
Hier kauert eine Mutter, Stein auf Stein,
Und grinſt dem Tode blöd in's Angeſicht,
Der ihres Säugling's Herz in Qualen bricht;
Dort rennt ein Jüngling wild die Stirn ſich ein,
Sein letzt Gebet mit einem Fluch erſtickend;
Dort wankt ein Greis, in's Kleid das Antlitz drückend,
Um ſterbend ärgres nicht als Tod zu ſchau'n.
Schon hat der Wahnwitz abgelöſt das Grau'n,
Ein zwecklos Ringen iſt's, ein trunknes Schwanken,
Ein Durcheinandertaumeln der Gedanken. —

Nur zwei noch leben aus der ganzen Schaar,
Der Hauch der Lieb' erhielt ſo lang dieß Paar.
Verſchlungen, todeseinig, Bruſt an Bruſt,
So ſteh'n ſie da voll grauſenhafter Luſt.

»Mein Hrycko!« — »Meine Hanka!« schallt es laut,
Dann leise: »Braut« und leiser: »Bräutigam«,
Und mit der Hand, beinah schon todeslahm,
Schlingt in's Gelock er ihr das heil'ge Kraut,
Den Kranz aus Singrün, den verhängnißvollen,
Den sie als Braut und Leich' hat tragen wollen.
Jetzt trägt sie ihn als — Braut, — o schmerzlich Glück!
Darauf ein langer Kuss, ein längrer Blick; —
Jetzt trägt sie ihn — als Leiche! — Beide sinken,
Das Haus ist still, die Hochzeitfackeln blinken.

Und war das Singrün werth wohl solchen Preis?
Ich weiß es nicht, doch eins ist, was ich weiß:
»Es hängt das Volk an seiner Väter Glauben,
»Den fromme Lieb' als Erb' ihm übergab;
»Ihr könnet alles, Gut und Blut, ihm rauben,
»Dieß Singrün aber nimmt es mit in's Grab!«

Vorbei!

Wie ſchnob der Sturm, wie ſcholl der Donner,
Wie ziſchten wild des Blitzes Brander
Aus Wolken ſchwer, und blau wie Blei; —
Nun lacht die Sonne freundlich wieder
Vom wolkenloſen Himmel nieder,
Und alles — alles iſt vorbei!

Wie wuſch, vom Regen angeſchwollen,
Der Bach zerſtörend von den Feldern
Des Landmann's Hoffnung weg wie Spreu; —
Nun fließt er klar und ſchmal und leiſe
Die Flur entlang nach alter Weiſe,
Und alles — alles iſt vorbei!

Wie tobt die Schlacht, wie klirrt das Eiſen,
Wie rollt Kanonendonner ſchrecklich
In Wuthgeheul und Wehgeſchrei; —
Bald hört man dort Cicadenſchwirren,
Und Schnitterſang und Sichelklirren,
Und alles — alles iſt vorbei!

Wie tobt' in dieſem kleinen Herzen
Vor kurzer Friſt der Kampf der Liebe,

Der Jugend kühnſte Schwärmerei;
Und nun das kleine Herz ſo ſtille,
So ſcheu der Wunſch, ſo zahm der Wille,
Und alles — alles iſt vorbei!

»Wie trag' ich dieſes Lebens Qualen,
»Dieß Suchen, Finden und Verlieren,
»Des ew'gen Wechſels Einerlei?« —
Getroſt, eh' ich und du es denken,
Wird ſich ein Schlummer auf uns ſenken,
Und alles — alles iſt vorbei!

III.

Das gerettete Kind.

Die Mutter ſitzt an der Wiege des Kind's,
Und ſingt es und ſchaukelt es ein:
»Ach ja — ſeine theueren Züge, ſie ſind's,
Es könnt' ihm nicht ähnlicher ſein!

»Und auch von mir hat es viel, von mir!
Du lieber, herziger Schatz!
Und litt ich auch noch ſo viel mit dir,
Du gibſt mir für alles Erſatz.

»O möge dein Engel dich ſchützen, Kind!
Du ahnſt nicht, was du mir biſt:
Nicht alle Schätze der Erde ſind
Mir das, was dein Lächeln mir iſt.

»Du biſt mein Leben, du biſt mein Glück,
Mein Troſt, meine Seligkeit;
Nach deinem Lallen, nach deinem Blick
Bemeß' ich ſo Freude, wie Leid.

»Wenn je — der Tod! — mit Schaudern ſpricht
Das ſchreckliche Wort mein Mund:

Nicht denken kann ich es, faßen nicht,
Es wär' meine letzte Stund'!« — —

So ſinnet die Mutter, und ſingt und wiegt,
Und ſieht nicht den finſteren Geiſt,
Der ſchon durch die Kammer geſpenſtiſch fliegt,
Und lüſtern die Wieg' umkreiſt.

Es iſt der Geiſt, den ſie ſchaudernd genannt;
Es iſt ſchon der neidiſche Tod,
Er ſtreift ſchon dem Kindlein mit eiſiger Hand
Vom Antlitz das blühende Roth.

Er impft ihm ſchon ſein ſchleichendes Gift
Gar heimlich in's pochende Herz;
Er ſchreibt auf die Stirn ihm ſchon ſeine Schrift:
Den leiſe zuckenden Schmerz. —

Ach Mutter, laß ab vom eitlen Wahn!
Du meinſt noch, es ſchlummere gut;
O ſieh' doch hin, o fühl' es doch an,
Schon trägt es den Tod ja im Blut.

Und wenn es aus ſeinem Schlaf erwacht,
So iſt es auf kurze Friſt,
Denn bald, bald ſchläft es die lange Nacht,
Aus der kein Erwachen mehr iſt.

Wie jammert die Mutter mit ſtarrem Blick! —
Ihr Kind, das ihr Alles war,
Ihr Troſt, ihre Freud', ihr Leben, ihr Glück,
Es liegt auf der Todtenbahr'.

Es liegt mit eingefallnem Geſicht,
In weißen Händchen ein Kreuz,
Und rührt ſich nicht, und regt ſich nicht,
Ein Engel voll heiligem Reiz.

Die Mutter küſſt es viel tauſendmal,
Und küſſt es doch nimmer warm,
Und wiegt es vergebens mit banger Qual
Auf ſchaukelndem, koſendem Arm;

Und weint ihm vergebens das Liedchen in's Ohr,
Bei dem es ſonſt immer entſchlief; —
O Mutter, wozu denn ſingſt du's ihm vor?
Es ſchläft ohnehin ja ſo tief!

Wegreißen muß man mit ernſter Gewalt
Das arme, verzweifelte Weib;
Zuſammenknickt, gefühllos und kalt,
Auf hartem Eſtrich ihr Leib.

Sie denkt an den fernen Gatten nicht,
Der nichts von dem ſchrecklichen ahnt,
Und arglos, während das Herz ihr bricht,
Hinwandert durch fremdes Land.

Sie denkt nicht an Luft, nicht an Sonnenſchein,
An nichts, was wird und was war,
Sie denkt an ihr Kind, ihr Kind allein,
Das liegt auf der Todtenbahr'. — —

Da plötzlich dröhnt vom Thurm herab
Unheimlicher Glockenhall.

Meine Taufen.

Zuerſt hat mich die Kirche
Zum Chriſten eingeweiht;
Was fremder Mund für mich gelobt
Ich hab' es ſelbſt darnach erprobt:
Es iſt ein ſchöner Glauben,
Den ſoll mir niemand rauben
In Zeit und Ewigkeit!

Für's zweite hat die Liebe
Zum Dichter mich getauft;
Was ich [illegible] geahnt, [illegible]
Was ich [illegible]
Mocht'
Ich

[illegible] Gesicht,
[illegible] Kreuz,
[illegible] und regt sich nicht,
[illegible] Reiz.

[illegible] viel tausendmal,
[illegible] immer warm,
[illegible] vergebens mit banger Qual
[illegible] kosendem Arm;

[illegible] vergebens das Liedchen in's Ohr,
[illegible] immer entschlief; —
[illegible] denn singst du's ihm vor?
[illegible] ja so tief!

[illegible] muß man mit ernster Gewalt
[illegible] verzweifelte Weib;
[illegible] gefühllos und kalt,
[illegible] Estrich ihr Leib.

[illegible] Gat[illegible]
[illegible] schreck[illegible]
[illegible] da[illegible]
[illegible] frem[illegible]

[illegible] an [illegible] nnenschein,
[illegible] was [illegible]
[illegible] an [illegible] allein,
[illegible] — —

[illegible] arm her[illegible]

Aufſchreit ſie, — ruft er ihr Kind ſchon zu Grab?
Nein, — nein, — das iſt anderer Schall.

Das iſt der Feuerglocke Klang, —
Schon leuchtet es roth herein,
Schon wogt es und brauſt es die Straßen entlang,
Umflackert vom Flammenſchein.

In dichten Wirbeln qualmt der Rauch,
Durch Fenſter und Thor mit Macht;
Da rafft die Mutter empor ſich auch,
Aus dumpfem Brüten erwacht.

Und »Rette, rette!« ſo herrſcht es ſie an,
Da ſtürzt ſie hinaus voll Haſt,
Und klettert die glimmende Trepp' hinan,
Von blindem Eifer erfaßt.

»Halt!« ruft es ihr nach, — ſie aber fort,
Und fort mit fliegendem Haar: —
In jener brennenden Kammer dort
Liegt ja ihr Kind auf der Bahr'.

Sie wankt hinein, ſie faßt es geſchwind,
Für alles andere blind;
Sie denkt nicht: es iſt mein todtes Kind,
Sie fühlt nur: es iſt mein Kind!

Schon iſt ihr Haus dem Sturze nah,
Es macht ihr geringen Harm:
Gerettet hat ſie ihr theuerſtes ja,
Sie hat ja ihr Kind im Arm.

Und kehret der Vater, dem ſie es gab,
Zurück einſt, düſtrer geſinnt,
So kann ſie ihn führen doch an ein Grab,
Und ſagen: „Da liegt unſer Kind!“

Auf der Heimkehr.

Ach wär' es nur ſchon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!
Dann ſchwiegen alle Sorgen,
Dann wär' ich hoch erfreut:
Denn morgen kommt die Stunde,
Erwartet ſehnſuchtsvoll,
Wo mich ein Gruß vom Munde
Der Liebe laben ſoll!

Ach wär' es nur ſchon morgen!
Wie währt der Tag ſo lang,
Wenn in der Bruſt verborgen
Uns treibt der Sehnſucht Drang!
Wie ewig ſind die Meilen,
Kein Weg, der enden will,
So ſehr die Räder eilen,
Mir iſt, ſie ſtünden ſtill.

Ich grüße Berg' und Bäche,
Ich grüße Feld und Haus;
Doch ach, wie dehnt die Fläche
So gränzenlos ſich aus!
Schon wird der Himmel trüber,
Schon bleicht der Sonne Licht,
Viel Schlöſſer floh'n vorüber,
Das rechte kam noch nicht.

Und wieder glüh'n die Sterne,
Und wieder ſinkt die Nacht,
Die letzte Nacht, ſo ferne
Vom Liebchen zugebracht;
Die letzte Nacht voll Sorgen,
Die letzte — dann, ach! dann —
O wär' es nur ſchon morgen,
O Tag, o Tag, brich an!

Ihr Winde leiht mir Flügel,
Ihr Wellen ſpannt euch vor,
Tragt über Thal und Hügel
Mich bald zu ihrem Thor!
Müßt' ich ſie auch erſt wecken
Aus holder Träume Luſt,
Wie würd' ihr ſüß Erſchrecken
Belohnt an meiner Bruſt! —

So will ich denn im Traume
Mich noch begnügen gern,
Bis fern am Bergesſaume
Verglimmt der Morgenſtern.
Doch dann hinweg, ihr Sorgen,
Und Lieb' und Luſt erneut! —
Ach wär' es nur ſchon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!

IV.

Ein Traum des alten Fritz.

(15. Auguſt 1769.)

Siebzehnhundert neun und ſechzig war's in ſchwüler Sommernacht,
Wo der alte Fritz in Breslau ſtöhnend aus dem Traum erwacht;
Eilends rief er ſeinem Pagen: »Nehm' er Feder und Papier,
»Schreib' er auf, was ich erzähle; ſonderbares träumte mir:

»Nacht war's, — auf dem Feld des Himmels ſtanden, furchtbar anzuſeh'n,
»Sich Gewitterwolken drohend gegenüber wie Armeen,
»Blitze zuckten hin und wieder, einzelnen Signalen gleich,
»Plötzlich in das tiefe Schweigen ſchlug ein mächt'ger Donnerſtreich.

»Da zerſtob das Heer der Wolken, und der Himmel glänzte rein,
»Wie auf ein Commando rückten alle Sternenfronten ein;
»Einer flammt' an ihrer Spitze, roth und feurig wie der Blitz,
»Und in ſeinem Kerne deutlich ſtand zu leſen: ‚Stern des Fritz'.

»Stern des Fritz! — ſo ſchreib' er; — leuchtend, wie der Stern ſo vor mir ſtand,
»Und den hellen Schimmer reichlich ausgoß über's Preußenland,
»Da mit ungeſtümem Pochen mußt' ich es mir ſelbſt geſteh'n:
»Einen Stern, der den verdunkelt, mag die Welt ſo bald nicht ſeh'n. —

»Sieh! — da ſtieg es fern im Süden purpurn auf wie friſches Blut,
»Röthete zuerſt den Weſten, zog ſich dann wie Meeresflut
»Gegen Norden, gegen Oſten, über alles Volk und Land,
»Daß es war, als ob der Himmel aufgieng' in Zerſtörungsbrand.

»Sieh! — und aus dem Purpur plötzlich ſpringt ein flammender Komet,
»Deſſen Ruthe von dem Aufgang bis zum Niedergange geht;
»Alle Stern' erbleichen zitternd, ſelbſt mein Stern, der Stern des Fritz,
»Geht in ſeinem Blutmeer unter und verblaſſt von ſeinem Blitz.

»Endlich fern im Norden zuckt es roth herein, doch anders roth,
»Ausgeglüht hat ſchnell der Purpur, der Komet hat ausgedroht,
»Und ein Regenbogen gürtet um die Welt ſein ſchillernd Joch,
»Und mein Stern auch ſchimmert wieder, ferner zwar doch heller noch.«

Alſo ſprach der alte Fritze, alſo ſchrieb der Pag' es auf;
Lange blieb das Blatt vergeßen, und doch ſtand viel wahres drauf:
Siebzehnhundert neun und ſechzig in der ſchwülen Sommernacht,
Wo der Fritz im Norden träumte, war im Süd ein Stern erwacht;

Ein Komet, ein blutig rother, der die Welt mit Brand erfüllt,
Ein Komet, der auch des Fritzen großen Stern für lang verhüllt,
Ein Komet, der ſeine Ruthe ſchwang ob manchem Volk und Thron,
Bis er untergieng im Norden, der Komet: ‚Napoleon'!

Löwentraum.

In ſeinem Käfich lag ein mächt'ger Leu
Mit einem muntern Hündchen eingeſperrt;
Er wußte, daß ſein kleiner Gaſt ihm treu,
Und daß es Scherz nur, wenn er neckt und zerrt.

Sogar zu ſchmeicheln ſchien ihm ſolch Vertrau'n,
Solch kühn Ergeben in die Uebermacht,
Und ſpaſshaft rührend war es anzuſchau'n,
Wie zahm der Rieſe nahm den Zwerg in Acht.

Man ſah's dem guten Vater Löwen an,
Daß ihm das Kindlein Hund vom Herzen lieb:
Er hatte ſeine kind'ſche Freude dran,
Und trug gelaßen, was es that und trieb.

Doch einmal ſchlief der gute Vater Leu,
Und neben ihm lag ſtill das Kindlein Hund,
Und Träume, wie ſie Löwen juſt nicht neu,
Umzuckten ihn und reizten ſeinen Schlund.

Er träumte ſich hinaus in's Meer von Sand,
Auf ſeiner wilden Kräfte wüſtes Feld;
In ſeinen Mähnen glühte Sonnenbrand,
Sein Rachen war von Blutbegier geſchwellt.

Und wildaufbrüllend, daß der Käfich bebt,
Haut er die Pranke plötzlich in den Hund,
Und reißt ihn, eh er noch die Stimm' erhebt,
In kleine Stücke mit gefräß'gem Schlund.

Dann wacht er auf, und ſieht was er gethan,
Und ſein Gebrüll wird ein gewaltig Ach!
Und hätt' er Thränen, weinend ſäh' er's an,
Was er im Traum am armen Freund verbrach.

Und traurig murrend liegt er manchen Tag
Und wälzt ſich unmuthsvoll, als ſäh' er's ein,
Daß es auch Augenblicke geben mag,
Wo's einen Löwen reut, ein Löw' zu ſein!

V.

Das Venezianer-Glas.

1.

Venedig, die herrliche Dogenſtadt,
Macht wohl kein Aug' ihres Anblick's ſatt.
Da iſt von Gondeln ein buntes Gewirr,
Der Pilger wird an dem Leben irr:
Er glaubt, es dräng' in ewigem Schwall
Sich ein endlos brauſender Maskenball.
Der ernſte Doge, der düſtere Rath,
Die ſchleichenden Mäntel auf heimlichem Pfad,
Die ſtolzen Paläſte, der Waaren Pracht,
Manch Auge, das hinter dem Schleier lacht,
Das alles feßelt mit ſeltner Gewalt
Und läßt wohl nur zweifelnde Liebe kalt.

Wohl iſt es auch zweifelnde Lieb' allein,
Die, zehrend mit nie beſchreiblicher Pein,
An eines Ritters Herzen nagt,
Der hier umſonſt nach Ruhe jagt.
Er iſt daheim in Deutſchland's Gau'n,
Hat dort die lieblichſte der Frau'n,
Doch ob ſie wohl auch die liebendſte ſei,
Das eben drückt ihm die Bruſt wie Blei.

Der Zweifel trieb ihn fort vom Haus,
In's Leben hinein, in die Welt hinaus;
Durch Trennung will er ſie prüfen ſcharf,
Ob ihren Küſſen er trauen darf.
Er baut auf des Herzens Wahrheit feſt,
Auf Unſchuld, die ſich nicht heucheln läßt;
Er baut auf der Freude Thränenerguß,
Auf des Wiederſehens gemüthlichen Gruß.
Denn lügen läßt ſich der willige Schmerz,
Leicht mag man zur Klage beſchwatzen das Herz;
Doch der freudig begrüßenden Stimme Klang,
Die Thräne der Luſt, den begeiſternden Drang,
Die zitternden Arme, den funkelnden Blick,
Das göttliche, in ſich verſtummende Glück,
Das läßt der Himmel ſich nicht entweih'n,
Sonſt büßt' er ſein köſtliches Vorrecht ein.

So träumte ſich jener Ritter es oft,
Das iſt es, was er zu finden hofft,
Wenn endlich die ewige Jahresfriſt,
Die Zeit der Prüfung, verronnen iſt.

Und doch hinwider manche Nacht,
Wenn er aus fiebriſchen Träumen erwacht,
Da birſt, wie verwiſcht von Geiſterhand,
Vor ſeinen Augen des Zimmers Wand;
Sein Schloß, ſein heimiſches, ſteht vor ihm da,
Sein Weib erblickt er, ſo klar, ſo nah,
Und vor ihr — Gott! — kniet ſchwörend ein Wicht,
Aus deſſen Hohlaug' Argheit ſpricht;

Kniet, — kniet ach! nicht vergebens, — ſie winkt,
Sie lächelt, ſie kämpft zum Scheine, ſie ſinkt! —

Da graut der Tag, der den Traum zerſtäubt, —
Sein Höllenargwohn aber bleibt.

2.

Und wieder geht er mit düſterem Sinn
Einſt über den Platz San Marco's hin.
Da drängt ſich um einen Mäkler ein Kreis,
Als gäb' er das beſte für ſchlechten Preis.
Auf hölzernen Stufen ſinnig gereiht
Steh'n Gläſer und Becher eng und weit,
Geſchliffen und roh, von lauterem Schall,
Vielkantig und funkelnd wie Bergkryſtall.
Der Mäkler aber, ein ſonderer Mann,
(Man merkt ſein gebrechliches Werk ihm an,)
Steht hoch inmitten und faßt gewandt
Pocal um Pocal mit prüfender Hand:
„He! — Kauft euch Gläſer, ihr Philoſophen,
„Denn Glas iſt das Wapen der Philoſophei!
„Kauft ſchöne Gläſer, ihr Damen und Zofen,
„Denn Glas iſt das Sinnbild für Lieb' und Treu'!
„Kauft klingende Gläſer, ihr Krieger und Helden,
„Ein paſſend Symbol für den Ruhm iſt Glas!
„Es möge ſich jeder Stand hier melden,
„Er findet für ſich hier Bild und Maß. —
„Doch *eines* hab ich vor allen zu preiſen,
„Mein Glas iſt ja — Venezianer Kryſtall!
„Ihr mögt die Länder der Erde durchreiſen,
„Solch Glas iſt nirgend im weiten All.

»Es iſt verſetzt mit ſolchen Stoffen,
»Daß, wie dreinfällt ein Tropfen Gift,
»Der Becher zerſpringt, und klar und offen
»Den Frevler verräth, den der Argwohn trifft,
»Traun! unter uns, in den Zeiten der Tücke,
»Wo Jung und Alt an's arge denkt,
»Sind ſolche künſtliche Probeſtücke
»Für tauſend Scudi ſo viel als geſchenkt!«

Der Ritter hört des Mäklers Geſchwätz;
So mancher Käufer geht in's Netz,
Und ſchon verläuft ſich der gaffende Schwarm,
Der Ritter nur bleibt mit gekreuztem Arm,
Und ſtarrt bewußtlos den Handelsmann
Und ſeine gebrechlichen Bilder an.

»Ei, ſchmucker Fremdling!« beginnt nun der,
»Verblenden Euch meine Kryſtalle ſo ſehr?
»So kauft Euch einen, Ihr habt die Wahl,
»Doch rieth' ich Euch wohl zu dieſem Pocal;
»Er iſt ſo tüchtig und doch ſo fein,
»Mag Frauen und Herren gleich ziemlich ſein!
»Ihr habt ja gewiß ein Geſpons zu Haus,
»Da tränke ſich's trefflich zu zweien draus;
»'s iſt Venezianer Glas, das zerſchellt,
»Wie nur ein Tröpflein Gift drein fällt.«

Aufdringen läßt ſich der Ritter das Stück,
Bezahlt's, und geht mit ſtarrem Blick;
Doch, glaub' ich, fragt' einer ihn gleich in's Geſicht:
‚Was tragt Ihr da?' — er wüßt' es nicht! —

3.

Die traurige Jahresfriſt verrann,
Zur Heimkehr ſchickt ſich der Ritter an.
Venedig's Zinnen verſinken ins Meer,
Schon nicken die Alphöh'n über ihn her.
Schon winkt ihm vom fernen duft'gen Rand
So ſchmerzlich wieder das deutſche Land.
Er findet noch alles, wie er's verließ:
Der Bergſtrom furcht noch denſelben Kies,
Dieſelben Gehöfte, dieſelben Au'n
Sind neben derſelben Straße zu ſchau'n,
Und was dort ragt auf demſelben Geſtein,
Dieß Schlößlein ſchließt ihm die Gattin ein.
Die Gattin? — Mit bitterſüßem Gefühl
Faßt dieſes Wort ihn am nahen Ziel;
Sein Herz, halb bang, halb pochend vor Luſt,
Zu ſprengen droht es die ängſtige Bruſt.
Bald ſpornt er das Roß, bald hält er's zurück,
Als ſucht' er, als zagt' er, zu finden ſein Glück.
Jetzt ſinkt das Fallthor, jetzt erſchallt
Vom frohen Empfangsruf Burg und Wald.

Die Treppe herunter ſtiegt ſein Weib,
Gleich einer Blume knickt ihr Leib,
Ob aber vor Freud', ob etwa vor Scheu,
Er kann's nicht erkennen, ſie iſt ihm zu neu.
Sie iſt ihm ja Braut zum zweiten Mal,
Ihr Kuſs betäubt ihm des Zweifels Qual.
Vergeßen iſt jeder verdammende Groll;
Ihr zitternder Arm, der Thränen Zoll,

Der ſchweigenden Wonne ſeliger Zug,
Das iſt nicht Tücke, das iſt nicht Trug!

Und als er die Glieder nach Luſt erquickt,
Da fragt ſie ihn, ſchmeichelnd hinüber gebückt:
»Und haſt du aus Wälſchland nichts mir gebracht,
»Was Freude dem kindiſchen Weibe macht?«

Sie ſagt's, da fällt ſein Becher ihm ein.
»Wohl!« ſpricht er, »dieſer Pocal ſei dein.
»Ich kauft' ihn fern in der Meeresſtadt,
»Und eigen iſt, was der Becher hat:
»Wie nur ein Tröpflein Gift drein fällt,
»Alsbald zur Erde ſinkt er zerſchellt.
»Drum nimm dieß Werk, ſo tüchtig und fein,
»Und füll' es zum Rande mit duftigem Wein,
»Und trink' es auf deine Lieb' und Treu',
»Und denk' an unſere Schwüre dabei!«
Die Gattin füllt den Becher zum Rand,
Und faßt ihn und ſpricht zum Himmel gewandt:
»Die Thräne, die mir vom Auge quillt,
»Sie ſei meiner Treue lebendiges Bild!
»Sie roll' in dieſes Glas hinein,
»Sie ſoll ein Pfand meiner Liebe dir ſein!«

Und eine Thräne, groß und hell,
Perlt nieder, rollt in's Glas zur Stell;
Da klingt, — da ſpringt das Glas entzwei, —
Und ſie ſinkt nieder mit gellendem Schrei.

»Gift« ſchreit der Ritter — »zerſchellt dieß Glas:
»Nun hab' ich für deine Treue das Maß!

»Die Thräne der Untreu', — ich fühl's, iſt Gift, —
»Und Tod iſt die Strafe, die Falſchheit trifft!«

Und während ſein Dolch ihr die Bruſt zerfleiſcht,
Bekennt ſie ſterbend: ſie hab' ihn getäuſcht.

4.

Der Ritter aber zog hinaus,
Gieng ſinnverwirrt von Haus zu Haus,
Hielt in der Hand des Bechers Trümmer
Und lacht' in widrigem Gewimmer:
»Herbei! Kauft Gläſer, ihr Damen, herbei!
»Das Glas iſt ein Sinnbild für Lieb' und Treu'!«

Wechſelwirkung.

Ich ſitz' am offenen Fenſter,
Und ſchreib' an einem Gedicht;
Mein Nachbar ſpielt auf der Flöte,
Sieht aber und kennt mich nicht.

Und was er ſo rührend flötet
In ſtiller Kammer allein,
Möcht' eben die rechte Begleitung
Zu dem, was ich dichte, ſein!

Und was ich ſo ſinnend ſchreibe
Für mich in der Kammer allein,
Das möchte der Text auch eben
Zu ſeinen Noten ſein!

Ich hab' ihn doch nie geſprochen,
Ich hab' ihn doch nie geſeh'n,
Wir werden vielleicht im Leben
Nie gegenüber uns ſteh'n.

Und dennoch möcht' ich ihn küſſen,
Daß er ſo gut mich verſtand;
Und wüßt' er, was ich nun ſchreibe,
So drückt' er mir auch wohl die Hand!

VI.

Ein altes Lied.

Das älteſte der Lieder war einſt neu,
Und tauſend Augen wurden feucht dabei,
Und tauſend Lippen ſangen es mit Luſt,
Des ſeelenvollſten Mitgefühl's bewußt.

Der Schlüßel ward's für manches Mädchenherz,
Der Troſt im Leid, das Loſungswort im Scherz;
Daß einſt der Welt zum Ekel werden kann,
Was heute noch entzückt, wer denkt daran?

‚Freut euch des Lebens!' war ein ſolches Lied,
Wie ſelten eins durch alle Länder zieht,
Ein Liedlein ohne Stachel, friedſam, ſchlicht,
Wodurch ſo mächtig? wir begreifen's nicht.

So war denn damals dieſer ſchlichte Sang
Auch eines holden Mädchens Lieblingsklang,
Sie ſummt' und trillert' es den langen Tag,
Den Tact dazu gab ihres Herzens Schlag.

Sie fühlte ſich darin erklärt ihr Sein,
Ihr ſüßes Sehnen, ihre ſel'ge Pein,

Und hätt' ihr wer geſagt, es ſei nicht ſchön,
Sie hätt' ihn nimmer freundlich angeſeh'n.

Ihr Freier aber, dem die Muſe karg
Nur wenig Tön' in ſpröder Kehle barg,
Wie quält' und müht' er ſich nach Schülerart
Bis er des ſchlichten Liedleins Meiſter ward.

Wie ſelig unter Liebchens Fenſter ſtand
Bei Nacht er einſt, die Zither in der Hand,
Und ſchickte, ſiegsgewiſs, zu ihrem Ohr
Sein Herz in ihrem Lieblingslied empor.

‚Freut euch des Lebens!' iſt ſein Talismann, —
Schon lacht des Lebens Freud' ihn wonnig an; —
Doch ach! dem Tod gefiel das Ständchen nicht: —
Er bricht ein Herz, mit dem ein zweites bricht. —

Dem armen Sänger klingt hinfort der Ton:
‚Freut euch des Lebens!' wie ein bittrer Hohn,
Und dennoch liebt er ihn und ihn allein,
Und prägt ſich tiefer ſtets ihn, tiefer ein;

Und ſitzt im Hauſe, wo der Wahnſinn wohnt,
Und ſtarrt durch's Eiſengitter in den Mond,
Und ſingt, wenn Ruhe längſt in jedem Haus,
‚Freut euch des Lebens!' in die Nacht hinaus.

Und als er ſtiller ward, und ſeit ſie ihn,
Geheilt nicht, doch beſchwichtigt, ließen zieh'n,
Steht er vorm Haus der todten Braut und ſingt:
‚Freut euch des Lebens!' — doch kein Fenſter klingt.

»Will etwa gar der Bettler,« ſchmähen ſie, —
»Noch Geld für ſeine alte Melodie!« —
Geld? — Geld? — Einſt gieng ein Herz ihm auf dabei,
Das alte Lied klingt ihm noch immer neu.

Palimpseſt.

»Alter Bücherwurm, was ſtarrſt du auf's vergilbte Pergament,
Dieſe Runen zu enträthſeln, die das Aug' mit Müh' erkennt?
Buntgewürfelt durcheinander, dicht die Höh' und Breit' entlang,
Steh'n ſie, ſchwarz und purpurfärbig, wie in Fauſtens Höllenzwang.«

Und der Bücherwurm, der alte, der ſich nicht beirren läßt,
Spricht mit höhniſch klugem Lächeln: »Kennt Ihr keinen Palimpſeſt? —
Was auf's reine Blatt ein Meiſter einſt hier ſchrieb mit hellem Roth,
Ueberſchrieb mit Schwarz ein Stümper, — ſeht, und das iſt meine Noth!

Ach, was hab' ich auszuſondern, wegzulöſchen mühevoll
Vom unſel'gen Letternwuſte, der die Urſchrift überquoll,
Bis ſich, wie aus ſchwarzen Nebeln hell das Morgenroth erglänzt,
Mir des Meiſters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt!« —

Auch das Buch der Welt iſt worden ſolch ein alter Palimpſeſt,
Der die helle Schrift des Schöpfers kaum noch mehr erkennen läßt;
Ein Gedicht voll Lieb' und Wahrheit, voll erhabner Menſchlichkeit,
War's, von Meiſterhand geſchrieben auf das reine Blatt der Zeit.

Manchen ſchönen Spruch enthielt es, manches Lied voll hohem Schwung,
Fromme Sagen und Legenden, Thaten der Begeiſterung;

Und die Sehnſucht nach dem Ew'gen und der kindlich gläub'ge Sinn
Zogen feſtigend durch's Ganze, goldnen Fäden gleich, ſich hin.

Doch die Menſchen überſchrieben dieſe Dichtung kreuz und quer,
Und die Menſchen überſchreiben ſie von Tag zu Tage mehr;
Schwarzgetüncht ſind ihre Federn, ihre Züge wirr und kraus,
Und die alten Uncialen flimmern leſbar kaum heraus.

Statt der Liebe, ſtatt der Wahrheit, — wilder Haß und feiler Trug,
Statt der Menſchlichkeit — die Selbſtſucht, wenig Sprüche — Worte
gnug;
Statt der Lieder — Diſſonanzen, ſtatt Begeiſtrung — tolle Haſt,
Und die Sehnſucht iſt erloſchen und der Glaub' iſt abgeblaſſt. —

Aber eine Zeit wird kommen, wo man auch im Buch der Welt
Sich des Textes wird erinnern, den des Menſchen Hand entſtellt,
Wo man ſuchen wird und ſichten, wo man forſchen wird und ſpäh'n,
Ob, was kaum mehr zu enträthſeln, beßer nicht, als was zu ſeh'n.

Aber viel wird ſein zu ſondern, viel zu löſchen mühevoll
Vom unſel'gen Letternwuſte, der die Urſchrift überquoll,
Bis, gleichwie aus ſchwarzen Nebeln hell das Morgenroth erglänzt,
Sich des Meiſters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt.

VII.

Der Ahorn am Teich.

Lieb-Aennchen iſt ſo matt, ſo blaſs;
Die Mutter denkt: wie deut' ich das?
Die Mutter denkt's nicht ohne Grund:
Lieb-Aennchen iſt von Liebe wund.

Und geht ſie bleichen auf die Flur,
So bückt ſie ſich mit Mühe nur;
Und fühlt ſie, wie ihr Herzchen ſchlägt,
So fühlt ſie, wie ſich noch was regt.

Da hilft kein Läugnen, keine Liſt,
Geſtehen muß ſie, was es iſt.
Die Mutter hört's und glaubt es kaum,
Die Tochter wünſcht, es wär' ein Traum.

Und wie's die Mutter endlich glaubt,
Da fährt ſie auf wie ſinnberaubt:
»Hinweg, du Dirn', hinweg von mir,
»Nimm meinen Mutterfluch mit dir!

»Und alſo möcht' ich lieber gleich
»Du wärſt ein Ahornbaum am Teich,
»Wärſt Holz und Laub und Stamm und Baſt,
»Und dorrteſt, wie das Grün am Aſt!«

Die Mutter flucht, das Kind erſtarrt,
Sein Leib wird Ahorn, zäh und hart,
Der Buſen Holz, die Haut zum Baſt,
Die Locken Laub, die Hand zum Aſt.

Entſetzen faßt die Mutter an; —
Das haben Schuld und Fluch gethan!
Und ſchmerzlich Laubgeliſpel weht
Am Teiche, wo der Ahorn ſteht. —

Doch horch! was klingt nach langer Zeit
So luſtig durch die Einſamkeit?
Das iſt ein Fiedler wohlgemuth,
Der ſpielend unterm Ahorn ruht.

Er ſtreicht ſo kühn und kräftig aus,
Als gält's im Faſching Saus und Braus;
Er ſpielt, daß ihm der Bogen bricht,
»Ei,« ruft er, »brich, mich kümmert's nicht!«

»Der Ahorn, unter dem ich lag,
»Hat Aeſte mehr, als frommen mag;
»Ein ſolches Aeſtlein, zäh und fein,
»Mag wohl der beſte Bogen ſein!«

Sein Meßer nimmt er, ſchneidet an,
Da ſtöhnt's, — ein Tröpflein perlet dran,
Ein rothes Tröpflein, roth wie Blut:
Dem Fiedler ſinkt beinah der Muth.

Er ſchneidet wieder — horch! wie's ſtöhnt:
»Schneid' immerhin, mein Blut verſöhn

»Schneid' immerhin ein Vöglein dir,
»Und ſpiel' damit ein Grablied mir.

»Und geh' in's Dorf vor's Bleicherhaus,
»Und ſieht die Mutter dort heraus,
»So geig' ein Stücklein, lieb und lind,
»Und ſag', es ſei von ihrem Kind!« —

Dem Fiedler dringt die Klag' in's Herz,
Er ſchnitzt und zieht mit ſtillem Schmerz,
Und tritt im Dorf vor's Bleicherhaus,
Da ſieht ein blaſſes Weib heraus.

Er ſpielt ein Stücklein, lind und fein:
Von ihrem Kinde ſollt' es ſein;
Noch traf's kein Bogen je ſo weich,
Als der vom Ahornbaum am Teich,

Die blaſſe Mutter hört, wie's tönt,
Die blaſſe Mutter ſeufzt verſöhnt:
»Ach, beßer ein gefallnes Kind,
»Als — keines! — Fluch't nicht zu geſchwind!«

Die wandelnde Linde.

Es muß doch den Bäumen recht weh geſcheh'n,
So immer auf einem Fleck zu ſteh'n, —
Wie luſtig wär's für ſie, zu wandern
Von einem Nachbar zu dem andern?

Dann, meine geliebte Linde du,
Die oft mich beſchattet in meiner Ruh',
Dann könnteſt du auch weiter ſchreiten,
Und, wenn du wollteſt, mich begleiten.

Du wollteſt wohl auch, denn du kennſt mich ja,
Standſt oft meinem Sinnen und Träumen nah;
Gewiß du hielteſt oft am Morgen
Dich hinter meinem Haus verborgen.

Und ſchritt' ich ahnungslos vor's Thor,
So trätſt du rauſchend raſch hervor,
Und ſchütteltеſt mir einen Regen
Von Blütenſaum als Gruß entgegen.

Geſchmeichelt durch meinen getreuen Sinn
Zögſt du gewiſs oft mit mir dahin,
Und wölbteſt, wenn der Mittag ſchiene,
Dich über mir zum Baldachine.

Und läg' ich dereinſt im ſtillen Grab,
So ſchritteſt du wohl von der Wieſ' herab,
Um meines Hügels kahlen Rücken
Als lebend Grabmal mir zu ſchmücken!

VIII.

Das erſte und letzte Bild.

»Geh, Meiſter, nimm mich auf zum Schüler,
»Iſt's einem Ernſt, ſo iſt es mir;
»Ich werde nicht nach Wochen kühler,
»Mich treibt nicht eitle Ruhmbegier;
»Mich drängt es nicht, um Gunſt zu geizen,
»Mich lockt nicht blendender Gewinn,
»Nach andern, o! nach ſüßern Reizen
»Verlangt's allmächtig meinen Sinn!

»Ich lieb' ein Mädchen! Armer Maler,
»Was iſt dein ſchönſtes Ideal?
»O gegen dieſes Licht ein fahler,
»Ein farbenloſer Wiederſtrahl;
»Aus ihrem Auge ſpricht ein Leben,
»Wie's eines Engels würdig iſt;
»Das kannſt du doch nicht wiedergeben,
»Und wenn du mehr als Maler biſt!

»Ihr Antlitz düſter ohne Thränen,
»Und ohne Lächeln hold und lieb,
»Auf dem die Lieb' ihr goldnes Sehnen
»In eine Wehmuthwolke ſchrieb,

»Gleich einem milden Sterne ſtrahlt es
»Aus brauner Locken dunklem Kranz; —
»Gewiß kein ird'ſcher Pinſel malt es,
»Und wär' er Raphael's, ſo ganz!

»Den Mund, aus deſſen keuſchem Saume
»Die Sünde noch kein Wort erpreſſt,
»Der mich mit ſeinem Laut, im Traume,
»Wie beim Erwachen, nicht verläßt;
»Den Buſen, deſſen heißes Klopfen
»Sich nur an meinem Herzen ſtillt,
»Der ſorglich auffängt, was an Tropfen
»Den Augen unvermerkt entquillt; —

»Und dieſe tauſend andern Züge,
»Die Spieglungen des Augenblick's,
»Verſchwiegner Schalkheit, zarter Rüge,
»Getäuſchter Hoffnung, ſtillen Glück's,
»Nein, Meiſter, die kannſt du nicht treffen,
»Und ſetzteſt du dein Heil daran,
»Hier wird dich doch dein Pinſel äffen,
»Der malen, doch nicht lieben kann! —

»Wenn's einer können ſoll auf Erden,
»So bin ich's ſelbſt und ich allein!
»Drum, Meiſter, will ich Maler werden,
»Ich will dein treuſter Schüler ſein;
»O lehre mich die Farben miſchen,
»Lehr' mich der Zeichnung Ton und Grund,
»Lehr' mich das düſtre mit dem friſchen
»Vereinen zum geſell'gen Bund!

*

»Den kalten Körper nur vom Bilde,
»Den dunklen Umriß lehre du,
»Der Liebe Glut, den Strahl der Milde,
»Die Seele geb' ich ſelbſt dazu.
»Mit einem Eifer niemals kühler,
»Verſuch' ich, üb' ich für und für;
»Drum, Meiſter, nimm mich auf zum Schüler;
»Iſt's einem Ernſt, ſo iſt es mir!«

Der Jüngling ſpricht's, der alte Meiſter
Drückt ihm als Schüler warm die Hand:
Denn ſolcher Jugend rege Geiſter
Sind für's Gedeih'n ein ſichres Pfand.
Der Jüngling horcht des Alten Lehren
Mit regem Blick, geſpanntem Ohr,
Denn ſeinem glühenden Begehren
Schwebt nur der Preis des Zieles vor.

Er lernt; — was andern kaum in Jahren
Der Fleiß durchwachter Nächte trug,
Hat er, es ewig zu bewahren,
Errungen und erſtürmt im Flug.
Schon weiß er, wie die Farben kleiden,
Schon iſt ſein Pinſel feſt und treu,
Schon weiß er, wo das Licht zu meiden,
Und wo der Schatten Tugend ſei.

Schon weiß er Mienen einzuſaugen,
Bis er ſie ganz empfangen hat,
Um, was er einſog mit den Augen,
Hinauszuhauchen auf das Blatt.

Da geht ihm auch kein Zug verloren,
Nicht eine Linie büßt er ein;
Von ihm gemalt, heißt neu geboren,
Heißt in ſich ſelbſt verdoppelt ſein.

Nun kann er ſeiner Kunſt vertrauen,
Zu ſicher iſt er, zu geübt;
Mehr kann er nun, als nur ſie ſchauen,
Erſchaffen kann er, die er liebt.
Schon eilt er mit dem Malerzeuge
Zum wohlbekannten Erker hin,
Verbirgt ſich lauſchend im Gezweige,
Und harrt der ſüßen Königin.

Der Tag mit ſeinem erſten Schimmer
Umpurpurt alle Höhen ſchon;
Sie grüßte ſonſt den Morgen immer
Mit einem Liede vom Balcon;
Er harrt und lauſcht mit Farb' und Brete,
Kein Lied ertönt, kein Kopf erſcheint;
Die Vögel jubeln um die Wette,
Der Maler aber geht und weint.

Und wieder mit dem erſten Schimmer
Umglüht der Tag die Alpenhöh'n,
Und wieder lauſcht er, wo er immer
In Morgen-Andacht ſie geſeh'n;
Doch wieder klingt kein Fenſter, wieder
Geht er mit leerem Bret, und weint;
Und Sonnen wandeln auf und nieder,
Doch keine Königin erſcheint.

Da kann er's länger ſo nicht tragen,
Bis er des Zieles Preis erreicht,
Und iſt es gleich ein kühnes Wagen,
Was macht der Liebe Liſt nicht leicht?
Verkleidet meldet an der Schwelle
Als wälſcher Maler er ſich an!
Und fragt, ob niemand ſei zur Stelle,
Dem ſeine Kunſt hier dienen kann.

Ein Greis mit ſilberweißen Haaren
Gibt alſo, weinend, ihm Beſcheid:
»Seid Ihr in Eurer Kunſt erfahren,
»So kommt Ihr zur gelegnen Zeit.
»Hätt' eine Tochter gern getroffen,
»Kein ſchönres Antlitz ſaht Ihr je:
»Sein bleicher Spiegel ſchildert offen
»Des Lebens Wohl, des Lebens Weh!«

Der Alte geht voran, der Maler
Folgt ihm, mit bangem Schauer, nach;
Die Wand geht auf, da flammt ein fahler,
Unſichrer Schimmer im Gemach.
Sie treten ein, auf einer Bahre,
Von dreizehn Leuchtern roth umſtrahlt,
In ſchneegewobnem Braut-Talare
Liegt eine todte Fraungeſtalt.

»Die malt!« — entwankend ruft's der Alte,
Und läßt den Maler ſtumm zurück;
Der — ahnend, was der Sarg enthalte, —
Stürzt hin, — ja — er enthält ſein Glück!

Ja, er enthält sein Glück, sein Streben,
Das Bild, für das er alles bot:
Drum, konnt' er's malen nicht im Leben,
Wohlan! so kann er's doch im Tod.

Und wie erfaßt von Wahnsinnsfeuer
Langt er nach Pinsel, Farb' und Bret,
Und zieht mit stierem Aug' den Schleier
Vom Liebchen auf dem Leichenbett;
Und Stirn und Lock' und Mund und Züge
Ahmt seine Hand wie spiegelnd nach:
Die Stirn, die einst des Frühlings Wiege,
Den Mund, der einst so lieblich sprach.

Zum Auge kommt er nun, zum Auge,
Das einst geglüht in sel'ger Lust;
Er starrt es an, und zuckt, als sauge
Ein eis'ger Krampf ihm an der Brust.
Geschloßen ist das Aug', das dunkle,
Geschloßen ist's und geht nicht auf;
Kein Kuss hilft, daß es wieder funkle,
Vergebens strömt er Thränen drauf.

Und wieder rafft er sich zusammen,
Und malt, was war, statt des, was ist,
Das Aug' mit seinen alten Flammen,
Die, wem sie galten, nicht vergißt;
Die Lippen mit den vor'gen Rosen,
Die Wangen mit dem vor'gen Roth:
Und raubt sein Recht dem schonungslosen —
Und seine Macht dem mächt'gen Tod.

Vollendet iſt das Bild, vollendet,
Der Meiſter traut ſich ſelber kaum;
Wie Stein kniet er ihm zugewendet,
Und wacht nicht auf aus ſeinem Traum;
Starr bleibt er ſo noch manche Stunde,
Das Knie gebeugt, das Auge mild,
Und küſſt, noch todt, mit kaltem Munde,
Sein erſtes und ſein — letztes Bild.

Das liebe Fenſter.

Du liebes, wohlbekanntes Fenſter,
An dem ich oft mit Sehnſucht hieng,
Als noch das Haus, des Aug' du bildeſt,
Mein liebſtes Kleinod mir umfieng!
Ich ſteh' dir wieder gegenüber,
Gedenke manches Traumgeſicht's,
Und ſehe deine Scheiben wieder,
Doch hinter deinen Scheiben nichts.

Was könnt' auch hinter ihnen ſchimmern,
Nur eines einz'gen Blickes werth?
Vielleicht ein Bild mit andren Mienen,
Das auch geſeh'n zu ſein begehrt?
Vielleicht der Schatten jenes Köpfchens,
Das einſt durch ſie mir zugenickt?
Vielleicht ein Namenszug, dem Glaſe,
Dem Rahmen heimlich eingedrückt?

O keine Spur iſt mehr vorhanden,
Verwandelt alles und zerſtört,
Kein Splitter mehr, der jener trüben
Und doch ſo ſel'gen Zeit gehört!

Im fremden Rahmen fremde Scheiben,
Und hinter ihnen fremd die Wand,
Auf fremdem Simſe fremde Blumen,
Gepflegt von einer fremden Hand!

Ach! und wie kommt's nur trotz dem allen?
Es läßt mich nicht vorübergeh'n;
Der Pulſe ungeſtümes Pochen
Heißt mich verweilen, aufwärts ſeh'n!
Du warſt mir theuer, liebes Fenſter,
Du haſt mir wohl und weh gethan,
Und was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an.

Ach! ſteigt es doch aus deinem Rahmen
So roſighell vor mir empor,
Ein buntes Treiben, bunter immer,
Wie eine Welt, die ich verlor;
Wie eine Welt voll Blütenkeimen,
Die mir zur goldnen Frucht gereift,
Wie eine Schaar von Wonneträumen,
Die, was noch Traum war, abgeſtreift.

Als Kinder ſeh' ich die Gefühle
Noch ſchüchtern deinen Rand umblüh'n,
Die nun, dem Spiele längſt entwachſen,
Mit kühnem Ernſte mich durchglüh'n.
Es war ja hinter dieſen Scheiben,
Wo ich einſt abends zagend ſtand,
Mein Glück mir in ein Wort vereinte,
Das Wort verlor, das Wort nicht fand!

Es war ja hinter dieſen Scheiben
Als ich, am Abende darnach,
Das Wort, das ich verloren, ſuchte,
Verlor und ſucht' und fand und ſprach.
Sie waren's, die ich oft behauchte,
Und in den Hauch zwei Namen zog;
An die ich oft die Stirne lehnte,
Gefaltet oft die Hände bog.

Sie waren's, — meine Sinne ſchwindeln,
Und meine Lippen nennen's nicht!
Mir malt die Wonnen jener Tage
Nur manchmal noch ein Traumgeſicht.
Drum ſei gegrüßt, du liebes Fenſter,
Du bleibſt ein lichter Punct für mich;
Die Scenenfolge meines Lebens
Wär' unterbrochen ohne dich!

Und weilt' ich jahrelang dir ferne,
Und riefe mich mein Stern zurück,
Dir ſchenkt' ich, blind für alles andre,
Dir, Fenſter, meinen erſten Blick!
Und wär' auch längſt die Blum' entblättert,
Die hinter dir einſt aufgeglüht,
Mit doppelt heißen Thränen rief' ich,
Dich ſchauend: »Hier hat ſie geblüht!« —

Und brächʼ einſt dieſe Stadt zuſammen,
Und ſänkſt auch du in Schutt mit ihr,
Ich ſeufzt' an deinem Trümmergrabe
Mit Wehmuth noch: »Hier war es, hier!

»Hier war es, hier das liebe Fenſter,
»Das mir ſo wohl, ſo weh gethan!« —
Denn was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an!

IX.

Der letzte Mann.

In Lincoln saß ein düstrer Mann
Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
Und hoch vom Dome der Thürmer mit Macht
Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der düstre Mann zum Schrein,
Faßt eine bestaubte Flasche mit Wein,
Entkorkt sie, nimmt das Glas zur Hand
Und füllt es schweigend bis an den Rand.

Und wie er es langsam zum Munde führt,
Da fühlt er sich innigst bewegt und gerührt;
Man merkt es ihm ab am funkelnden Blick,
Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

»Vor fünfzig Jahren,« so denkt er, »da war's
»Wohl anders zur Stunde des sinkenden Jahr's;
»Da saßen wir unser zehn um den Tisch,
»Ein jeder lebendig, ein jeder frisch.

»Da klang es von Liedern so heiter und hell,
»Da sprang des Capwein's glühender Quell,
»Da lief durch die Runde das herzliche ‚Du',
»Da scholl viel tolles und kluges dazu.

»Und einer erhob ſich aus unſerer Zahl
»Und faßte begeiſtert den vollen Pocal.
»»Nein,«« rief er, »»bei Gott! ſo köſtlicher Wein
»»Soll nicht ſo ſchlechthin vertrunken ſein!««

»Und eine Flaſche faßt' er ſodann
»Und legt' ein feßelndes Siegel ihr an,
»Und hieß ſie von Handen zu Handen geh'n
»Und ließ ſie von Aller Augen beſeh'n.

»»Die Flaſche,«« rief er, »»ſo, wie ſie iſt,
»»Sie ſoll bewahrt ſein von dieſer Friſt,
»»Bewahrt, ob Blatt um Blatt auch fällt
»»Vom Kranze, der jetzt noch ſo wohl beſtellt.

»»Und wenn einſt nur mehr noch ein einziger lebt,
»»Und wieder das ſinkende Jahr entſchwebt,
»»Der hole ſchweigend ſodann aus dem Schrein
»»Hervor die verſiegelte Flaſche mit Wein;

»»Entſiegle ſie, nehme das Glas zur Hand
»»Und füll' es mit perlendem Weine zum Rand,
»»Und leer' es im ſtillgewordenen Haus
»»Wehmüthig auf's Wohl der geſchiedenen aus!«« —

»Und fünfzig Jahre ſind nun hinum,
»Hier ſitz' ich, der letzte, der einzige, ſtumm.
»Wohlauf! Dir, Bruder, ſei das gebracht:
»Du fielſt, ein beneideter, ſchön in der Schlacht! —

»Dir, Bruder, dieß: Im Meer iſt's kühl! —
»Dir — dieſes: Ein böſes Spiel iſt das Spiel! —

»Dir — dieſes, Bruder: Du glaubteſt mir nicht,
»Daß Liebe die Herzen wie Binſen bricht!

»Dir, Vielgeprüfter, — ein Lebehoch! —
»Auch dir: Schwer drückt wohl der Ehren Joch! —
»Auch dir: Nicht wahr, die peinlichſte Pein
»Iſt die, verkannt von den Liebſten zu ſein? —

»Auch dir: Man beneide den Dichter nicht;
»Des Herzens Grabmal iſt manch ein Gedicht! —
»Auch dir, du leichter, glücklicher Sinn:
»Du ſcherzteſt dich lächelnd in's Jenſeits hin! —«

So denkt ſich der Mann, leert Glas um Glas;
Die Augen umflort's ihm, er weiß nicht was: —
Es iſt doch ſchwer, aus frohem Verein
Der einzige — letzte Mann zu ſein!

Reiſegeſellſchaft.

Da fand ſich einſt zu mir ein Mann,
Er ſchloß ſich freundlich an mich an,
Er fuhr mit mir bei Tag und Nacht,
Hat nie die Zeit mir langgemacht.

Er war nicht einer, der viel ſpricht,
Doch mit der Mode hielt er's nicht;
Es drückt' ihm etwas, ſchien's, die Bruſt,
Vorüber war's mit ſeiner Luſt.

Man ſah es brennen klar in ihm
Und weiter glüh'n voll Ungeſtüm,
Und zu berechnen war es ſchier:
»Es brennt nicht lange mehr in dir!«

Wir ſtiegen ab in einem Haus
Und ruhten dort vom reiſen aus,
Und fanden dort ein ſchönes Kind,
Das uns geſchäftig wohl bedient.

Das ſchöne Kind war auch recht gut,
Ein unverdorbnes, frohes Blut; —
Oft ſah es mein Genoß ſich an
Und wurde weich und weicher dann.

Und als wir wieder aus dem Haus
Uns ſetzten in die Kutſch' hinaus,
Kommt auch die Dirn' an unſern Schlag
Und wünſcht uns, was man wünſchen mag.

Und mein Gefährt', — ich weiß nicht wie?
Kneipt plötzlich in die Wange ſie,
Und ſpricht ganz wunderbar geſinnt:
»Leb' wohl, leb' wohl, du gutes Kind!

»Und kommſt du in die Hauptſtadt einſt,
»Die du zu ſehen doch wohl meinſt,
»So komme doch (das rath' ich dir)
»Auch einmal auf Beſuch zu mir.« —

Das Kind wird roth, und weiß nicht gleich
Zu ſagen: »»Herr, wo ſind' ich Euch?«« —
»Kind,« ſpricht er, »träfſt du nirgend mich:
»Im Kirchhof bin ich ſicherlich.«

X.

Der Suchende.

Ein finſterer Pilger durchirrt den Wald,
Am Leibe noch jung, am Herzen alt:
Sein todtes Liebchen iſt Schuld daran,
Daß er nicht jung mehr ſcheinen kann.

Er geht, bleibt ſtehen, ſpricht ein Wort;
Setzt wieder ab, irrt wieder fort,
Schreit laut vor ſich hin, iſt wieder ſtill, —
Weiß ſelber, ſcheint es, nicht, was er will.

Zu Hauſe freut es ihn nimmermehr:
Sie ſucht ihn dort nimmer, das Haus iſt leer;
In keinem Schatten verlangt er zu ruh'n,
Sie ruht ihm ja nimmer zur Seite nun.

An keiner Blume findet er Luſt, —
Er kann ſie nicht ſtecken an ihre Bruſt;
Für keine Quelle hat er mehr Sinn,
Er ſieht ja ihr Bild nicht bei ſeinem darin.

Den eigenen Thränen iſt er feind:
Sie fragt ihn ja nimmer, warum er weint?
Sie fragt nicht mehr, gibt nicht mehr Beſcheid,
Bekümmert ſich nicht mehr um Freud' und um Leid. —

Und wie er irrt durch Steig und Steg,
Da tritt ihm ein greiſes Weib in den Weg,
Ein Weib, zwergartig, hager und alt,
Als wär' es das Schickſal in Menſchengeſtalt:

»Grüß Gott, mein Söhnlein, wohin denn ſo ſpät,
»Wann ſelbſt ſchon der Adler ſchlafen geht?
»Ein Kind von deiner Art und Geſtalt
»Gehört in die Welt und nicht in den Wald.

»Hielt dich der Vater, die Mutter zu ſtreng?
»Im Walde da iſt es ja eben ſo eng.
»Verlorſt du dein Gold und dein Geld in der Welt?
»Im Walde wächſt ja kein Gold und kein Geld.

»Wie? oder irrſt du, zu morden, im Wald?
»Gib Achtung: Räuber werden nicht alt.
»Wie? oder verlorſt du Richtung und Weg?
»Komm mit mir! Ich führ' dich den rechten Steg!« —

»»Nein, Mütterchen, nein, keine Mutter hat,
»»Kein Vater gemacht mich des Zwanges ſatt;
»»Ich wollt', ich hätt' noch ſo ſüßen Zwang,
»»Gern wollt' ich ihn tragen mein Leben lang!

»»Nein Mütterchen, nein, — nicht verlor ich mein Gold:
»»Nie war ich dem gleißenden Schimmer hold;
»»Nicht treib' ich mit Anderer Leben mein Spiel,
»»Es iſt mir ja meines ſchon, meines zu viel.

»»Nicht hab' ich des Weges verfehlt auf der Flucht,
»»Ich ſuche ja keinen, hab' keinen geſucht;

»»Ich will nicht aus, ich will nicht ein,
»»Ich will nur ſie, nur ſie allein!

»»Ich will nur ſie, ich ſuche nur ſie,
»»Das Kind nur ſuch' ich, das Gott mir verlieh;
»»Und wenn ich es finde, ſo führ' ich's nach Haus,
»»Und find' ich es nimmer, ſo iſt es aus!

»»Iſt aus mit mir, aus, Mütterchen, aus!
»»Dann brauch' ich nicht Weg, nicht Lager, nicht Haus,
»»Dann kann ich mein Haus ja überall ſeh'n,
»»Wo zwei Weiden auf einem Hügel ſteh'n!

»»Doch, Mütterchen, ſage mir, ſage mir an,
»»Ob ich ſie finde, und wo? und wann?«« — —
»Das will ich dir ſagen, das iſt mir bekannt,
»Nur ſieh' mir in's Auge, nur reich' mir die Hand!

»Du liebſt ein gutes, ein ſüßes Kind,
»Du biſt ihm mit Rechten ſo treu geſinnt;
»Drum wird es nicht ohne Mühe dein,
»Doch Muth! es wird ja ſo lange nicht ſein!

»Zwar wirſt du manchen Morgen und Tag
»Durch Thäler noch wandeln, durch Buſch und Hag;
»Wirſt manche Thränen noch weinen um ſie
»Vor mancher Capelle noch beugen dein Knie.

»Wirſt manch ein Sternlein noch kommen ſeh'n,
»Doch laß den Muth nicht untergeh'n:
»Eh wieder die Blätter fallen allhier,
»Haſt du ſie gefunden, — und biſt du bei ihr!« —

Der Jüngling gieng, — und manchen Tag
Durchirrt' er Thäler, Buſch und Hag,
Vergoß noch manche Thränen um ſie,
Und beugte vor mancher Capelle ſein Knie.

Manch Sternlein ſah er noch kommen und geh'n;
Doch wo die zwei Weiden am Hügel ſteh'n,
Wo die Blätter ſchon fallen für und für,
Da — fand er ſie endlich, da blieb er bei ihr.

Stille Freude.

Wenn ich oft mit ernſter Stirne
Mich aus eurem Kreiſe ſtehle,
Brüder, um allein zu ſein:
Glaubt nicht, daß ich einem zürne,
Oder daß mir etwas fehle; —
Ich bin oft nur gern allein.

O dann iſt ſo fern vom Grolle,
Dann iſt jedem ſanften Triebe
So befreundet meine Bruſt,
Daß mein Herz, das übervolle,
Sich ergießen möcht' in Liebe,
Und vergeh'n in ſüßer Luſt.

O dann malt ſich Fried' und Sehnen,
Wie ein blauer Himmelsſpiegel,
In der Seele ſtillem Meer;
Und Gefühle zieh'n gleich Schwänen,
Lüftend ihre weißen Flügel,
Ernſt und langſam drüber her.

Liebe, freundliche Geſtalten
Seh' ich wandeln allerwegen,
Und ich weiß nicht, wie mir iſt;

Denn mit zauberiſchem Walten
Treten Bilder mir entgegen,
Längſt gekannt und längſt vermiſſt.

Meiner Kindheit ſüße Träume,
Meiner Jugend ſel'ge Klagen
Leben vor mir wieder auf;
Früchte werden wieder Keime,
Und Beſcheide wieder Fragen,
Und ein Rückweg wird mein Lauf.

Alte Freuden fühl' ich wieder,
Wieder glüh'n mir alte Farben,
Altes Glück wird wieder neu;
Jahre weh'n wie Schleier nieder,
Auseinander fallen Garben,
Und mein Sommer wird zum Mai.

Aber — nun mit einem Male
Flieht das Bild vergangner Zeiten
Wie ein Schatten wieder hin,
Und im lichten Zauberſtrahle
Seh' ich Stund' auf Stund' entgleiten,
Und die Zukunft lockt den Sinn.

Und auch da erblick' ich Bilder,
Längſt vom Ahnen und vom Hoffen
Vor die Seele mir gemalt;
Und die Bilder werden milder,
Roſenauen ſeh' ich offen,
Und der Preis des Lebens ſtrahlt.

Gattenliebe, Vaterwonne,
Selbſterkennung, Lebensklarheit
Seh' ich ſproßen und gedeih'n;
Und der Dichtung beßre Sonne
Sträubt ſich nicht, der ernſten Wahrheit
Ihren heitren Strahl zu leih'n. —

Schweig' ich drum in eurem Kreiſe,
Deutet's nicht als Groll und Schmerzen,
Was aus meinem Schweigen ſpricht:
Es iſt ſo nur meine Weiſe,
Mir iſt dann recht wohl im Herzen,
Und nur ſagen kann ich's nicht.

XI.

Orgelluſt.

Ein Lied gar fromm und inniglich,
Das ‚Großer Gott, wir loben Dich!'
Zumal wenn recht mit hellem Sang
In ſchlichtem Kirchlein zum Orgelklang
Es ſingt die ganz kleine
Gemeine.

Das war dem Küſter Seelenluſt,
Schier ſprengen wollt' es ihm die Bruſt;
Allein die Orgel, verſtimmt und klein,
Mocht' ihm nie recht zu Willen ſein;
Er meint', er müße ſie zwingen
Zum klingen.

Doch macht' er's noch ſo gut und fein,
Die Orgel blieb verſtimmt und klein;
Den Klang, den's in der Bruſt ihm gab,
Er zwang ihn den Pfeifen doch nicht ab;
Das mocht' ihn wohl im Herzen
Oft ſchmerzen.

So ſchlug er die Orgel Jahre lang
Im Widerſtreit von Gefühl und Klang,

Durch das, was innen ihm tönte, beseelt,
Durch das, was außen ihn höhnte, gequält,
Sonntäglich unter Freuden
Und Leiden.

»Ha, welche Wonne muß das sein,
»In vollen Accorden, kräftig und rein,
»Ausströmen zu laßen der Töne Meer,
»Und mit gehorchenden Tasten ein Heer
»Von unsichtbaren Geistern
»Zu meistern!

»Nur einmal auf einer Orgel, gebaut
»Von Künstlerhand, volltönig und laut,
»Und rein und schwellend und stark und mild,
»Zu spielen, wie's in mir tönt und spielt,
»Dieß Glück laß, o Gott, mich erwerben,
»Dann — sterben!«

Und sammeln geht er von Thor zu Thor,
Und malt's so beweglich den Leuten vor,
Und bittet so dringend und dankt so warm,
Die kleine Gemein' ist aber so arm,
Und was er gewinnt alljährlich,
Nur spärlich.

Doch viele Tropfen füllen ein Glas;
So füllt nach Jahren sich auch sein Maß.

Wie trägt er den mühſam erkämpften Gewinn
So freudig zum Orgelbauer hin,
Wie zählt er mit bangem Pochen
Die Wochen!

Doch ehe das Werk noch vollendet ſteht,
Da hat es ihn plötzlich wie angeweht!
Allmählich fallen die Wangen ihm ein,
Erloſchen iſt ſeiner Augen Schein,
Kalt rieſelt's ihm oft die Glieder
Hernieder.

Gebrochen liegt der traurige Mann —
»Die Orgel und kam ſie denn noch nicht an?« —
Und eines Sonntag's als er erwacht,
Da heißt es: »Der Meiſter hat ſie gebracht,
»Im Chore ſteht ſie ſchon, mächtig
»Und prächtig!« —

»Die Orgel?« — ruft er, und rafft ſich empor, —
»Hinauf! O führt mich hinauf in's Chor!
»Sonntag iſt heut', die Orgel iſt da, —
»Der Augenblick meines Glück's iſt nah:
»So ließ mich's Gott doch erwerben
»Vorm Sterben!«

Der bleiche Küſter wankt in's Geſtühl,
Da blitzt in den Augen ihm Jugendgefühl,

Da zuckt es durch ſeine Finger mit Macht,
Sein ganzes Weſen iſt nochmal erwacht;
Wie läßt er die Orgel tönen
Und dröhnen!

Wie lieblich ſingt die Gemeine dazu,
Indes er ſpielt und horcht voll Ruh'! —
Da ſtarrte ſein Arm, ſein Auge brach,
Die Taſten klangen noch lange nach;
Gott gönnt' es ihm, zu ſcheiden —
In Freuden.

Empfinden und Dichten.

Vor einem Claviere ſitz' ich,
Es iſt beſaitet wohl;
Doch wie ich die Saiten berühre,
Da klingen ſie leer und hohl.

Ich fühl' es im Gehöre,
Ich hör' es im Gefühl,
Im Herzen könnt' ich es greifen,
Doch nicht im Saitenſpiel.

Zur Hand nun nehm' ich die Geige,
Vom wälſchen Meiſter gemacht,
Sie hat unter Künſtlers Händen
Schon manchen zu Thränen gebracht.

Doch wie ich den Bogen ziehe,
Mit ſelbſtbewußtem Stolz,
Da werden die Saiten — zu Därmen,
Da wird die Geige — zu Holz.

Und eine Flöte, die nächſte
Verwandte des Menſchenton's,
Setz' ich voll Haſt an die Lippen,
Gewärtig des klingenden Lohn's.

Ich geb' ihr herzliche Seufzer,
Und Miſsklang gibt ſie dafür,
Als höhnt' ihr widriges Pfeifen
Das warme Gefühl in mir.

Da flücht' ich zu dir, o Feder!
Du triffſt die gegebene Spur,
Als Schatten des ſchnellen Gedankens,
Als Zeiger der Seelenuhr.

Da flücht' ich zu dir, und ſetze
Dich hoffend auf's freundliche Blatt;
Du aber ſtehſt und trotzeſt,
Als wärſt du des Dienſtes ſatt.

Du ſtehſt — und prägſt, wie Flügel
Und Geig' und Flöte mir ein:
Wie doch Empfinden und Dichten
So ganz verſchieden ſei'n.

XII.

Der Vogelſteller und der Förſter.

In den alten Forſt, den vogelreichen,
Wo die Sänger all', die großen, kleinen,
Sich im Saal von Birk' und Föhr' und Eichen
Zum volksthümlichen Concert vereinen,
Gieng der Vogelſteller früh am Morgen
Mit Lockvögeln im verhängten Bauer,
Und mit Garn und Spindel, um verborgen
Sich in's Grün zu legen auf die Lauer.

Still noch war es, nur des Thau's Geriesel
Hörte man, wenn Luft das Laub bewegte,
Oder leiſes Raſcheln, wenn ein Wieſel
Unter'm dichten Brombeerſtrauch ſich regte;
Oder eines Eichhorn's knabbernd Kriſpeln,
Oder eines Holzwurm's dumpfes Nagen,
Bis die Wipfel durch geſchwätzig Liſpeln
Kündeten: es ſei nicht fern vom tagen.

Und ſchon fieng der Nebel an zu ſtreichen,
Und der Baumbart weht' im Wind gleich Flören,
Und es ſchütteln ſich erwacht die Eichen,
Und es ſtrecken kniſternd ſich die Föhren.

Und zuhöchſt von knot'ger Birke nieder
Tönt ein ſchriller Pfiff, von fern ein zweiter,
Jetzt ein fragend Zwitſchern hin und wieder,
Und ſo geht's wie eine Loſung weiter.

Selbſt die Vöglein im verhängten Bauer
Fühlen, daß es draußen tagt, und ſingen,
Und der Vogelſteller auf der Lauer
Legt nun Hand an Spindel und an Schlingen;
Und die eingekerkerten Verräther
Stellt er unter Eich' und Föhr' und Birke,
Daß ſie ihr Geſchlecht aus freiem Aether
Niederlocken in des Trug's Bezirke.

Und ſchon hüpft's und flattert's neubegierig
Hier und dort hernieder von den Aeſten,
Langſam erſt und fern, bald nah und rührig,
Leckrer Imbiß winkt den muntren Gäſten. —
»Nur herab zur Tafel, ſchneller, ſchneller!
»So, — ein Druck, — nun ſeid ihr meine Beute!«
Höhniſch lachend ruft's der Vogelſteller,
Sieh — da ſteht der Förſter ihm zur Seite.

»Halt,« ſo ſpricht er grimm, »du Waldentweiher,
»Du Beleid'ger meiner Reichsinſaßen!
»Unter freien will ich ſteh'n, ein freier,
»Sclavenjäger, willſt du frei ſie laſſen?
»Vogelfang iſt hier verpönt mit Rechten:
»Darum auf das Garn! Hinweg die Spindel!
»Meine Sänger ſollſt du mir nicht knechten,
»Geh' mit deinem luftigen Geſindel! —

»Aber nein! auch ſie, die armen Sklaven,
»Die nur du zu ſolchem Dienſt gezwungen,
»Sie auch ſollſt du mir nicht länger ſtrafen, —
»Offen iſt's: — heraus, heraus, ihr Jungen!
»Nicht umſonſt verlieh euch Gott die Flügel
»Und den freien Klang der frommen Seelen;
»Schwingt euch wieder über Thal und Hügel,
»Und entweiht nicht eure reinen Kehlen.

»Da iſt euer Reich in Gottes Saale,
»Nicht dort drin im dumpfen Stubenqualme!
»Nicht wahr, das thut wohl im Sonnenſtrahle?
»Ja, — das freie Lied nur wird zum Pſalme!« —
Und ſo öffnet er die Bauer alle,
Bis der Vögel letzter ausgeflogen. —
»So — jetzt geh und lern' aus ihrem Schalle,
»Was es heißt: um Freiheit ſein betrogen!« —

Jener geht, obwohl mit leeren Bauern,
Ruhig fort, als gieng' er eben gerne;
Immer ſieht er noch den Förſter lauern,
Plötzlich hält er an und ruft von ferne:
»Nicht wahr, Freund, hier ſcheiden ſich die Raine,
»Und Ihr dürft mich jenſeits nicht mehr greifen?« —
Jener nickt, — da ſetzt ſich der am Steine
Ruhig hin, und hebt nun an zu pfeifen.

Sieh — und plötzlich flattert's zu ihm nieder,
Seine Vögel ſind's, die wohlerzognen;
Alle kehren ſie gehorſam wieder,
Keiner fehlt von all' den weggeflognen;

In die offnen Bauer hüpfen alle,
Gleich als wären ſie zu Hauſe drinnen,
Und umtönt von ihrer Lieder Schalle
Geht der Vogelſteller ſtolz von hinnen.

Und der Förſter ſieht's und ruft empöret:
»Geh, und nimm ſie mit, ich fühl's mit Grollen,
»Daß die Freiheit nicht für die gehöret,
»Welche ſelber nimmer frei ſein wollen!
»Wie das klingt und ſchallt im Sonnenlichte,
»Wie das hüpft und fliegt in lauen Strahlen! —
»Schlecht nur hätten ſo ſervile Wichte
»Da gepaſſt zu meinen Liberalen!« —

Entſchuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzuſingen in dein warmes Herz,
Du fragſt mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragſt, ich fühl's, mich aus beſorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muſe Stapelplätzen
So ſelten käm' ein Liedchen abzuſetzen!

Wie ſoll ich ganz dir meinen Dank beweiſen,
Nicht daß du mich entbehrſt, nein, mich nur nennſt?
Wie aber kann ich gnug dich glücklich preiſen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennſt?
Nicht kennſt die Mächte, welche kalt und nüchtern
Den lauteſten der Sänger ſelbſt verſchüchtern?

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder,
Ich tauche ſie noch oft in's Herzblut ein;
Wohl mancher merkt mir's ab, doch nicht ein jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von jedem ſein;
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen ſie: den lieben Tag beſtehlen.

*

Darf ich doch ſelber Ihr es kaum geſtehen,
Die Lied des Herzens, Herz des Lied's mir iſt. —
»Sie werden lächeln,« meint Sie, »und dich ſchmähen,
»Daß du nur *eines* Namens Herold biſt!
»Mach etwas tücht'ges: Dramen und Geſchichten;
»Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten?« —

Doch ſei's, ich bleibe drum nicht müßig Lieder!
Oft wird die Bruſt mir ganz beſonders voll;
Dann dehnt ſie ſich und geht in Liedern über,
Und ſchmelzt mir wider Willen Gram und Groll.
Dann mag ein andrer ſitzen und ſich faßen,
Wer einmal nachgab, kann es nimmer laßen.

Des Lied's Gewohnheit läßt ſich nicht entwöhnen,
Man will's auch nicht, weil ſie ſo ſelig macht;
Sie kann ermuth'gen, tröſten und verſöhnen,
Und koſtet nichts, als höchſtens eine Nacht.
Iſt's beßer nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie wach am Pult, doch ſchöner, zu verträumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine beßre Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenſpiele,
Mit dieſer ſelbſtgefäll'gen Eitelkeit;
Wer wird nach Herzen in Journalen ſchauen?
Man lieſt ſie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefſten Herzen
In einer Stunde ſeltnen Glückes quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmſten Liebe reinſten Jubelzoll;

Ja gib, was, wenn's Anakreon geſungen,
Durch Menſchenalter hätte fortgeklungen; —

Sie werden ſitzen um den Tiſch beim Glaſe,
Das Zeitblatt faßen ſie mit krampf'ger Hand,
Durchblättern's, rümpfen die bebrillte Naſe,
Was unverſtänd'ges murmelnd von Verſtand,
Bis ſie zum Schluß nach mancher Phraſ' und Note
Ein Wortſpiel machen, oder eine — Zote.

Wer, lieber Freund, erfaßt von dieſem Bilde,
Zerbräche nicht die Schranken der Geduld?
Es iſt das Herz mit ſeiner Kraft und Milde,
Um deſſen Gunſt die ſcheue Muſe buhlt;
Wo ſie bemerkt, man will ſie nicht verſtehen,
Da wird ſie roth und wendet ſich zum gehen.

Sprich, träteſt du, die junge Braut am Arme,
Wohl gern in einer Schenke Lärm und Dampf?
Und koſtet' es, umtobt vom lauten Schwarme,
Mit ihr zu tändeln, dir nicht ſchweren Kampf?
Ja, überſtrömte bei dem tollen Schalle
Dir nicht vor Unbehaglichkeit die Galle?

Nein, willſt du ſchwärmen mit der Treuerkornen,
So thu's in trauter, ſtiller Einſamkeit:
Der Stunden ſüßeſte ſind die verlornen,
Die man der theuren fern von Lauſchern weiht!
Man mag davon aufreden, wie im Traume,
Doch nicht es ausſchrei'n in unheil'gem Raume!

Fünfte Lese.

Ich weiß nicht, was es ſoll bedeuten,
Es iſt mir wahrlich ſelbſt nicht lieb:
Denn ſtimm' ich noch ſo hell die Saiten,
So klingen ſie zuletzt doch — trüb!

I.

Die Warnung.

Ein Jüngling ſaß mit düſtren Mienen
In grüner Gräber Mitte da,
Als wär' er heimiſch unter ihnen,
Und kein Gedank' als Tod ihm nah.

So war's auch, und mit ſchnödem Lächeln
Senkt' er ſein Haupt zur Erd' hinab,
Als wünſcht' er, daß des Weſtes Fächeln
Schon hinzög' über ſeinem Grab.

Iſt er denn krank? — Noch färbt ja Leben
Sein zartgeröthet Wangenpaar.
Doch ſeine Krankheit iſt ſein Streben:
Denn was er will, iſt ihm nicht klar.

Er könnte froh ſein, und will trauern,
Er könnte lieben — ach! und haßt,
Er muß die ſchöne Welt bedauern,
Und lächelt mancher Schmerzenslaſt.

Er ſchilt gering, was er verloren,
Und härmt ſich über eitlen Tand;

Zum Leide klagt er ſich geboren,
Und zürnt, daß er kein Leid noch fand.

Der Gute dünkt ihm zu viel Engel,
Der Sünder zu viel Teufel ihm,
So ſchmäht auf Tugenden und Mängel
Sein Herz mit gleichem Ungeſtüm.

Was alſo will er? — Sterben, ſterben,
Verlaßen dieſe Welt voll Schein,
Im Tode Ruhe ſich erwerben,
Und nicht ſein, um beglückt zu ſein.

»O komm,« ſo ruft er, »komm, du größter
»Von allen Engeln Gottes, komm!
»Löſch' aus ein Licht, du ſtiller Tröſter,
»Das nur ſich ſelbſt zur Qual entglomm!« —

Da ſchallt ein gräßlich gellend Lachen
Den Friedhof ſchauerlich entlang,
Und dumpfe Geiſterkläng' erwachen,
Wie weit entfernter Grabgeſang.

Und fieberhafter Schauer zittert
Durch flüſternd Fliederlaub heran,
Und fahl, wie wenn's von fern gewittert,
Färbt mattes Licht den Gräberplan.

Und eine Hand wie Eis erhebet
Von rückwärts ſanft des Jünglings Kinn;
Er dreht, von wildem Schreck durchbebet,
Starr nach der Hand das Antlitz hin.

Und wie er aufblickt, glotzt von oben,
Wie Glühwurmſchein auf einem Grab,
Gigantiſch über ihn erhoben,
Ein grinſend Beingeſicht herab.

Und aus dem offnen Knochenmunde
Wie Vampyrlaut aus dumpfer Gruft,
Hallt's, mit dem Schlag der Geiſterſtunde,
Hohnlachend durch die ſchwüle Luft:

»Thor, ſieh, da bin ich, den du rufeſt!
»Warum knickt deine Mannheit ein?
»Ich bin's, der Engel, denn du ſchufeſt, — —
»Doch ruhig, — mich verlangt nicht dein!

»Ich bin kein Sklave, der erſcheinet,
»Wenn tolle Laun' es herrſchend will;
»Gebannt nicht, noch herangeweinet,
»Wann's mir geboten, komm' ich ſtill.

»Dahier in meiner Bruſt von Knochen,
»Da ſteht's geſchrieben unſichtbar:
»Was von mir ſein ſoll abgebrochen,
»Und was verſchont von Jahr zu Jahr.

»Und wie's nicht Winter iſt zu nennen,
»Wenn Blumen knickt der Senſe Schnitt,
»Kann ich's als mein Werk nicht erkennen,
»Wenn mich der Menſch bei ſich vertritt.

»Du, Fant, willſt reif ſein ſchon zum Tode,
»Schon reif ſein jetzt, unſel'ger Thor?

»Wie manche Lebensperiode
»Steht, eh du reifſt, dir noch bevor!

»Glaubſt du, weil ich oft Kinder mähe,
»Weil ich oft Länder leer' im Flug,
»Der tolle Wunſch nach meiner Nähe
»Geb' auch auf mich ſchon Recht genug?

»Du mußt mich lebend erſt verdienen,
»Mit Leid und Luſt, mit Freud' und Pein;
»Ich bin kein Knecht trübſel'ger Mienen,
»Erkauft, erfröhnet will ich ſein!

»Du mußt noch irren, mußt noch kämpfen,
»Noch keuchen unterm Erdenjoch,
»Mußt Wünſche zügeln, Lüſte dämpfen,
»Mußt lieben und mußt haßen noch.

»Mußt kennen lernen die Dämonen,
»Die licht und ſchwarz durch's Leben geh'n,
»Mußt lang nach beßren Regionen
»Mit ungeſtillter Sehnſucht ſeh'n.

»Und wenn du erſt geliebt das Leben,
»Und ſeinen tiefen Sinn erfaßt,
»Dann komm' ich, dir die Hand zu geben,
»Dann hol' ich dich als würd'gen Gaſt!«

So ſcholl's, da war der Spuk zerſtoben,
Und reglos lag der Jüngling dort;
Erſt als der Morgen ſich erhoben,
Schlich er vom Friedhof ſinnend fort.

Doch bleich blieb ſein Geſicht, als habe
Vom Lenzroth es nicht viel verſpürt; —
Das kam von jener Hand am Grabe,
Die warnend ihm das Kinn berührt.

Selbſt iſt der Mann.

In deinem tiefſten Herzen
Beſtelle dir dein Haus,
Dort breite deine Schmerzen
Und deine Freuden aus;
Dort kann kein Spott dich äffen,
Dort kann kein Neid dich treffen,
Dort ruf': Juhe! und Ach!
Ob Frieden drinnen hauſe,
Ob Hader drinnen brauſe, —
Was fragt die Welt darnach?

Wenn dir ein Freund geworden,
Der treu dein Leben ſchützt,
Und wenn auch keinen Orden,
Doch wohl ein Herz beſitzt,
Laß ja nicht laut es werden:
Die Freundſchaft ward auf Erden
Zum Märchen ſchaal und flach;
Bleib ihm zu allen Stunden
Im Leben treu verbunden, —
Was fragt die Welt darnach?

Nahm Liebe dich gefangen,
So gib dich gläubig hin;
Du haſt noch rothe Wangen,
Du haſt noch friſchen Sinn;

Doch zeige nicht dem Volke
Der Stirne düstre Wolke,
Sonst nennt das Volk dich schwach;
Das mag für deine Augen
Und noch zwei andre taugen, —
Was fragt die Welt darnach?

Schriebst du ein Liedchen fertig,
Das dich vom Herzen freut,
Hast, Mitgefühl's gewärtig,
Du's in die Welt gestreut,
O hoffe nicht viel Rosen
Von so viel Seelenlosen,
Ihr Acker liegt zu brach;
War's dir zum Trost gesungen,
So ist es nicht verklungen, —
Was fragt die Welt darnach?

Thu' alles Gott zu Liebe,
Nicht um den Dank der Welt,
Und wenn dir nichts auch bliebe
So bist du wohl bestellt!
Und geht es einst zu Ende,
So falte fromm die Hände,
Nicht aller Trost erblich;
Denn sollt' auch keiner klagen,
Und niemand nach dir fragen,
Dein Gott fragt doch um dich!

II.

Der gejagte Jäger.

Das geht durch Dorn und Ranke, durch Wald und Schlucht in Haſt, —
Du junger Alpenjäger, ſo gönne dir doch Raſt!
Das Wetter iſt nicht günſtig, was klimmſt du denn empor?
Meinſt du, die Gemſen machen ſich dir zulieb hervor?

Dem jungen Jäger aber liegt nicht die Jagd im Sinn,
Er ſtarrt mit trüben Augen gar ſeltſam vor ſich hin,
Er ſchlendert an den Klüften, wovor ſelbſt Jägern grauſt,
Ganz ſchwindellos vorüber, ſein Stutzrohr in der Fauſt.

Den Aar in hohen Lüften, ſonſt ein willkommen Ziel,
Er läßt ihn ruhig kreiſen, — es gilt ein andres Spiel;
Heut iſt nicht er der Jäger, heut wird er ſelbſt gejagt,
Gejagt von Kupp' auf Kuppe, bis ihm die Kraft verſagt.

Die Jäger ſind die Schwüre, die ihm die Sennin ſchwor,
Die Jäger ſind die Stunden, die er an ſie verlor,
Die Jäger ſind die Küſſe, die ſie nicht ihm vermeint,
Die Jäger ſind die Thränen, die ſie nicht ihm geweint.

Ein luſtig Jägervölkchen, für einen Leu genug!
Sie hetzen ihn verſpottend bis vor zum letzten Bug,
Zum Rand, wo kein Entkommen, wo kein Beſinnen gilt, —
Da ſteht er nun, umzingelt, ein mattes, armes Wild.

Was kümmert ihn die Wolke, die faſt ſein Haupt berührt,
Was kümmert ihn das Wetter, das ſie mit ſich geführt,
Ihr Praſſeln und ihr Sauſen und ihrer Blitze Strahl?
Sein Auge ſtarrt hinunter, hinunter nur in's Thal.

Dort ſteht ſie noch die Hütte, das Fenſter glänzt noch dort,
Das klirrte manchem Pochen, das lauſchte manchem Wort;
Das Pochen war vergebens, das Wort war leere Spreu, —
Er hat die Treu' gehalten, doch ſie vergaß der Treu'.

Jetzt regt ſich was vorm Hüttchen, — ſie iſt's, — ſie muß es ſein, —
Da hüllt der Nebel ſinkend ihm Thal und Hüttchen ein,
Da faßt er wild die Büchſe, drückt feſt an's Herz den Lauf:
»Glück auf, beglückter Freier! Herzliebchen, ſchau' herauf!«

Und plötzlich ſenkt die Wolke ſich berſtend niederwärts,
Ein Strahl, — der Jäger taumelt, — der Strahl fuhr ihm durch's Herz. —
So fanden ihn die Jäger verſengt vom Flammenkuſs;
Des Himmels Blitz erſparte dem einen böſen Schuß.

Fiſchers Abendlied.

Da drüben am Ufer
Da ſtehet ein Haus,
Da blickt oft zum Fenſter
Ein Mägdlein heraus.
Das nickt mir vom weiten
Gar innigen Gruß,
Dem ſchick' ich manch Küſschen hin
Ueber den Fluß.

Schon tönt von den Bergen
Das Abendgeläut, —
O Mägdlein im Hauſe,
Wo weilſt du denn heut?
So bleibt denn vergebens
Mein Schau'n und mein Gruß?
Vergebens mein ‚Gute Nacht'
Ueber den Fluß?

Und biſt du auch ferne,
So weiß ich es doch,
Du denkſt vorm Entſchlummern
Des Fernen auch noch,

Und träumſt dich an's Ufer,
Und ſchickſt mir zum Gruß
Der Träum' allerlieblichſten
Ueber den Fluß!

Bald, bald wird das Glöcklein
Dir läuten in's Haus;
Dann ſchmück' ich den Hut mir
Mit Band und mit Strauß,
Und ſpring' in den Nachen
Mit jauchzendem Gruß,
Und hol' als mein Bräutchen dich
Ueber den Fluß!

III.

Der todte Soldat.

The most precious tears are those, with which Heaven bedews the unburied head of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergeßner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: »Gewiss, er ist todt!«

Da ſitzt eine weinende Mutter,
Und ſchluchzet laut: »Gott helf'!
»Er hat ſich angemeldet:
»Die Uhr blieb ſteh'n um Elf!«

Da ſtarrt ein blaſſes Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
»Und iſt er dahin und geſtorben,
»Meinem Herzen ſtirbt er nicht!« —

Drei Augenpaare ſchicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raſchen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Hagelſchlag.

Vor dem Felde ſteht der Landmann
Mit gekreuzten Armen da:
»Ach wie ſchön noch heute morgens,
»Reicher Segen, fern und nah;

»Grün und fett die jungen Halme,
»Hoffnungsreich, ein Augentroſt,
»Bis der Mittag kam, der ſchwüle,
»Bis der Hagelſchlag getoſt!

»All' die Halme nun erſchlagen,
»All' die Hoffnungen nun Staub,
»Und ein ganzes Jahr voll Sorgen
»Einer Viertelſtunde Raub!

»Und da ſoll der Menſch nicht hadern,
»Soll nicht weinend ſteh'n, wie ich?
»Soll nicht Schweiß und Fleiß verſchwören,
»Schickſal, grollen nicht auf dich?!« —

— Und zum Landmann trat ein Pilger,
Der ihn alſo hört' und ſah:
»Sprich, du, deſſen Saat zerſchlagen,
»Sprich, wie meinſt du, ſteh' ich da? —

»Tauſend Saaten, wie die deinen,
»Lang erwarteter Ertrag,
»Freilich nur geſät im Herzen,
»Traf mir ſchon der Hagelſchlag.

»Saat iſt Pflicht, doch Glück iſt Ernte;
»Tauſend Saaten ohne Glück!
»Armer, auf den ärmren richte
»Deinen thränenfeuchten Blick!« —

Und der Landmann hört den Pilger,
Zieht ein lächelnd Spottgeſicht;
Weil er nicht die Saat kann ſehen,
Glaubt er an den Hagel nicht.

IV.

Nach einem Jahre.

Vorm offnen Schranke ſteht die junge Frau,
In ihrem Auge ſchimmert ſüßer Thau.

Welch bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, Bänder, ſeidne Flitterzier! —

Wo iſt das Kindchen, das ſie ſchmücken will? —
Noch ſchläft es unterm Mutterherzen ſtill.

Allein die Mutter ſieht es ſchon vor ſich,
Das holde Püppchen zart und inniglich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Sich Köpfchen, Leib und Füßchen ſchon hinein.

Sie ſchmückt's im Geiſt mit Band und Flitter aus,
Wie ihres Lebens ſchönſten Blütenſtrauß.

Und was erſt Traum, bald iſt es Wirklichkeit:
O Mutterſchaft, du ſüße Maienzeit!

Doch jede Maienwonn' iſt wandelbar,
Und vieles ändern kann — ein kurzes Jahr. —

Vorm offnen Schranke ſteht die blaſſe Frau,
In ihrem Auge ſchimmert herber Thau.

Welch bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, — doch nicht Band, nicht Flitterzier.

Wo iſt das Kindchen, das ſie ſchmücken will? —
Ach Gott! das ſchläft ſchon in der Erde ſtill.

Allein die Mutter ſieht es noch vor ſich,
Das arme Würmchen, wie es leiſ' erblich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Noch Köpfchen, Leib und Füße ſich hinein.

Nur Band und Flitterzier ſind nicht mehr da: —
Mit dieſen ſchmückte ſie den Sarg ihm ja.

Vorbereitung.

Wenn ſo mit allen ſeinen Schauern
Der Winter ſauſt durch Feld und Hain,
Wenn Ströme ſtocken, Bäume trauern,
Es iſt ein freudlos ödes Sein.

So ganz verwandelt, kaum zu kennen
Die rings entblütete Natur,
Das Leben — Leben kaum zu nennen,
Auf Erden — kaum der Erde Spur.

Und alle Farben — wie zerronnen
In todtes Weiß, in mattes Grau,
Die Sonn' — in Nebel eingeſponnen,
Nicht Wärme, nicht Geſang, nicht Thau.

Wenn das auf einmal ſo geſchähe,
Unvorbereitet, über Nacht,
So daß man todt am Morgen ſähe,
Was abends lebhaft noch gelacht;

Wenn's plötzlich aus den Wolkenſchichten
Hereinbräch' über Lenz und Licht; —
Ein Anblick wär' es zum Vernichten,
Die Menſchen überlebten's nicht.

So aber iſt's ein leiſ' Entfärben,
Ein langſam Welken und Vergeh'n,
Ein gnädig Mahnen an das Sterben,
Das wir in tauſend Bildern ſeh'n.

Da ſinken reif die goldnen Ähren,
Da tropft vom Baum die volle Frucht,
Da weint der Himmel kühlre Zähren,
Da jagt das Laub in ſchnellrer Flucht.

Da zieh'n die Vögel nach dem Süden,
Und Farb' um Farbe wird verwiſcht,
Bis in allmählichem Ermüden
Zuletzt das Leben ſtill erliſcht.

Das iſt des Himmels gnäd'ge Leitung,
Er ſtürmt nicht wild und grauſam drein,
Er weiht durch leiſe Vorbereitung
Das Herz zu jedem bittren ein.

Er ſprengt uns einzeln Wermuthstropfen,
Eh' er den Strom der Leiden ſchickt;
Er läßt zum Spiel die Pulſe klopfen,
Eh' er den Dolch der Prüfung zückt.

Er macht die Lippen lebensſatter,
Bis ſie des Kelches faſt verdrießt;
Er macht das Aug' uns matt und matter,
Bis es zuletzt ſich gerne ſchließt.

V.

Der Skalde.

»Muß ich's denn immer hören, wohin mein Fuß auch eilt,
»Wie sich in's Lob der Dänen der Skalde mit mir theilt?
»Wo meinen Namen sie nennen, dort nennen sie seinen auch,
»Sie jubeln ihm entgegen, wie's gegen Uns der Brauch.

»Ich leite von den Asen mein unentweiht Geblüt;
»Was ist der Skald'? Ein Dichter, hat nichts als sein Gemüth! —
»Ich strecke den goldnen Scepter hinaus bis in die Flut;
»Sein Reich ist seine Laute, — was er ersingt, sein Gut.

»Ich mag's nicht länger dulden, daß man ihn mir gesellt,
»Ein toller Mißbrauch ist es der kindgewordnen Welt!
»Entweder soll er schweigen, — wo nicht, so lehr' er's mich;
»Ich will's den Leuten zeigen, kann er's, so kann's auch — ich!«

Der König Frotho ruft es, der Skalde naht dem Thron,
So stolz und so bescheiden, ein echter Liedersohn.
Zum Lied die Laute stimmend, wie Sängerbrauch es ist,
Begrüßt er seinen König, der lang und ernst ihn mißt.

»Du also bist der Meister, den ich beneiden muß,
»Der alles mit mir theilet, der Dänen Gunst und Gruß?
»Ich aber sag' dir, Skalde, stell' du dein Singen ein,
»Was mir allein gebühret, das fordr' ich auch allein!« —

»Herr,« ſpricht der Skalde ruhig, »ich beuge mich vor dir;
»Doch, wann ich lebe, zu ſchweigen, das, Herr, ſteht nicht bei mir!
»Du kannſt mit dem Pfeil wohl ſchießen den Vogel aus hoher Luft,
»Doch, wann er lebt, nicht hindern ſein Lied, wenn der Lenz ihm ruft.

»Und wenn der Vogel blutend zu deinen Füßen ſinkt,
»Du kannſt es auch nicht wehren, daß manche Thrän' ihm blinkt;
»Kannſt nicht ſein Lied verbannen aus jedes Menſchen Ohr:
»Man ſchätzt das Schöne noch höher, ſobald man es verlor!« —

Nachdenkend hört es Frotho. — »Es mag ſo,« ſpricht er, »ſein;
»Will dir dein Singen gönnen, nur ſollſt du's nicht allein!
»Zuvorthun ſoll mir's keiner; der, den man rühmt, ſei — ich,
»Im Liede, wie im Kampfe! Drum komm und lehr' es — mich!«

Faſt muß der Skalde lächeln, er ſchickt getroſt ſich an;
Bald lernte Frotho fühlen, daß er's nicht lernen kann.
Und immer lauter ſchallen, wie Hohn, aus des Volkes Chor
Des Skalden mächtige Lieder in ſeine Burg empor.

»Ha, Bube,« ruft er wüthend, — »Neid iſt es, Neid von dir,
»Du willſt es mich nicht lehren, — nimm hier den Lohn dafür!« —
Er ſtößt ihm den Dolch in's Leben, des Skalden Auge bricht: —
Er konnte den Dichter tödten, doch dichten konnt' er — nicht.

Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch andre Waffen gibt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leih'n ihm selbst im Sklavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der alles niedre von sich weist,
Gekehrt zum höchsten hin;
Der, wenn des Schicksals Druck ihn presst,
Ein Fels, entgegenstarrt,
Nicht haarbreit von dem rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch eine Waff' — ist sein Gefühl
Sein volles, warmes Herz,
Verschloßen eitlem Thränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz.

Das echter Freude gern ſich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und ſelbſt für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergibt.

Solch eine Waff' — es iſt ſein Wort,
Das Echo ſeines Sinn's,
Ein feſtes Schloß, ein ſichrer Hort,
Kein Spielball des Gewinn's.
Zur rechten Stund' am rechten Platz
Da hält es ehern ſtand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und beßrer Zukunft Pfand.

Das ſind die Waffen, die der Mann
Zu führen wißen ſoll,
Mit dieſen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeſchüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einſt mit ſich in das Grab!

VI.

Kunst und Natur.

(1564.)

»Auf, Improvisatore! Welch Gesicht
Für einen Dichter? Schämt Ihr Euch denn nicht?
Was soll die flaue Regenwettermiene?
Was soll im Arm die stumme Mandoline,
Bei so viel Lenzesklang und Lenzeslicht?
Vom Blütenbaum soll's Euch Sonette regnen,
Euch soll der Bach, der unter Ulmen rauscht,
Als eine süß'ge Elegie begegnen;
Die Sonne, die durch's Laub verstohlen lauscht,
Mit Liederscherz Anakreon's Euch segnen;
Der Vogel, der sich sonnt im Frühlingsschein,
Euch eine leibgewordne Hymne sein,
Und was da webt im Himmel und auf Erden
Euch zur Ottav' und zur Canzone werden!«

Zu Sylvio Antoniano spricht's
Die Herzogin, huldlächelnden Gesicht's.
Doch was ein Lächeln ist um ihren Mund,
Thut bald bei jenen, welche sie umgeben,
Als hämisch Flistern und als Spott sich kund,
Berechnet nicht, des Dichters Muth zu heben,
Nein, zu bewitzeln seines Schweigens Grund.

Und halb ermuntert durch den Scherz der Huld,
Und halb durch Spott gereizt zur Ungeduld,
Verneigt der Dichter sich und spricht bescheiden:
»Erhabne Herrin, fühlend meine Schuld,
»Muß ich den Dornstich, wie die Bolzen leiden;
»Doch ist's nun einmal Dichter-Mißgeschick:
»Denn unser Meister ist der Augenblick.
»Versetzet uns in einen Hain der Feen,
»Wo Balsamdüfte sinnbezaubernd wehen,
»Wo goldnes Licht von allen Zweigen träuft,
»Wo Nektarfrucht an allen Aesten reift,
»Wo auf der schönsten Blumen Glanzgewimmel
»Herniederlacht ein blaukrystallner Himmel,
»Wo Nymphen sich im Reigen flieh'n und haschen,
»Wo Sphärenmelodien uns überraschen,
»Wo alles rings, was Aug' und Ohr genießt,
»Nicht Stoff, nein selbst vollkommne Dichtung ist, —
»Kommt nicht der Augenblick, den Kampf zu schlichten,
»Wir werden schau'n, genießen, doch nicht — dichten.
»Das läßt sich nicht beschwören und nicht locken,
»Man sieht's nicht fern, dann näher, endlich nah,
»Es überkommt uns plötzlich, süß erschrocken
»Empfinden wir's, — ein Blitz, und es ist da.
»Ein Formenspiel mag dem Verstand gelingen,
»Doch das Gedicht muß die Minute bringen,
»Drum wenn es, Herrin, Euch an dem genügt,
»Was wortgewandt die Sprache künstlich fügt,
»So wollt die Aufgab' immerhin mir bringen,
»Wenn's auch nicht zündet, nun, so wird's doch klingen!«

Nachdenkend steht die Herrin, — horch! — ein Schall
Im nahen Busch. — »Ich hab's! — Die Nachtigal!« —

»»Die Nachtigal!«« ſo widerholt er leiſe,
Nimmt ernſten Blick's das Saitenſpiel zur Hand,
Und ſucht dann mit dem Aug' den Gegenſtand,
Dem Stimm' und Laute tönen ſoll zum Preiſe.

Auf eines blüh'nden Mandelzweiges Rand
Wiegt ſich der kleine Vogel, grau und ſchlicht,
Des Frühlings unſcheinbarſtes Feſtgedicht,
Und blickt, nur prüfend erſt der Kehle Ton,
So ſtolz herab von ſeinem Blütenthron,
Als wüßt' er ſchon, daß huld'gend ihm die Muſen
Ein Lied bereitet in verwandtem Buſen.

»Dich,« ſo beginnt, zur Nachtigal gewandt,
Der Dichter, während durch der Laute Saiten
Zu ſanftem Vorſpiel ſeine Finger gleiten, —
»Dich ſoll ich ſingen? — Bleib! o bleib, gebannt
»Durch meiner Töne Fleh'n, an dieſen Ort,
»Und gieße deinen Wohllaut in mein Wort,
»Und lehre mich dein traurig Schickſal künden,
»Damit die Menſchen es begreiflich finden,
»Weshalb ſo menſchlich deine Klage klingt.

»Ein Mädchen warſt du einſt, ſo ſagt die Mythe,
»Pandion's Tochter, Tereus' Schwägerin;
»Mit ihm, der insgeheim für dich erglühte,
»Zogſt arglos du zu ſeiner Gattin hin,
»Zu Progne, deiner Schweſter; da vergaß
»Der arge jede Scheu und jede Schranke;
»Und da der Unthat quälender Gedanke
»Ihm wie ein Geier an der Seele fraß,

»So riß, damit dein Mund ſie nicht erzähle,
»Riß er die Zung' — o Graus! — dir aus der Kehle.
»Doch auch der ſtumme Schmerz hat ſeine Sprache,
»Dir ward ein Troſt, ihn traf der Götter Rache.
»Dir ward ein Troſt; von deinem Leibe glitt
»Das blut'ge Menſchenkleid wie Zunder nieder,
»Fort ſchwangſt du dich auf wiegendem Gefieder,
»Und eins, dein menſchlich Herz, nur nahmſt du mit.
»Dir ward ein Troſt: du darfſt ſeit jenen Tagen
»Dein Leid der Welt im Liede rührend klagen,
»Darfſt, Menſch im Vogel noch, wie du's geweſen,
»In jedem Menſchenaug' dein Echo leſen;
»Darfſt zu dem Paar, das jeden Zeugen ſcheut,
»Hinſetzen dich in Waldeseinſamkeit,
»Und, nimmer fürchtend, ſeinen Schwur zu ſtören,
»Durch Kuſs und Seufzer dich geprieſen hören;
»Darfſt dem Gefangnen in den Kerkertod
»Den Lebensgruß der Lieb' und Freiheit ſenden.
»Und wenn dereinſt die Erdennacht wird enden,
»Und ſchon hereinflammt ew'ges Morgenroth,
»Nicht einen Engel braucht es auf den Hügeln,
»Um mit Poſaunenton ſie zu entſiegeln,
»Der Himmel ſchicke dich, o Nachtigal!
»Dein Lied, wie Nachklang längſt verwundner Leiden,
»Dein Lied, wie Vorſchmack nie empfundner Freuden,
»Tön' in die Welt als Auferſtehungsſchall! —
»Sag an, verſteh' ich dich, o Nachtigal?« —

Wie fragend blickt der Sängersmann nach oben,
Und wie erwidernd ſtimmt der Vogel droben
Mit eins ſein Lied, ſein wundervolles, an.
Ein ſchmachtend Flöten iſt es ohne Zunge,

*

Ein weinend Lallen; plötzlich dann im Schwunge
Wächst es empor und ſenkt ſich wieder dann,
Und klagt wie ein in unbelauſchten Thränen
Sich ſelbſt beſchwichtigendes Liebesſehnen.

»Ja klage, Sängerin der Schmerzen, klage,«
Beginnt der Dichter wieder, — »du mit mir
»Und ich mit dir; — antworte, wenn ich frage,
»Haſt du den Ton, hab' ich das Wort dafür.
»Ja, laß uns wechſelſeitig uns ergänzen,
»Vereint uns buhlen um der Schönheit Gunſt,
»Laß dein Juwel in meiner Faßung glänzen,
»Laß die Natur wetteifern mit der Kunſt!« —

Und wie der Sänger jetzt die Saiten ſchlägt,
Da iſt's, als ob der Vogel ihn verſtände;
Er ſträubt ſein Gefieder und regt
Die Flügel behende,
Und hebt die klugen Augen empor,
Und ſtrömt, ſtatt der ſchwülen, ſchmelzenden Klage,
In die er ſich erſt noch wie ſinnend verlor,
Mit lautem, gellenden, ſchmetternden Schlage
Der Liebe wonnigſten Jubel hervor.

Schnell fand der Dichter auch das Wort zum Tone,
Zur jauchzenden Hymne ſchwillt die Canzone,
Zum vollen Accorde die ſanfte Terz;
Laut pochet der Hörer begeiſtertes Herz. —

Jetzt neckiſch wieder
Auf und nieder,

In rollenden Läufen, in hüpfenden Sprüngen.
Bald wie Gekicher, bald wie ein Ach,
Jetzt trillergewaltig, jetzt liſpelnd ſchwach,
Den Tact ſich ſchlagend mit flatternden Schwingen,
Tändelt und ſcherzet die Nachtigal. —
Der treue Dolmetſch deutet jeden Schall,
Und malt muthwilliger Liebe Necken,
Ihr koſend Fliſtern, ihr ſchalkhaft Verſtecken,
Ihr prüfendes Schmollen,
Ihr ſcherzendes Grollen,
Ihr eifernd Zürnen, ihr ſchnelles Verſöhnen,
Des Herzens ew'gen Roman in Tönen,
So, daß wie Ton und Wort ſich verſchlinget,
Der Hörer zu unterſcheiden zagt,
Und ſeinen Nachbar leiſe fragt:
»Iſt ſie's, die dichtet, oder er, der ſinget?«

Doch iſt ihm ſchönrer Lohn noch vorbehalten,
Die Sängerin verſtand des Sängers Walten
Und alle Scheu iſt ihr ſo ganz geraubt,
Daß, wie um ihren Dank ihm zu bezeugen,
Sie plötzlich, niederſchwebend aus den Zweigen,
Sich ſingend niederläßt auf ſeinem Haupt,
Und aus des Dichters dunklem Lockenhaare,
Wie von der Muſe würdigſtem Altare,
Den Hochverwunderten zu pred'gen ſcheint:
»So ſingt die Kunſt mit der Natur vereint.«

Vogel und Dichter.

Vogel in dem Bauer, mußt du ſingen,
Wie man es dir vorpfiff manchen Tag?
Mußt die Töne kunſtgerecht verſchlingen,
Statt zu ſchlagen deinen muntren Schlag?

Mußt den Triller wälſcher Meiſter wechſeln
Statt des Trillers, den dich Gott gelehrt,
Mußt den Lauf in einen Walzer drechſeln,
Der als' Waldlied Gott ſo fromm geehrt?

Mußt der Kehle ſüßen Schmerz vergeßen
Und den heil'gen Jubel deiner Bruſt,
Mußt im Tacte dein Adagio meßen
Und nach Vierteln mäß'gen deine Luſt?

Mußt den unerſchöpften Schwall der Lieder,
Ihres Wechſels ew'gen Ueberſchwang,
Kargend ſchnüren in ein Alltagsmieder,
Bis die Freiheit faſt erlahmt in Zwang? —

Aber nicht wahr, wann die Sterne blinken,
Wann das Leben einſchlief weit und breit,
Wann auf's Ohr die müden Quäler ſinken,
Nicht wahr, dann beginnt erſt deine Zeit?

Dann entfaltest du der Seele Flügel,
Fällst in dein Naturlied freudig ein,
Schwebst im Traum hin über Thal und Hügel,
Singst für lang dich aus beim Sternenschein! —

Vogel in dem Bauer, sieh! dir gleichet
Hier der Dichter oft mit seinem Leid,
Wenn die Sorge lauernd ihn umschleichet,
Wenn Gemeinheit ihn zum Opfer weiht.

Ach! wie rüttelt er auch an den Stäben
Seines Käfich's, darbend manchen Tag,
Mehr nicht gebend von dem innren Leben,
Als was Flachheit eben dulden mag.

Nur die Nacht, die stille Zeit der Thränen,
Läßt er sich nicht nehmen, die ist sein;
Während seine Quäler satt sich dehnen,
Singt er rüstig in die Nacht hinein.

Da ist seine Werkstund' ihm erschienen,
Seine Freiheit, sein ambrosisch Mahl:
Muß er's hart durch Qual sich gleich verdienen,
Dies Gefühl ersetzt ein Jahr der Qual.

VII.

Gräberroſen.

Des Todtengräbers Klärchen
War gar ein liebes Kind,
Fünf Sommer hatt' es eben
Und Wangen roth und lind.

Des Todtengräbers Tochter
War Klärchens Mütterlein;
Sein Vater war ein Junker,
Ein Junker reich und fein.

Des Junkers Aeltern aber
Die waren ſtolz und rauh,
Und meinten, nur die reichſte
Sei auch die beſte Frau.

Drum ſchalten ſie den Junker,
Drum fluchten ſie ihm gar,
Als ſterbend ihm ſein Bräutchen
Das liebe Kind gebar.

Und was der Fluch begonnen,
Vollendete der Tod;
Der arme Junker wußte
Nicht Rath in ſeiner Noth.

Er gab dem Todtengräber
Sein Kind ſammt ſeinem Gold,
Und ſprach: „Da nimm mein Alles!
„Mir zahlt der König Sold.“

Und mit den ſchwarzen Reitern
Da ritt er in die Schlacht,
Und von den ſchwarzen Reitern
Da ward er heimgebracht.

Und ward zu Grab getragen
Wohl ſchon am nächſten Tag,
Dicht neben jenem Grabe,
Worin ſein Bräutchen lag.

Des Todtengräbers Klärchen
Scheut ſich vor Gräbern nicht;
Sie ſind ihm nichts als Beete,
Worauf es Blumen bricht.

Es eilt zu einem Grabe,
Bricht weiße Roſen ab:
Es kennt ja nur die Roſen,
Kennt nicht der Mutter Grab.

Es eilt zum andren Grabe,
Bricht rothe Roſen ab:
Es kennt ja nur die Roſen,
Kennt nicht des Vaters Grab.

Und zwiſchen beiden Gräbern,
Da ſitzt es oft allein,

Und flicht sich lächelnd Kränze
Beim blassen Abendschein.

So spinnt durch stumme Rosen
In Kindeshänden dort
Der Aeltern Einverständniß
Noch über's Grab sich fort

Blumeneid.

Wo eine Blume wächſt, dort iſt ihr Boden,
Wär's nicht ihr Boden, wüchſe ſie nicht dort;
Sei's eine unerforſchte Felſenritze,
Sei's eine unerſtiegne Alpenſpitze,
Es iſt und bleibt ihr lieber Heimatort,
Und wann ſie blüh'n ſoll, blüht ſie dort vom Herzen,
Und ſoll ſie welken, welkt ſie ohne Schmerzen.

Da ſetzt der Menſch ſie oft in fremden Boden,
Und lehrt ſie blüh'n und welken, wann's ihn freut,
Lehrt ſie zu bunten Zwittern ſich verflachen,
Lehrt ſie im Winter Frühlingsmienen machen,
Lehrt ſie verläugnen ihre Schüchternheit,
Und fühlt ſich um ſo lüſterner vergnüget,
Je künſtlicher ſie ſich und ihn belüget.

Seh' ich im frei'n auf liebem Mutterboden
Vorm Treibhaus ſo die Wieſenblumen ſteh'n,
So ſcheinen ſie mir ſtets, halb mit Bedauern,
Halb mit Verachtung, inner dieſen Mauern
Die Schaar abtrünn'ger Schweſtern anzuſeh'n,
Und ihnen zuzuweh'n voll bittren Leides:
»Ihr habt vergeßen eures Blumeneides!« —

»»Treu bleiben wollen wir dem Heimatboden,
»»Wir wollen blüh'n auf ihm, — wo nicht, vergeh'n!
»»Ein Sturm kann uns verſtreu'n, ein Hagel knicken,
»»Ein Fuß zertreten, eine Hand uns pflücken,
»»Schmerzvolle Lieb' uns auf die Gräber ſä'n,
»»Ein Bräutchen uns in ſeine Locken flechten, —
»»Wir wollen ſterben — und mit niemand rechten!

»»Was Blum' iſt, kann getrennt vom Heimatboden
»»Wohl welken, aber ſich verläugnen nicht;
»»Wir wollen frei vergnügen und verſchönen,
»»Doch nicht um Augendienſt in Kerkern fröhnen,
»»Bei Ofenſonnen und bei Scheibenlicht!««
»Abtrünnige, heraus aus euren Grüften!
»Wie ſtirbt ſich's ſüß in Gottes freien Lüften!«

VIII.

Der alte Schiffer.

Ein alter Schiffer lebt' am Oſtſeeſtrand,
Den ſchon der Morgen ſtets am Meere fand;
In ſtiller Sehnſucht blickt' er da hinaus,
Als wär' ſein Herz nur auf der See zu Haus.

Sein Herz war dort, wo ach! ſein Schatz, — ein Sohn,
Der längſt ihm ſchlief im grünen Meere ſchon;
Vor ſeinen Augen hob in's naße Grab
Ihn eine Wog' einſt aus dem Kahn hinab.

Schon flochten drunten ſein gebleicht Gebein
Meerlilien mit zähen Faſern ein;
Doch in des Vaters gramzerrißner Bruſt,
Umwob noch keine Hülle den Verluſt.

Mit einer Trommel eilt er hin zur See,
Und löſt den Kahn und ſteuert auf die Höh',
Und ſchlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In ſtillem Wahnſinn auf das Fell und ruft:

»Mein Sohn, mein Sohn! Und hörſt du mich denn nicht?
»O komm herauf, bevor das Herz mir bricht!
»Ich ſetz' in meinen Kahn dich neben mich,
»O komm herauf, nach Hauſe führ' ich dich!

»Und biſt du todt, ſo grab' ich dir ein Grab
»Auf unſerm Friedhof, lege dich hinab,
»Und pflanze Blumen und Gebüſch umher,
»Liegſt doch wohl beßer, als im kalten Meer!«

Er ruft und ruft, bis längſt die Sonn' erblich,
Dann kehrt er um und murmelt ſtill für ſich:
»Er hat's noch nicht gehört in ſeinem Haus, —
»Nun, morgen fahr' ich weiter noch hinaus!«

Und eines Morgens fuhr er auf die See, —
Weit — weit hinaus — viel weiter, als noch je:
Gewiſs hat endlich ihn ſein Sohn gehört,
Weil er am Abend nimmer heimgekehrt.

Glück und Unglück.

Wer, ein betrachtender, ſo wandelt
Die Straßen einer Stadt entlang,
Dem mag es ſelten nur begegnen,
Daß ihm verleidet wird ſein Gang.

Die Häuſer ſteh'n in blanken Zeilen,
Als wohnte nur die Luſt darin,
Und unverdroßne Menſchen treiben
Sich zwiſchen ihnen munter hin.

Man ſieht hinein durch klare Fenſter,
Und ſieht im Innern keine Noth;
Man tritt hinein zu offnen Thoren
Und ſieht im Hofe keinen Tod.

Man hört nicht Seufzer, hört nicht Hader,
Nicht Hilferuf, nicht Wehgeſchrei,
Es iſt, als gienge man behaglich
An Wohnungen des Glück's vorbei.

Und dennoch ſchleicht die böſe Seuche,
Das Unglück, durch die Straßen fort,
Vergiftet, quält, entpreſſet Thränen,
Und übt Verrath und Meuchelmord.

Verliere drum die Faßung keiner:
Denn einem Acker gleicht die Welt,
Wo mitten in das Korn der Freuden
Gar manches Leideskörnlein fällt.

Heil uns, wenn noch die Saat des Glückes
So reich hiernieden wächſt heran,
Daß hinter ihren grünen Halmen
Das Unglück ſich verſtecken kann!

IX.

Das Erbſtück.

Einſt hatt' ein Ritter von leichtem Blut
Ein herziges Liebchen, gar treu und gut,
Er aber hatte für Treue nicht Sinn,
Und ſtürmte durch's Leben im Taumel dahin.

Was galten ihm Thränen? Er hielt ſie für nichts,
Als Perlen zur Zierde des ſchönen Geſicht's.
Was fragt' er um Seufzer? Ihm waren ſie Luſt;
Sie ſchwellten ja lieblich die wogende Bruſt.

Und Schwüre zu leiſten, was rührt' es ihn viel?
Und Schwüre zu brechen, es war ihm ein Spiel.
Wie hold von Geſtalt, ſo vom Herzen verkehrt:
Sein herziges Liebchen, er war es nicht werth. —

Das aber gibt den verlornen nicht auf,
Sein theuerſtes ſchlägt es für ihn in den Kauf,
Für ihn nur hat es im Herzen Raum:
Und weibliche Treue ſie iſt kein Traum.

Es findet nicht Ruh', es findet nicht Troſt,
Es welkt wie ein Blümchen im Mainachtfroſt,
Und denkt noch erbleichend und todesmatt
Des böſen, der es verſchuldet hat.

Ein ſilberner Becher gar zierlich und fein,
Der ſollt' ihm ein heiliges Erbſtück ſein,
Den ſchickt ſie vom Todtenlager ihm zu, —
Dann legt ſie das Herz, das gebrochne, zur Ruh'.

Was kümmert der Becher den wüſten Mann?
Er nimmt ihn lächelnd, er ſieht ihn nicht an,
Er ſtellt ihn abſeit und fragt nicht darnach,
Was etwa die Geberin ſterbend ſprach. —

Und Jahre vergeh'n, und kein Ritter gedenkt
Des Bechers und deren, die ihn geſchenkt,
Nur manchmal noch tritt durch der Träume Flor
Ihr blaſſes Bild geſpenſtiſch hervor.

Von Liebe zu Liebe mit ſtürmiſchem Sinn
Wankt taumelnd der unerſättliche hin,
Nichts kann ihn binden, nichts haftet, nichts bleibt,
Wie die Wolke, die neckend der Oſtwind treibt.

Doch endlich trifft er auf ſeiner Bahn
Ein Weib, das hat es ihm angethan;
Ein Weib ſo flüchtig, ſo wild, wie er, —
Das ſchmiedet ihm Ketten, das feßelt ihn ſchwer.

Was all' die andern gelitten um ihn,
Nun leidet er's ſelbſt um die Siegerin;
Er wirbt und weint, er ſchmachtet und buhlt,
Und brüſtet ſich kindiſch mit tändelnder Huld.

Und ſchmücken darf er endlich ſein Haus
Und die Braut heimführen mit Saus und Braus,

Von wüſten Geſellen erfüllt ſich der Saal,
Die Becher kreiſen beim feſtlichen Mahl.

Da ſteht, von den Dienern geholt aus dem Schrank,
Auch der ſilberne Becher voll köſtlichem Trank,
Der ſilberne Becher, das traurige Pfand, —
Schon führt ihn die Braut an der Lippen Rand.

Doch ſieh! was wird ſie auf einmal ſo blaſs,
Was ſtarrt ſie hinein in das funkelnde Naß?
Was ſtößt ſie zürnend mit wüthigem Sinn
Den Becher, verſchüttend, dem Bräutigam hin?

Er faßt ihn erſchrocken, er ſtarrt durch's Naß
Auf den Grund des Bechers, bald roth, bald blaſs;
Denn ein Bild iſt gemalt auf den ſilbernen Grund,
Ein bekannter Blick, ein bekannter Mund;

Bekannte Wangen ſo ſchön und bleich,
Ein Geſicht voll Vorwurf und Milde zugleich,
Darüber die Tropfen wie Thränen ſteh'n,
Als wollten ſie jetzt noch um Treue fleh'n.

Der Ritter ſieht es wie feſtgebannt,
Das Erbſtück birgt er verſtört in's Gewand,
Und ob ihn auch krampfhaft die Braut umfaßt,
Fortſtürzt er vom Mahl in verzweifelter Haſt.

Das war wohl ein trauriger Hochzeitſchmaus,
Die Braut flieht wüthend das ſchmähliche Haus;
Die Gäſte wandeln ſuchend umher,
Den Bräutigam aber fand keiner mehr.

Liebesroman.

So ſeh'n wir uns nach Jahren wieder,
Was gieng indes an uns vorbei!
Als wir das erſte Mal uns fanden,
Da war noch auf und über Mai.

Da gab's ein Hangen und ein Bangen,
Da ward mit Thränen nicht geſpart;
Die Zukunft ſchwamm, ein goldner Nachen,
Im klaren See der Gegenwart.

Da praſſten wir mit Hochgefühlen,
Von Glück war unſre Bruſt geſchwellt,
Und dennoch hatten wir noch immer
Des Glück's genug für eine Welt.

An keine Löſung denkend knüpften
Wir tauſend Fäden tändelnd an,
Und wähnten jeden Tag verloren,
Der ohne Kuſs und Schwur verrann.

Wir ſetzten über Kluft und Klippe
Mit Lächeln in verwegnem Sprung;
Wir ſtanden ſchwindelnd auf dem Gipfel,
Und zagten faſt vor Steigerung.

Und nun — o laß uns nicht erröthen! —
Was uns beſeligt und beſeelt,
Gleicht einem lieblichen Romane,
Dem ach! — die letzte Seite fehlt.

X.

Der blinde Greis an ſeine Tochter.

»Leg' mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So — Wie das kühlt! — Sie ſind ſo lieb, ſo lind,
Und jeden Pulsſchlag ſpür' ich! Heißt das geh'n!
Dagegen meiner — matt zum ſtilleſteh'n.

»Einmal, es iſt ſchon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da ſaß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte ſinnend in den grünen Raum.

»Horch! plötzlich rauſcht' es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wohl die Hand, ſo lieb und lind,
Und blieb recht gern ſo lang als möglich blind.

»Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damals wie du ſo jung, wie du ſo zart;
Den erſten Kuſs trug mein Errathen mir,
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

»Wenn du nun manchmal deine Hände ſo
Mir auflegſt, macht es mich wehmüthig froh;
Mir iſt's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als ſäh' ich ſie, die längſt ſchon ruht im Grab.

»Ja, malen könnt' ich Zug für Zug ſie dann,
Und eine ſüße Sehnſucht faßt mich an;
Zu ſitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinauszuſtarren in den grünen Raum;

»Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich ſtelle mich nur blind.
Und ſie verhalte nur die Augen mir,
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!«

Täuſchung.

Seht ihr dort die beiden Berge,
Wie ſie daſteh'n eng vereint,
Daß beim erſten Blick das Auge
Einen nur zu ſchau'n vermeint?

Und doch ſind ſie ſtreng geſchieden
Von dem Fuße bis zum Joch,
Manche Kluft mit manchen Schlünden
Gähnet zwiſchen beiden noch.

Seht, wie dieſen Bergen geht es
Meinem Glück und meinem Ich;
Wer mich flüchtig ſieht, vom weiten,
Wähnt das Glück gebannt an mich;

Wer mir aber in die Tiefen
Meiner Seele blickt, erkennt,
Welche tiefe Kluft der Schmerzen
Mein Gemüth vom Glücke trennt!

XI.

Der Scorpion.

Am Meeresſtrande zwiſchen Lorbeerbäumen,
Vom blauen Himmel freundlich überſtrahlt,
Da ſaß ein Liebespaar in Wonneträumen
So ſelig, wie man ſel'ge Geiſter malt.

Und Nachtigallen mußten Zeugen werden,
Und Meereswellen mußten Bürgen ſein,
Daß es nicht heißre Liebe gäb' auf Erden,
Nicht feſtre Treue unterm Sonnenſchein.

Und arm an Worten, arm an all den Zeichen,
Womit der Menſch ſich Irdiſches vertraut,
Abwechſelnd mit Erröthen und Erbleichen,
Sank an des Jünglings Bruſt die holde Braut.

Und wie ſie ſich geſenkten Haupt's entwindet,
Fällt eine Thrän' aus ihrem Aug' auf's Grün;
Dem Blick der Lieb' entgieng ſie nicht, er findet
Bald ihre Spur und ſieht ſie flimmernd glüh'n.

»Du Perle,« ruft der Jüngling, »Demanttropfen,
»Freiwill'ge Bürgſchaft, ſei du mir ein Pfand,
»Daß ſo wie jetzt die Herzen treu uns klopfen,
»Sie treu ſich bleiben bis in's beßre Land!« —

Was kann ſo großes je die Lieb' erſinnen,
Daß Lieb' es nicht gewährt' als Kleinigkeit? —
Drum ſchifft der Jüngling einſt getroſt von hinnen,
Und findet Glück ſelbſt in der Trennung Leid.

Strahlt doch die Thräne, die Ihr dort entſunken,
Ihm überall voran als leitend Licht! —
So flieht ein Jahr, — heimkehrt er, wonnetrunken,
Mit Hohn belächelnd, was die Kunde ſpricht.

»Sie ward dir untreu!« ſtiſtern ihm die Wogen,
Und »untreu!« blinken ihm die Sterne zu,
Die Lorbeern ſäuſeln ihm: »Sie hat gelogen!«
Die Weſte weh'n es, — doch er bleibt in Ruh'.

Er ſieht Sie ſelbſt an fremdem Arme wallen,
Sieht Sie erröthen, ihrer Schuld bewußt; —
Er glaubt es doch nicht: Sterne können fallen,
Doch nimmer wankt das Herz in treuer Bruſt.

Zum Strand hin eilt er, zu den Lorbeerbäumen,
Auf die der Himmel düſter niederſchaut,
Zur Raſenbank, wo einſt in Wonneträumen
Ihm treue Lieb' ihr ſüßes Pfand gethaut.

Der Lorbeerhain erbrauſt, die Wogen ſchallen,
Die Mewen kreiſen wild mit heiſrem Ton,
Und wo des Mädchens Thräne hingefallen,
Liegt jetzt im Gras — ein ekler Scorpion.

Die letzte Schwalbe.

Oft meint' ich, die letzte Schwalbe ſei's,
Die da verſpätet geblieben;
Bald würde ſie durch Schnee und Eis
Empfindlicher weggetrieben.

Und dennoch war es die letzte nicht,
Am andern Morgen da klang es,
Und grüßte das laue Sonnenlicht,
Vielſtimmigen muntern Geſanges.

Und manche Schwalbe flog noch zu,
Und mancher Tag war noch heiter,
Und ſpät erſt ſcheuchte die Winterruh'
Das mailiche Völkchen weiter. —

Oft meint' ich, es ſei das letzte Lied,
Was meinen Lippen entquollen,
Und dachte, daß weil der Frühling ſchied,
Die Lieder verſtummen ſollen.

Doch kaum daß eines erklungen war,
Da kamen gar manche wieder. —
Es iſt noch gute Zeit im Jahr:
So klingt denn, ſo klingt denn, ihr Lieder!

XII.

Eine Concertſcene.

Wie heißt der Raum, wo, Mann an Mann gepreſſt,
Die Maſſe ſich zum Knäuel ballen läßt;
Wo jede Kraft des Einzelnen verſchwindet,
Wo ſich der Stoß, der traf das erſte Glied,
Elektriſch durch die ganze Kette zieht,
Daß auch das letzte dumpf ihn mitempfindet;
Wo ſich empor zur Stirn, die Tropfen ſprüht,
Die feſtgeklemmte Hand umſonſt bemüht;
Wo matter ſtets der Fuß ſich ſtreckt und hebt,
Bis er des Halt's beraubt in Lüften ſchwebt.
Wie heißt der Raum? — Ein Sclavenſchiff vielleicht?
Wo eingepfercht in fauler Bretertruhe,
Voll blödhinbrütender Verzweiflungsruhe,
Ein Negerſtamm dem Tod entgegenkeucht? — —
Wie, Sclaven? — Könnte ſein — doch ſchwarze nicht,
Auch keuchen ſie entgegen nicht dem Tode;
Nur Sclaven ſind's und Sclavinnen der Mode
Und lebensluſtig glänzt ihr Angeſicht.
Und tauſend Kerzen ſtreuen ihren Schimmer,
Zurückgeſpiegelt von Demantenflimmer,
Verſchwenderiſch längs Wand und Wölbung aus, —
Unheil'ge fort! — Dies iſt der Muſen Haus.

Schon tritt aus ihrer Prieſterinnen Chor
Die lieblichſte voll ernſter Weihe vor,
Und läßt gewaltig durch die ſtillen Hallen
Des Dichters Wort von ſtolzer Lippe ſchallen.
Es freut ſie, Trägerin des Werk's zu ſein,
Das, anſpruchslos erdacht beim Lampenſchein,
Durch ſie nun darf den Weg in's Leben finden,
Um in der Bruſt von Tauſenden zu zünden. —
Es zündet aber nicht! Wohl ſind die Hände
Nicht allzukarg, wohl ſchallt als Lobesſpende
Dem deutſchen Lied ein wälſches »bravo« nach,
Doch ihr nur, die, — nicht jenem, was ſie ſprach.
Almoſen iſt es, nicht Begeiſterung,
Nur Mitleid mit dem Schooßkind, das den Schwung
Der Flügel ſich durch plumpen Ballaſt lähmte,
Und ſchnöden Kies mit lautrem Gold verbrämte.
Ob hie und da ein ſchönes Auge leuchte,
Und mit verſtohlner Thräne ſich befeuchte,
Ob hie und da ein Herz bewegter ſchlage,
Ob hie und da ein Einzelner ſich frage,
Warum, was ihm die Seele ſüß bezwingt,
An tauſend Ohren wirkungslos verklingt, —
Ein Mißgriff iſt's, — hier gilt nicht ſolcher Brauch,
So wie der Götze, ſo das Opfer auch.

Da öffnet ſich das Thor zum zweiten Mal, —
Der Tonkunſt Liebling ſchreitet in den Saal,
Und blickt umher, und wirft ſich in die Bruſt,
Und lächelt ſüß und harrt, bis ſich die Luſt,
Ihn nur zu ſeh'n, in laute Wonn' ergießt,
Und vor der Saat ihm ſchon die Ernte ſprießt.

Doch horch! — wohl ſchallt ihm warmer Gruß entgegen,
Ein Willkomm, — doch kein Jubel, kein Orkan!
Er ſteht und ſtaunt, ungläubig und verlegen;
Ihm — nur ein Gruß? — Wer hat ihm das gethan?
Doch ſei's, — er kann's erobern, kann's erzwingen,
Und wenn er will, ſo muß es ihm gelingen.
Er ſingt, ſo ſang er nie, ſo mild, ſo ſtark,
Nachzittern ſeine Tön' im tiefſten Mark;
Im leiſen Ach, in ſchmachtend ſel'gen Blicken
Verräth ſich ihm der Lauſchenden Entzücken.
Was Laun' ihm vorenthielt, er hat's erkämpft,
Und triumphierend harrt er des Tributes.
Und wieder ſchallt's, doch wieder, wie gedämpft,
Ja ſchüchtern faſt, wie bar des frohen Muthes,
Der ſeine Lorbeern frei und ganz verſchenkt,
Und nichts für andre zu erſparen denkt.
Für andre ſparen? — Sänger ahnſt du's nun?
Zieh dich zurück, laß deinen Ehrgeiz ruh'n;
Ein Nam' erſt iſt es, welcher dich entthront,
Ein Stern, verkündet erſt am Horizont!
Zieh' dich zurück, bevor er aufgegangen,
Bevor die längſt Erwartete ſich zeigt,
Die Kunſtheroin, der ſich voll Verlangen
Ein Welttheil ſchwärmeriſch entgegen neigt.
Zieh dich zurück, und räum' ihr deinen Thron:
Die Mob' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

Da öffnet ſich das Thor zum dritten Mal, —
Die Geig' in zarten Händen naht ein Knabe,
Der fremden Armes ſich bedient zum Stabe,
Denn ach! ihm fehlt der Augen lichter Strahl;

Dafür hat ihm Natur für ſeine Nacht
Ein Fünkchen Kunſt im Herzen angefacht,
Ein leichtgefährdet Flämmchen, kurz von Dauer,
Doch ihm ſein einzig Licht in Noth und Trauer.
Hier will er's leuchten laßen vor der Welt,
Ein Beliſar der Kunſt, dem als beredter
Fürſprecher ſich das Mitleid beigeſellt.
Schon hat die heimliche Magie der Breter,
Der weltbedeutenden, ſein Herz erfaßt,
Durch ſeine Finger zuckt's in wilder Haſt,
Die Bruſt arbeitet, ſeine Lippen beben,
Den todten Augenſtern durchſtrömt's wie Leben.
Er ſpricht durch Tön', er weint, er lacht, er malt,
Er ſieht, ſieht mehr, als all' die andern ſehen,
Sieht eine Zauberwelt vor ſich entſtehen,
Aus der ihm Himmelslicht entgegen ſtrahlt,
Und Märchen ſind's aus dieſer Zauberwelt,
Was er dem Volk auf ſeiner Geig' erzählt. —

Da plötzlich läuft ein Fliſtern durch die Hallen,
Der Nachbar ſtößt den Nachbar, deutend, an,
Nach einem Puncte kehrt das Haupt ſich allen,
Erſt leiſes Summen, einzeln Rufen dann,
Jetzt, da die Maſſ' erkannt den Gegenſtand,
Ein lauter Wechſelkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zuſammenſtimmt in unermeßlich Toben.
Das iſt des armen Geigers ſchönſter Tag,
Sein Herz zerſpringt ihm faſt vor heft'gem Schlag.
Beinah erliegend ſolchem Ueberglücke
Entwankt er, Thränen im erloſchnen Blicke. —

Und unaufhörlich tobt der Jubel fort; —
Noch einmal tritt der Geiger auf die Scene,
Und ſucht für ſeine Wonn' ein warmes Wort,
Und findet nichts als eine kalte Thräne.
»O könnt' ich ſie, die mich beglücken, ſeh'n!«
So ſeufzt er ſtill, und wendet ſich zum geh'n. —
Beglückter Blinder, glücklich heut, wie nie,
Daß Gott nicht jetzt das Augenlicht dir lieh!
Voll ſüßen Troſtes gehſt du nun von dannen,
Und niemand mag den frommen Wahn dir bannen,
Der neu dein blindes Aug' geblendet hat;
Weh dir, wär' plötzlich dieſer Flor zerriſſen,
Und ſollteſt du beſchämt dir ſagen müſſen:
»Ich ſchlürfte mich an fremdem Nektar ſatt!«

Dort oben thront Sie, läſſig hingelehnt,
Die Königin des Tag's, ſo heiß erſehnt,
So lang erwartet und erkauft ſo theuer,
Die ſelbſt das Eis der Pole ſetzt' in Feuer,
An deren Ruhm ſich Fama heiſer blies.
Wo blieb' ein Kranz für andre noch zu winden,
Wo noch ein Herz für andre zu entzünden,
Seit ihr Erſcheinen ſich nur ahnen ließ.
So war's, da einſt auf ſieggewohnter Fährte
Der Held des Weſtens durch die Länder zog;
Wie ſank der Fürſten Hoheit da im Werthe,
Vor denen ſonſt ſich jeder Nacken bog;
Vergeßen ſtanden ſie, als kleine Zeugen,
Zu ſeh'n, wie alle ſich der Größe beugen.

Und unſre Größe, ſeht ſie nun ſo nah! —
Eh wir es ahnten, hofften, war ſie da;

Und wie beſcheiden, ach! wie ohne Prunken
Sie kam, die hohe Prieſterin der Kunſt,
Als wär' ſie vom Olymp herabgeſunken,
Und hergezaubert uns durch Göttergunſt.
Wir blickten hin — und leer noch war der Ort,
Wir blicken wieder hin — und ſie iſt dort!
Drum lief ein plötzlich Flüſtern durch die Hallen,
Drum ſtieß des Nachbars Arm den Nachbar an,
Drum kehrt' auf einen Punct das Haupt ſich allen,
Drum leiſes Summen, einzeln Rufen dann,
Bis, da die Maſſ' erkannt den Gegenſtand,
Losbrach ein Wechſelkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zuſammenſtimmt' in unermeßnem Toben.

Der arme Geiger dauerte mich ſehr,
Die reiche Künſtlerin doch faſt noch mehr.
Er war getäuſcht, allein er ſah es nicht,
Und was er hörte, bleibt ſein Troſt für immer;
Doch ſie, wenn einſt zerſtiebt der Täuſchung Schimmer,
Wenn einſt der Thron, auf dem ſie ſitzt, zerbricht,
Sie wird es ſeh'n — und es zu ſeh'n ſich ſträuben,
Und was ſie hört, es wird ihr Stachel bleiben!
O Königin des Tag's, mißtrau dem Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

An die moderne Muſe.

Wer biſt du, Weib? Mich dünkt, ich ſoll dich kennen!
Es liegt ein Zug in deinem Angeſicht,
Der mich gemahnt, dich wohlbekannt zu nennen, —
Ja, ja — du biſt's! Doch nein, du biſt es nicht!

Du trittſt ſo kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungeſtüm einher,
Als ſollte jeder Fürſt Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Scepter mehr.

Geſetze willſt Du eigenmächtig ſprechen,
Willſt einer neuen Ordnung Pathin ſein,
Willſt über's Knie der Vorzeit Bau zerbrechen,
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weih'n.

Der ſüße Frieb' iſt deinem Aug' ein Gräuel,
Und nur der kämpfende iſt dir ein Mann,
Zuſammenballen willſt du einen Knäuel,
Damit dein Scharfſinn ihn entwirren kann. —

Bald wieder blickſt du ſchmachtend, eine Phryne,
Leichtfertig ſchwärmend, höhniſch, wolluſtſatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzogner Miene,
Die für das heiligſte ein Lächeln hat. —

Bald ſprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufſt;
Du wirfſt der Suada falt'gen Mantel drüber,
Und alles iſt und heißt, wie du es taufſt.

Der Beduine muß ſein Roß dir borgen,
Der Perſer muß dir ſeine Roſen ſtreu'n,
Der Hindu dich mit Gangesflut verſorgen,
Nur deiner Heimat magſt du dich nicht freu'n. —

Bald ſteckſt du ſo viel Sträußchen dir an's Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt; —
Bald läßeſt du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die jedes unter ſeinem Werth benennt. —

Und forſch' ich nach der Frauen ſchönſter Gabe,
Nach Frömmigkeit, o ja, du haſt ſie auch;
Nur ſchämſt du dich zu geh'n an unſrem Stabe,
Dich zu erbau'n nach unſerem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willſt du läutern,
Er iſt dir zu proſaiſch, wie er iſt,
Du willſt auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu ſein, daß ſein Geſchöpf du biſt.

Du taumelſt fort in Wunderphantaſieen,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts;
Du hüllſt den hohlſten Sinn in Melodien,
Nur eins vermiſſ' ich, wenn du ſingſt, — das Herz! —

Nein, nein, — du biſt das Weib nicht, das ich ſuche,
Biſt nicht die Muſe, der ich Treue ſchwor,

Und die, wiewohl verfolgt vom Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor.

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschland's Auen friedlich schritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlingshohn ihr gutes Recht bestritt.

Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimat Recht' und Sitten ernst vertrat,
Und stolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beschwicht'gend auswarf ihre Friedenssaat.

Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht', als Botin einer schönren Flur,
Nie unbescheiden, immer wohlgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muse, die da jedem Dinge
Den echten, ungeschminkten Namen lieh,
Wohl wißend, daß zum Herzen der nur dringe,
Der treu die Herzenssprache spricht, — wie sie.

Die fromme Muse mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt' in seiner Schöpfung Bild,
Und stets bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr schlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja du, du bist die Muse, die ich wähle,
Du bist die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einsam zieh'n,
Und kann ich dir nicht mehr als Priester dienen,
Doch wenigstens vor deinem Altar knie'n!

Sechste Lese.

Wenn's nicht augenblicklich zündet,
Nennt es drum nicht zürnend schlecht;
In der rechten Stimmung findet
Manches Lied erst mancher recht.

I.

Die Stiefmutter.

»Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut,
»Bald ſeit ihr von mir auf immer befreit!
»Dann werd' ich Euch und Eurem Töchterlein
»Auf dieſer Welt nicht mehr im Wege ſein!« —

So ächzt die blaſſe Kranke voll Schmerz,
Und kreuzt ihre dürren Händ' auf's Herz;
Der Stiefmutter und ihrem Töchterlein
Könnt' aber kein Wort wohl lieber ſein.

Die Stiefmutter und ihr Töchterlein
Die treten zum Meiſter Schreiner hinein:
»Herr Meiſter, wir brauchen eine Todtentruh',
»Wir brauchen ſie heut noch, drum ſeh' er dazu.

»Und mach' er ſie nur recht gut und feſt,
»Und mach' er ſie nur, daß kein Nagel läßt,
»Und mach' er ſie nur, daß der Deckel hält
»Von dieſer bis in die andere Welt.« —

Das ſprechen die beiden ſo lächelnd hin;
Dem alten Meiſter will's kaum zu Sinn.
Er hobelt und hämmert und ſingt dazu,
Vorm Abend iſt fertig die Todtentruh'.

Er trägt ſie der Stiefmutter hin in's Haus;
Die aber tritt weinend und ſchreiend heraus. —
»»Als Ihr ſie beſtelltet, da ſchienet Ihr froh,
»»Und nun ich ſie bringe, da weint Ihr ſo?

»»Ich hab' ſie gemacht recht gut und feſt,
»»Ich hab' ſie gemacht, daß kein Nagel läßt,
»»Ich hab' ſie gemacht, daß der Deckel hält
»»Von dieſer bis in die andere Welt.«« —

Der Meiſter ſpricht es, und hilft in den Schrein
Ihr betten — das eigene Töchterlein;
Die blaſſe Kranke die ſtarb noch nicht,
Die liegt im Winkel mit frommem Geſicht.

Die blaſſe Kranke die wird geſund,
Die geht nach Jahren noch über den Grund,
Wo tief in des Schreiners feſtem Schrein
Die Stiefmutter liegt bei dem Töchterlein.

Zweite Liebe.

Oft wenn ich ſo ein junges Herz,
Das warm für Liebe ſchlug,
Und doch dafür nur Hohn und Schmerz
Als Lohn von dannen trug,
Zu neuer Liebe ſchreiten ſehe,
So thut mir's unausſprechlich wehe.

»Wie kannſt du«, rief' ich gern ihm zu,
»Den bittren Kampf erneu'n?
»Das letzte Blättchen deiner Ruh'
»Auch in die Winde ſtreu'n?
»Noch einmal alte Qual empfinden,
»Noch einmal dir die Flügel binden?

»Die Augen ſchlöß' ich lieber feſt,
»Und eilte, was ich kann,
»Und klömme mit des Herzens Reſt
»Den höchſten Berg hinan,
»Und ſuchte, fern der falſchen Liebe,
»Ein Haus mir überm Weltgetriebe!

»Dort an dem Buſen der Natur
»Vergäß' ich Qual und Joch,
»Und träf' ich wo der Liebe Spur,

»So ſtieg' ich höher noch;
»So würde ſie denn doch auf Erden
»Mich zu verfolgen müde werden!«

Jüngſt rieth ich einem Freunde ſo;
Er aber ſeufzte tief,
Dann führt' er mich, halb ernſt, halb froh,
An's Bette, wo er ſchlief:
Und ſtreift', — als neckt' er mich nur wieder,
Wie manchesmal, — die Decke nieder.

»Dein Pfühl«, begann er, »Freund, nicht wahr,
»Du ſuchſt ihn nächtlich auf?
»Du legſt vertrauend immerdar
»Die müden Schläfe drauf,
»Und magſt dich gern auf ſeinen Kiſſen
»Den Träumen hingegeben wißen?! —

»Doch hat dich nie ein böſer Traum
»Durchfiebert und erſchreckt,
»Und dir der Stirne kalten Saum
»Mit Tropfen heiß bedeckt?
»Und fühlteſt du, dem Traum entronnen,
»Nicht oft das Leben neu gewonnen? —

»Wenn du den böſen Polſter ſchauſt,
»Den deine Thrän' oft neßt,
»Wie kommt's, daß dir davor nicht grauſt,
»Daß du nicht fliehſt, entſetzt?
»Daß du wie geſtern ſo auch heute,
»Dein Haupt ihm übergibſt zur Beute?

»Und träumſt du manchmal noch ſo bang,
»Du träumſt auch wieder ſchön,
»Und wechſelnd tilgt den Schmerzensklang
»Ein ſchmelzend Luſtgetön:
»Wie mit den böſen Träumen eben,
»Iſt's mit der Lieb' in unſrem Leben.

»Was eine Liebe dir verſagt,
»Bringt oft die andre dir;
»Nur wer verſchmerzt und ſtrebt und wagt,
»Gewinnt es einſt mit ihr:
»Wie ohne Traum kein Schlaf uns bliebe,
»Blieb' uns kein Leben ohne Liebe!« —

II.

Der Schatz von Toledo.

Innerhalb Toledo's Mauern
Stand, umweht von ernſten Schauern,
Ein Palaſt, ſeit alten Tagen
Vielberühmt in Lied und Sagen.

Die gebräunten, feſten Thürme
Strebten auf in's Reich der Stürme;
Die gewalt'gen Marmorglieder
Reichten in die Erde nieder.

Schauerliche Pforten hiengen
In den dicken Angelringen,
Roſt'ge, rieſenhafte Riegel
Lagen vor, wie ehrne Siegel.

Doch die Riegel zu erbrechen,
Mochte niemand ſich erfrechen,
Denn geheimnißvolles Grauen
Weckt' es, nur ſie anzuſchauen.

Auch verpflanzt von Mund zu Munde
Lief gar eine düſtre Kunde:
Daß des Landes Heil und Segen
Sei an dieſem Bau gelegen.

»Keiner,« — alſo war die Kunde, —
»Wage, was, zu böſer Stunde,
»Zauber dort verſperrt mit Riegeln,
»Gottesräubriſch zu entſiegeln.

»Was es ſei, woran es hange,
»Daß davor dem Volke bange,
»Weil's die Zeit verſchleiert eben,
»Soll den Schleier niemand heben!« —

Doch ein König kommt zu Throne,
Der da, ſtolz auf ſeine Krone,
Was Jahrhunderte geachtet,
Lüſtern zu ergründen trachtet.

König Rodrich ſieht die Thürme
Ragen in's Gebiet der Stürme;
Lächelnd ob der Sage Worten,
Sprengt er die gewalt'gen Pforten.

Kalte Moderlüfte zogen
Durch die feuchten Mauerbogen,
Daß die Mannen drob erblaſſen,
Nicht voran ſich hetzen laßen.

Selber, weil er's will ergründen,
Muß den ſchauerlichen Schlünden
Mit der Fackel, mit dem Degen
König Rodrich geh'n entgegen.

Von den Wänden tropft's, wie Thränen,
Flattert Moos, wie graue Mähnen,

Auf dem Boden durcheinander
Huſchen Schlang' und Salamander.

Treppen auf und Treppen nieder
Tappt er haſtig hin und wieder,
Bis, geſprengt von Axt und Hammer,
Auf ſich thut die letzte Kammer.

Gold und Steine zum Erblinden
Hofft er endlich hier zu finden,
Denn gar ſonderbare Bilder
Zieren Wänd' und Marmorſchilder.

Auf der Hämmer Fragen tönet
Hohle Antwort; ſplitternd dröhnet
Jetzt die Wand im Hintergrunde,
Rodrich jubelt ob dem Funde.

Doch auf ſchwarzer Tafel ſtehen
Goldne Lettern, klar zu ſehen,
Leicht zu leſen, wohl zu faßen,
Daß die Mannen drob erblaſſen:

»Ein Geſchlecht, wie ihr, das, raubend,
»An das heiligſte nicht glaubend,
»Ruhm durch Hochmuth will erwerben,
»Wird Hispanien verderben!« —

Rodrich lacht auch dieſer Worte,
Wüthend eilt er von dem Orte,
Denn er denkt mit ſeinem Eiſen,
Daß es Lug ſei, zu beweiſen.

Doch am heißen Tag bei Xeres,
Unterm Schwert des Maurenheeres,
Lernten blutend er und alle,
Daß der Hochmuth kommt vorm Falle.

Das neue Haus.

Meinen Fenſtern gegenüber
Stand einmal ein neues Haus,
Niemand ſah noch zu den Scheiben,
Niemand gieng zum Thor heraus.

Einſam ragten noch die Wände;
Weder Wiege, weder Sarg
Stand noch in dem öden Innern,
Das ein hohles Echo barg.

Doch wenn ich zur Dämmerſtunde
Jählings oft hinüberſah,
War es mir, als ſtünd' am Fenſter
Eine blaſſe Jungfrau da.

Und wenn ich in ſtillen Nächten
Hinblickt' auf das öde Haus,
Leuchtet' es, wie rothe Kerzen,
Aus den Zimmern oft heraus. —

Endlich ward's im Haus lebendig,
Leute zogen aus und ein;

Waren mir nicht ſehr willkommen;
Sah'n in's Zimmer mir herein.

Und ich zog vor meine Fenſter
Linnendecken grün und dicht,
Und ſie ſahen nicht, was hüben,
Und ich ſah, was drüben, nicht.

Doch in einer Dämmerſtunde
Fühlt' ich einſt ein ſüßes Grau'n,
Und ein Drängen und Verlangen,
Auf das neue Haus zu ſchau'n.

Durch den Vorhang ſpäht' ich leiſe,
Späht' und ſah ein ſchönes Bild
An den Scheiben ſinnend lehnen,
Geiſterblaſs und engelmild.

Mondenſchimmer überſtrahlte
Sanft der leidenden Geſicht,
Und ich ſandt' ihr viele Grüße,
Ob ſie's merkte, wußt' ich nicht. —

Und ſo fühlt' ich einſt ein Drängen
Spät in ſchwarzer Mitternacht,
Nach dem Fenſter hinzuſchauen,
Ob die blaſſe wohl noch wacht.

Flackernd ſtrahlten düſtre Kerzen
Durch des Vorhang's dünnen Flor,
Zehen Sternen gleich, die röthlich
Glüh'n aus Nebeldunſt hervor.

Schaudernd wacht' ich bis zum Morgen,
Blickte bang auf's neue Haus: —
Einen Sarg, geschmückt mit Blumen,
Trugen Jungfrau'n still heraus.

III.

Die Statue.

Vor der Burg des König's ſchreitet auf und nieder ein Trabant,
Schwenkt die blanke Partiſane drohend in der ſtarken Hand,
Und, ein immerwacher Argus, ſchickt er ſeine Augen aus,
Daß ſich nichts verdächt'ges nahe dem geweihten Königshaus.

Und geführt von einem Kinde kommt ein Bettler alt und krank,
Läßt ſich vor der hohen Pforte nieder auf die Marmorbank,
Thut ſich gütlich an den Strahlen, die ſo mild durchglüht den Stein,
Denkt nicht an das Haus des König's, denkt nur an den Sonnenſchein;

An die lauen Lenzeslüfte, die ſo lind und labend weh'n,
An die ſaftig grünen Bäume, die ſo augerquickend ſteh'n; —
Wie der Argus den erſchauet, ſtreckt er ſeine Lanze vor,
Gleich als wollt' ein Ungeheuer lagern ſich vorm Königsthor.

»Schmutz'ger Bettler,« ſchreit er grimmig, »willſt du geh'n? Ich rath' es dir!
»Glaubſt du, dieſe Marmorbänke ſteh'n für deinesgleichen hier? —
»Ritte plötzlich jetzt der König ſo vorbei im ſtolzen Trab,
»Eine ſchöne Statue wahrlich gäbſt du an der Pfort' ihm ab!« —

»»Laß die Statue hier nur bleiben,«« ſpricht gar mild ein hoher Mann,
Der, vom Argus überſehen, zu den beiden ritt heran. —

»Ha, mein König!« — »»Ja, dein König, — König dieſes Mannes auch,
»»Mit ihm theilend Bank und Bäume, Sonnenſchein und Frühlingshauch.

»»Bleibt nur ſitzen, guter Alter, ſolche Statuen da, wie Ihr,
»»Sind dem Hausherrn eine Lehre, wenn dem Haus gleich keine Zier;
»»Gäb' es Gott, daß einſt ich jedem, der hier dürftig zugekehrt,
»»Mehr und baß gewähren könnte, als ihm Sonn' und Luft gewährt!«« —

Der fremde Hund.

An jedem Morgen scharrt' und winselt'
Ein fremder Hund vor meiner Thür;
Mich sucht' er, seinen Herrn verlaßend,
Nicht wußt' ich, was ihn lockt zu mir;
Er schmiegte traut sich mir zu Füßen,
Und blickte klug mich an dabei,
Und leckte dankbar mir die Hände, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft jagt' ich ihn von meinem Tische,
Der wenig trägt für solchen Gast;
Oft schreckt' ich ihn mit barschem Rufe,
Wenn er mir naht' in froher Hast;
Oft ließ ich es ihn fühlbar merken,
Daß ich sein wahrer Herr nicht sei,
Er that, als wollt' er mir's nicht glauben, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft schlug ich ihm in kalten Nächten
Das Hausthor vor der Nase zu;
Er knurrte traurig auf der Schwelle,
Dann legt' er sich im Schnee zur Ruh'.
Hat doch bei'm Bette seines Herren
Zu Haus am Ofen weiche Streu,
Und blieb im Schnee vor meinem Thore, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

»Abſcheulich Thier!« ſo dacht' ich manchmal,
Und hatt' es in der That doch gern,
Und hatt' es täglich um ſo lieber,
Je ungetreuer es dem Herrn;
Und wagte — ſchalt es jemand drüber, —
Es zu vertheid'gen ohne Scheu,
Und rief, wenn's wedelnd mich umhüpfte:
»Treuloſer Hund, wie biſt du treu!« —

Doch einmal kam der Hund nicht wieder,
Blieb heute, blieb mir morgen fern,
Und übermorgen ſah ich folgſam
Ihn wandeln hinter ſeinem Herrn.
Er lief, als ob er's nicht mehr kennte,
An meinem Hauſe raſch vorbei,
Auf ſeinen Herrn den Blick gerichtet,
Ihm erſt ſo treulos, jetzt ſo treu.

So ſah ich Tag für Tag ihn immer.
Einſt lockt' ich ihn mit leiſem Ton;
Er ſchien mich nie gekannt zu haben,
Wies mir die Zähn' und lief davon.
»Du braver Hund!« ſo müßt' ich ſagen,
Und dennoch that mir's weh dabei:
Ich pries ihn treu, ſo lang er treulos,
Und ſchalt ihn treulos, ſeit er treu.

IV.

Die Feuerglocke zu Cöln.

Der Glock' am Cölner Münſter benahm die Zeit den Ton;
Wer ſoll die neue gießen? Der Ruhm iſt reicher Lohn.
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder, finſtrer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Haſt ſich an.

Ihn lockt es, einſt zu hören, wie ſtolz ſein Werk geweiht
Hineinſpricht in das Leben, als offner Mund der Zeit,
Als ein mit ſpäten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang ſein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhard's Wieſe beginnt er ſchnell den Guß.
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauſer Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speiſ' hinein.

Und alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es ſchäle vom Hut bis zum Gemerk;
Nun faßt er ſchon den Hammer, erhebt ihn ſchon zum Schwung,
Schon birſt die Form, o Himmel! die Glock' hat — einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Haſt den Guß.
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß,
Läßt ſchon das Werk verkühlen, hebt ſchon den Arm im Schwung,
Zerſchlägt die Form, o Himmel! zum zweiten Mal — ein Sprung.

»Nun weil's denn nicht,« ſo ruft er, »in Gottes Namen glückt,
»Sei's in des Teufels Namen!« — Das gläub'ge Volk erſchrickt;
Er aber hört kein Warnen, und ſchmelzt und rührt und gießt,
Bis hell in's Kleid von Erde die rothe Speiſe fließt.

Schon iſt's verkühlt, ſchon ſchwingt er den Hammer, ſprengt das Kleid, —
Da ſteht es hell und glänzend in ſeiner Herrlichkeit;
Kein Sprung, ja nicht ein Makel, des Feuers ſchönſtes Kind!
Er ſieht's und ſtaunt, die Menge trägt's nach der Stadt geſchwind.

Schon zieh'n es hundert Hände mit Macht empor am Strang.
»Wolf,« heißt es, »prüf' am erſten des eignen Werkes Klang;«
Er wartet ſchon am Thurme, bis ſich die Glock' erhebt,
Jetzt haftet ſie, jetzt zieht er das Seil, ſie tönt, — er bebt.

Sie tönt ſo hohl, ſo grauſig, ſie gellt ſo wild und graß,
Und rührt er gleich ſie nimmer, ſie brummt ohn' Unterlaß;
Das Volk zerſtiebt, ſich kreuzend, ihn aber faßt's wie Sturm,
Und ſchüttelt ihn wie Wahnſinn und ſchleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber, noch hängt ſie mahnend dort,
Und predigt: »Gunſt des Böſen iſt gar ein ſchwacher Hort!« —
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunſt,
Rührt man ſie nur bei'm Wetter, bei Sturm und Feuersbrunſt.

In der Kirche.

Ein frommes Lied durchſchüttert
Den hochgewölbten Dom,
Durch alle Räume zittert
Des Chor's gewaltiger Strom.

So war's vor langen Jahren,
Da ſtand ich, ein Knabe, hier;
Was hab' ich ſeither erfahren,
Was gieng vorüber an mir!

Dort kannt' ich viele Mienen
In Stühlen und Bänken umher:
Jetzt ſuch' ich umſonſt nach ihnen,
Ich finde ſie nicht mehr.

Nicht ein Geſicht, nicht eines
Von allen weit und breit,
Und niemand erkennet meines,
Als wär's eine neue Zeit.

Daß Meſslied aber ſchallet
So wie es damals klang,
Und was durch die Hallen hallet,
Es iſt noch derſelbe Geſang.

Der Menſch vergeht und verlebet,
Das Daſein wechſelt und kreiſt;
Hoch über den Wellen ſchwebet
Beſtändig der ewige Geiſt.

V.

Der Pfarrer von Stockholm.

Verewigung, du biſt wohl aller Worte Wort!
Uns alle ruft ein Tag zur Todespforte fort;
Schmerzloſer aber mag das Auge jedem brechen,
Der weiß, man werde noch manch Wörtlein von ihm ſprechen.
Doch Spott, du biſt die Schlang' am grünen Nachruhmbaume,
Du nagſt im Wachen, nagſt geheim daran im Traume,
Vergällſt die ſchönſte Frucht mit eklem Geiferſchaume.

So gieng's dem Pfarrer an dem Dom zu Stockholm auch.
Wie jeder für den Ruhm will etwas thun nach Brauch,
So wollt' auch er es thun, und warum er denn nicht?
Die Welt will ſprechen, ihr gilt's gleich, von wem ſie ſpricht.
Und an dem Strande gieng er ſinnend auf und nieder,
Auf's Lager warf er ſich bei Nacht, aufſprang er wieder,
Las neue Kriegsbericht' und alte Heldenlieder,
Jedwedes wog er, was ihn ausgeprägt zum Mann,
Und ſah ſein liebes Ich von allen Seiten an,
Um endlich eine doch davon heraus zu ſpüren,
Die ihn, ſo Gott es will, zum Nachruhm könnte führen.

Und als er lange ſich verſucht und lang gequält,
Und viel verworfen raſch und vieles bang gewählt,
Da ſollt' in einer Nacht, in einer ſternenklaren,
Es ihm mit aller Macht ſich endlich offenbaren.

Vom Schlaf gemieden lehnt' er mitternachts am Fenſter,
Vom Dom unheimlich klang die Stunde der Geſpenſter,
Die Wolken ließen ſich forttummeln von dem Sturm,
Und wie ein grauer Nordlandsrecke ſtand der Thurm;
Und auf dem ſpitzen Helm des grauen Nordlandsrecken
Schien, wie ein goldner Knopf, ein blanker Stern zu ſtecken.

Nun war's gefunden, nun durchblitzt' es ſeinen Kopf.
»Wie lange ſucht' ich,« rief er, »ich verſchlagner Tropf?
»Was fehlt dem Dome zur Vollendung noch? — Der Knopf!
»Ein goldner Knopf ſo hell, wie dieſer Stern da ſitzt,
»Und fernhinblitzend, ſo wie dieſer fern da blitzt!
»Wozu hätt' ich das Gold in meinem Schrank vergraben?
»Heraus! Ich will mich dran der Welt zum Dank erlaben!
»Einſchmelzen ſoll's der Schmied, und ſchmieden, glätten, ründen,
»Als Knopf ſoll's meinen Ruhm vom Thurm der Nachwelt künden!«

Und leichtern Herzens trägt ſein Gold er aus der Kammer,
Und liefert's freudig dar dem Feuer und dem Hammer;
Und was noch übrig iſt, das gibt er halb dem Schmied,
Halb Wirthen für ein Feſt und Sängern für ein Lied.
In wenig Wochen wogt der Domplatz von Gedränge,
Trompeten ſchallen laut in lautere Geſänge;
Ein ſpinnenfüßiges Gerüſt umklettert keck
Den Thurm, mit Menſchen drauf zum Schwindel und zum Schreck.
Jetzt flimmert's wie ein Stück, der Morgenſonn' entrückt,
Vom Gipfel weit hinaus, und alles jauchzt entzückt;
Der Knopf iſt aufgeſetzt, der Pfarrer iſt beglückt.

Wer hat dem Dom dieß goldne Siegel aufgedrückt?
Wer hat die goldne Blum' auf dieſen Stiel gepfropft?
Auf dieſen Leuchter wer dieß goldne Licht getropft?

Dem Nordlandsrecken wer den goldnen Helm geweiht? —
»Der Pfarrer!« tönt das Lob, — »der Pfarrer!« raunt der Neid.
»Der Pfarrer!« überall, wohin er horcht und lauſcht,
Er ſchwelgt von ſeines Ruhm's Verewigung berauſcht:
Die Wolken werden zieh'n, die Sterne werden flimmern,
Und Wolk' und Stern wird flieh'n, der Knopf wird oben ſchimmern!
Und wenn der Tod einſt kommt und ihm befiehlt zu geh'n,
Gleichwie zu ſeinem Stern wird er zum Knopfe ſeh'n,
Und denken: »Ich geh' fort, — du bleibſt, — und ich mit dir,
»Und reden wird die Zeit von dir und auch von mir;
»Und wenn der Thurm zerfiel, wird man den Knopf bewahren,
»Daß er des Pfarrers Ruhm der Welt mög' offenbaren!«
So dünkt', ob auch verarmt, der Pfarrer nun ſich reich,
Und wand durch's Leben ſich dem ärmſten Knechte gleich;
Er wußte ja, daß ihm der Nachruhm nahe ſtand,
Und dachte nicht des Neid's, der ſtets den Ruhm noch fand. —

Und todtkrank lag er ſo zuletzt auf ſeinem Lager,
Da trat der Neid herein, ein Männlein, blaß und hager,
Und ſprach: »Herr Pfarrer, ach! ich möcht' Euch's gern erſparen,
»Doch ſollt Ihr nicht getäuſcht aus dieſem Leben fahren!
»Die Welt iſt böſ', Ihr habt gelebt, Ihr ſterbt mit Freuden,
»Weil Ihr am Vorgeſchmack des Ruhm's euch wähnt zu weiden:
»Der Knopf am Dome dünkt Euch Eures Ruhmes Pfand;
»Ei ſeht, den Knopf am Dom misbraucht' Euch Neiderhand.
»Ein Spottgedicht auf Euch iſt in dem Knopf verſteckt,
»Und Spott iſt Euer Lohn, wenn's einſt die Welt entdeckt;
»Entdecken aber wird's die Welt, denn ſie iſt klug,
»Zumal wofern es gilt Verkleinerung und Trug!«

Das Männlein ſpricht's, und geht. — Der Pfarrer fährt empor,
Vor ſeinen Augen ſprüht der Knopf als Meteor;

In ſeinem Ohre klingt wie Donnerſpruch die Kunde,
Der Argwohn träufelt Gift in ſeines Herzens Wunde.
Er hält's nicht aus, er rafft ſich auf, geſträubt das Haar,
Er kreiſcht: »Verloren iſt mein Nachruhm, bleibt das wahr!«
Mit ſeiner letzten Kraft entwankt er ſchattenblaſs
Dem Haus, — dort blitzt der Knopf ſo höhniſch, hu! ſo graß.
»Herab mit ihm!« ſo ſchreit er, »nehmt mein letztes Gut,
»Mein Bett', mein Kleid vom Leib, aus meinem Leib das Blut,
»Und ſchmelzt es um in Geld, und zimmert ein Gerüſte,
»Herunter muß der Knopf, wenn ich verdammt ſein müßte!« —

Die Menge lacht und ſtaunt und rennt und zimmert Balken,
Das dürre Männlein fliegt empor gleich einem Falken;
Schon rüttelt's an dem Knopf, ſchon läßt die Klammer nach,
Des Pfarrers mattes Herz durchzuckt ein Jammer-Ach.
Jetzt, wie ein goldner Stern vom Himmel, fällt der Ball,
Und birſt vorm Pfarrer knapp entzwei mit lautem Knall.

Mehr todt als lebend kriecht er hin, durchſucht den Knopf,
Der goldne Knopf iſt leer, — und ächzend ſtirbt der Tropf.

Fried' und Lied.

— nec cithara carentem!
Horat.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter,
Fried' und Lied! das iſt mein Reim;
Laßt mich leben ſtill und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf beſondren Wegen,
Legt es mir nicht übel aus:
Jeder baut ſich ſeinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einſt verſucht zu fliegen,
Doch die Kraft verſagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwiſchen dort und zwiſchen hier;

Bald die Blicke ſehnend werfen
In's verlorne Paradies,
Bald für das mein Auge ſchärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich keinem was zu Leide,
Rühr' ich keinem an ſein Licht,
Nun ſo laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor,
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunkne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaubre mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den beßern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Fried' und Lied ist, was hienieden
Noch allein mich lockt und zieht,
Bis mich einst zum ew'gen Frieden
Eingewiegt mein letztes Lied.

VI.

Zwei Kaiſerinnen und — eine Mutter.

(20. März 1811.)

Noch liegt im Morgenſchlummer die Seine-Stadt und träumt,
Indes die Berg' im Oſten ſchon blaſſes Roth umſäumt;
Da plötzlich weckt die Schläfer ein lang vergeßner Schall,
Es iſt Kanonendonner, es läuft von Wall zu Wall.

Was ſoll im tiefen Frieden des Krieges Sturmſignal?
Sie taumeln empor, ſie zählen: »Zehn-, zwanzig-, hundertmal, —
»Ha! — Hundert und eins! — Frohlocket, die Hand des Herrn entſchied,
»Ein Thronerb' iſt geboren, das iſt ſein Wiegenlied!«

Ein Thronerb' iſt geboren, Heil ihm, Heil dir, o Land!
Nun hegſt du in deinem Schooße der Zukunft ſichres Pfand,
Das Pfand, das dir dein Kaiſer erkauft mit bittrem Schmerz,
Das Pfand, wofür er gebrochen das edelſte Frauenherz.

Blickt ſelig der Mütter ärmſte auf ihren Säugling hin,
Wie ſeliger wohl die Mutter, die eine Kaiſerin!
Das Kind, das ſie geboren, nicht lebt es für ſie allein,
Es lebt für Millionen, es wird ein Kaiſer ſein.

So fühlen die Frauen es alle im weiten Kaiſerreich,
Nur *eine* will's nicht fühlen, die ſitzt ſo ſtill und bleich;

Ihr ſtößt es hundert und einmal ein Meßer durch die Bruſt,
Zu ihrem Gemache brauſet wie Hohn des Volkes Luſt.

Es iſt die Frau, die der Kaiſer, dem Volke zu lieb, verſtieß,
Die Kaiſerin iſt's, die blutend er ſich vom Herzen riß:
Den Myrtenkranz zerdrückte der Krone ſchwere Wucht,
Dem Herzen genügt die Blüte, der Thron verlangt die Frucht. —

Da wird nach Brauch in den Straßen verkündet ein Edict:
»Wofern, da der Thronerb' heute das Licht der Welt erblickt,
»Geboren ward ein Knabe zu gleicher Stund' und Zeit,
»Sei Pathin ihm zu heißen die Kaiſerin bereit.« —

Bald war der Knabe gefunden, ein Kind der blaſſen Noth,
Denn die es geboren, die Mutter, ſie lag daneben — todt,
Die Kaiſerin aber denket: »Da thu' ich ein gutes Werk,
»Nun richt' ich auf dieſe Waiſe mein gnädig Augenmerk.

»Empfinden will ich's laßen, woran es mich ſtündlich mahnt,
»Will's hegen als des Himmels geheiligtes Unterpfand,
»Will drauf den Dank übertragen für meines Beſitzes Glück:
»Und was ich dem Bettler thue, Gott zahl's einem König zurück!« —

Allein auch die arme, blaſſe, verſtoßene Kaiſerin
Eilt heimlich oft, wenn es dämmert, zu jenem Knäblein hin,
Und hebt es aus der Wiege und herzt es mit feuchtem Blick;
»Du warſt deiner Mutter Unglück, mir wärſt du geweſen ein Glück!

»Und hätt' ich dich müßen erkaufen mit meinem Tode wie ſie,
»So trügeſt doch du dereinſtens die Krone, die Gott mir lieh,
»So läg' ich mit meinem Purpur doch unentweiht im Grab,
»So weinte doch treue Liebe mir zärtliche Thränen hinab.

»Drum will ich's dich fühlen laßen, woran dein Geſchick mich mahnt,
»Will hegen dich als des Schmerzes geheiligtes Unterpfand,
»Auf dich will ich übertragen all' meiner Entbehrung Gram,
»Will dir, einem Bettler, ſchenken, was Gott einem Prinzen nahm!«

So überhäufen zur Wette, wiewohl verſchieden geſinnt,
Die Kaiſerinnen beide mit Gnade das arme Kind;
Gibt Silber die Hand der einen, beut Gold der anderen Hand,
Und ſpendet jene die Perle, ſchenkt dieſe den Diamant.

Der Thronerb' in ſeiner Wiege prangt nicht mit ſolchem Schmuck,
Was Zierd' erſt war dem Knäblein, bald wird es ihm zum Druck.
Freigebig iſt das Entzücken, verſchwenderiſch iſt der Schmerz,
Was Zank der Gnade geweſen, wird bitterer Hochmuthſcherz.

Wie mag der Wettſtreit enden, des Preis ein arglos Kind?
Wer tritt dazwiſchen als Richter, wo Kronen die Waffen ſind?
Wohl iſt noch Einer ſtärker, wohl Einer reicher noch,
Was Kaiſerinnen auch bieten, Er überbietet ſie doch.

Sie geben Gold und Silber und Perlen und Diamant,
Er ſtreckt aus dem Abendpurpur hernieder ſeine Hand,
Und trägt das Kind aus der Wiege zu ſich über Wolken fort,
Und ſchenkt ihm — einen Himmel und — eine Mutter dort!

Die Mutter mit dem Kinde.

O ſeht das holde Pärchen,
So lieblich und ſo mild,
Verſchönernd eins das andre,
Der reinſten Liebe Bild;
Die Roſe voll und blühend,
Die Knospe zart und lind,
Den Maitag mit dem Morgen,
Die Mutter mit dem Kind!

So war die ſchöne Mutter
Einſt in der Jugend Mai,
Die Schönheit iſt geblieben,
Die Jugend iſt vorbei;
Doch einen treuen Spiegel,
Der ſtets an Glanz gewinnt,
Hält wonnig hier im Arme
Die Mutter mit dem Kind.

So wird nach tauſend Wochen
Die ſchöne Tochter ſein,
Der Mutter Herz verklärend
Mit Frühlingswiderſchein!
Den Reiz, der von der Quelle
Kryſtallen weiter rinnt,
Ihr erblich Lehen, ſpiegelt
Die Mutter mit dem Kind.

»Blüh' auf, mein Kind, in Freuden,
Der Schmerz vergeße dich;
Doch denk' an dich die Liebe
So gnädig wie an mich!
Bleib' immer Kind im Herzen,
Weil Kinder glücklich ſind,
Dann fühlt ſich überſelig
Die Mutter mit dem Kind!« —

Und wär' das Herz des Kindes
Empfänglich ſchon für Fleh'n,
Es würd' in's Aug' der Mutter,
Dann gegen Himmel ſeh'n,
Und an den Arm ſich ſchmiegend,
Der liebend es umſpinnt,
Als leuchtend Vorbild grüßen
Die Mutter mit dem Kind.

Wo weilſt du, Gatte, Vater,
Der ſein dieß Pärchen nennt?
Genieße froh des Himmels,
Den dieſe Welt ſchon kennt.
Umſchlinge deine Schätze,
Dein Doppelangebind,
Dein Königreich, dein Alles:
Die Mutter mit dem Kind!

VII.

Le bon mariage.

„San Jago de Compoſtella
„Sei unſer Ziel, o Braut,
„Zum Heiligen laß uns pilgern
„Dem wir in der Noth vertraut.

„Wir wollen im Glücke löſen,
„Was wir gelobt in der Pein,
„Und dann zur Ruh' uns begeben,
„Und ſelig durch Liebe ſein!“

Sie machten ſich auf die Reiſe;
Die Braut und der Bräutigam,
Sie wallten vom frühen Morgen,
Bis ſpät der Abend kam.

Sie gönnten ſich keine Ruhe
In ihrem Pilgerlauf,
Sie löſten all' ihre Liebe
In feiernde Andacht auf.

Und von Poitou bis Limoges
Gieng's fort im raſchen Zug;
Sie aßen nicht zur Genüge,
Sie tranken nicht genug.

Da ſtarb die junge Gattin,
Da war des Jammers viel;
Der Bräutigam zog weiter,
San Jago blieb ſein Ziel.

Er wollte dem Heiligen löſen,
Was er ihm einſt gelobt;
Er wollte dem Heiligen zeigen,
Wie Männerwort ſich erprobt.

Er ſank zu Compoſtella
Wohl auf die Knie' und ſprach:
»Ich habe gelöſt mein Gelübde,
»Du, Heiliger, ſteh mir nicht nach.

»Ich hab' dir gelobt zu kommen,
»Daß du mir hälfeſt treu,
»Und daß ich Ruhe fände,
»Und ſelig in Liebe ſei!«

Da ſchien das Bild zu lächeln,
Da ſtand der Pilger auf,
Und maß zurück nach Limoges
Den traurigen Pilgerlauf.

Dort trat er an's Grab der Gattin,
Ließ heben den Marmorſtein,
Da lag ſie ſo mild und freundlich,
Als lüde ſie ihn ein.

»O Gattin im ſchmalen Sarge,
»Wie,« ruft er, »ſind' ich dich?

»Liegſt ſelber ſo eng da unten,
»Haſt nicht einmal Platz für mich!«

Da ſcheint die Todte zu lächeln,
Und regt ſich wie im Traum,
Und rückt ganz ſacht bei Seite,
Als machte für ihn ſie Raum.

Er hat den Wink verſtanden,
Er drückt die Augen zu;
An ihre Herzensſeite
Sinkt er hinab zur Ruh'.

Er hat nicht umſonſt dem Heil'gen
Verlobt ſich in ſeiner Pein,
Jetzt kann er ja ruhen ewig,
Und ſelig in Liebe ſein.

Stelldichein.

Ja, einmal muß ich dich noch ſehen,
Noch einmal dir recht nahe ſein,
Noch einmal alles dir geſtehen
Bei einem trauten Stelldichein.

Doch wo, ach wo? — Vielleicht im Hauſe,
Wo mir manch Stündchen ſchwand bei dir?
Ach nein, es ward zur öden Klauſe,
Seit dein Geſchick dich rief von mir.

Vielleicht am Berg, wo deine Wange
Gar oft geglüht im Abendroth?
Ach nein, am Berge wird mir bange,
Dich find' ich nicht, — die Welt iſt todt.

Vielleicht am Quell, in deſſen Welle
Du manch Vergißmeinnicht geſtreut?
Ach nein, — nun flieh' ich dieſe Stelle,
Die ſchmerzlich mahnt an ſchönre Zeit.

Vielleicht in einem jener Sterne,
Die uns ſo freundlich angeblickt?
Ach nein, — ſie haben, ſeit du ferne,
Für mich die Augen zugedrückt.

Vielleicht in irgend einem Buche?
In irgend einer Melodie?
Ach nein, — die Stelle, die ich ſuche,
Die rechte Tonart ſind' ich nie.

Wohin ich horchen mag und ſpähen,
Es taugt mir nichts zum Stelldichein,
Und doch muß ich dich nochmal ſehen,
Muß nochmal dir recht nahe ſein!

So ſei's auf jenſeits denn verſchoben,
Doch dort gewiß, nach unſrem Sinn!
Drum blick' getroſt mit mir nach oben:
Es iſt ſo weit wohl nicht mehr hin!

VIII.

Der Lachſchädel.

„Hab' euch in meinem Leben gar manchen Zoll gebracht,
„Will nichts mehr von euch wißen, ihr Thränen, gute Nacht!
„Habt nie mein Aug' gekühlet, gelindert nie mein Weh',
„Erblinden will ich eher, als wieder weinen je.

„Und lachen will ich, lachen, — wenn alles um mich weint,
„Und lachen will ich, lachen, — wenn mir der Tod erſcheint,
„Und danken will ich's jedem, der noch in's Grab mir lacht;
„Gut' Nacht, ihr falſchen Thränen, — ich brauch' euch nicht, gut' Nacht!"

So ſagt von allen Thränen einſt Clepſanus ſich los,
Und wirft, gebeugt von Schmerzen, ſich in der Freude Schooß;
Als Minſtrel mit der Zither durchzieht er Irland's Höh'n,
Wo tolle Zecher lärmen, da iſt er gern geſeh'n.

Er weiß ſo ſchnurrige Liedlein, daß ſchnell der Ernſt entflieht,
Er ſchneidet ſo tolle Geſichter, daß jeder lacht, der's ſieht;
Auf jedes Gauklers Bretern iſt er ein willkommner Gaſt,
Ein Schalksblick auf die Leute, ſo platzt die Bude faſt.

Und liebende, die weinten, ſie lachten, wenn er erſchien,
Und grollende, die zankten, vergaßen des Groll's durch ihn,
Und trat er mitten durch Fackeln in's ſchwarze Leichenhaus,
Als wahrer Thränenbanner trieb er die Klag' hinaus.

Und doch ſchien ſeine Kurzweil nur tollgewordner Schmerz,
Wenn ſeine Lippen lachten, ſo war's, als weinte ſein Herz. —
So grüßt' er einſt mit Lachen den Tod in ſtiller Nacht,
Nachhallt' es in öder Kammer, als hätt' auch der Tod gelacht.

Schon lag er längſt begraben, man ſprach von ihm nicht mehr,
Die über ihn einſt lachten, — ſtill lagen ſie um ihn her;
Da grub der Todtengräber das Grab, worin er ſchlief,
Zurecht für einen andern, dem auch ſein Stündlein rief.

Und einen Schädel zieht er aus halbvermorſchtem Schrein,
Und lehnt ihn, emſig ſchaufelnd, bei Seit' an einen Stein;
Jetzt raſtet er vom Werke, blickt auf den Schädel hin,
Wie packt's ihn ſo gewaltig! Sitzt denn der Satan drin?

Das Grabſcheit läßt er fallen, die Augen ſperrt er auf,
Als lehnt' am Stein ein Wunder, ſo ſtarrt er glotzend drauf;
Und lacht, die Lenden ſich haltend, daß er ſich biegen muß,
Und lacht ſchier zum Erſticken: »Das iſt der Clepſanus!«

Da naht bei Poſaunenſchalle der düſtre Leichenzug;
Sie zieh'n vorbei am Steine, ſie weinten lang genug;
Kaum ſeh'n ſie nur den Schädel, ſo iſt's um ſie geſcheh'n,
Ableeren ſie die Bahre, und bleiben lachend ſteh'n.

Da hilft kein Zerren und Sperren, wer nie gelacht, er muß,
Das Echo trägt's auf die Berge: »Das iſt der Clepſanus!« —
Ein tröſtlich Ding ſind Thränen um einen verſtorbnen Mann;
Als Clepſanus drauf verzichtet, that er nicht wohl daran.

Liebesfrühling.

L'amour nait de rien et meurt de tout!

»Sieh! wie ſie ſchmollen und ſich härmen,
»Sieh! wie ſie glücklich ſind durch nichts,
»Wie ſie ſich necken, wie ſie ſchwärmen,
»Den Mücken gleich im Strahl des Licht's!

»Sieh! wie ſie luft'ge Schlöſſer bauen,
»Schon halb Ruinen im entſteh'n;
»Wie ſie der falſchen Ferne trauen,
»Und was vor ihnen liegt nicht ſeh'n!

»Ach! wie allmächtig, wie gebrechlich,
»Bald reich, bald arm, bald Mann, bald Kind!
»Wie ſie ſich grollen unausſprechlich,
»Wie ſchnell verſöhnt ſie wieder ſind!

»Sie ſind allein einander wichtig,
»Sie denken, fühlen, ſeh'n nur ſich;
»Und all' ihr Treiben doch ſo nichtig,
»Und all' ihr Thun ſo lächerlich!« — —

O laß ſie tändeln, laß ſie dahlen!
Du warſt ja, — oder wirſt noch ſo.
Lenzlüfte ſind das, Frühlingsſtrahlen!
Wie's jeden freut, laß jeden froh.

Iſt's doch nur eine kurze Wonne,
Vielleicht zerſtört durch eine Nacht;
O laß ſie ſpielen in der Sonne,
Dieweil noch Liebesfrühling lacht!

Wenn er einſt kommt der Ernſt des Lebens
Mit ſeiner kalten, ehrnen Hand,
Dann iſt es ohnehin vergebens,
Und fruchtlos jeder Widerſtand.

Nicht brauchſt ſie vorſchnell du zu ſchrecken
Aus dieſem lichten Wunderraum:
Das Leben ſelbſt wird ſie erwecken,
Und ach! dann folgt kein zweiter Traum.

IX.

Vater und Kind.

Der König kommt aus der Schlacht nach Haus,
Den raſſelnden Panzer zieht er aus,
Schnallt ab das Schwert, geſättigt von Tod,
Stellt hin die Lanze, von Blut noch roth.

»Hab'«, ſpricht er, »ein gut Stück Arbeit vollbracht,
»Gebrochen liegt meines Feindes Macht,
»Und mancher der Väter ſucht ſein Kind,
»Und manche der Mütter weinet ſich blind.« —

Sein Auge, das erſt gedroht ſo wild,
Vergißt des Grolles und leuchtet mild;
Sein Wort, erſt Donner, nun Flötenton,
Beſorglich fragt es: »Wo iſt mein Sohn?

»Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück?
»Wie lang entbehrt' ihn des Vaters Blick!« —
Der Höfling erwiedert ihm nicht zu Dank:
»Dein Sohn, Herr König, iſt krank, todkrank!«

»»Todkrank?«« Da ſtürzt er mit bangem Sinn
In's dumpfige Zimmer zum Lager hin;
Matt ſtrahlet die Lamp' auf des Knaben Geſicht,
Noch matter ſtrahlet ſein Lebenslicht:

»Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück,
»Mit welchem Land kauf' ich dich zurück?
»Nein, Tod, das forderſt du nicht, nein, nein!
»So ungerecht kann der Tod nicht ſein!«

Da liegt der König vor ſeinem Kind,
Er ſelbſt ein Kind, das in Thränen zerrinnt,
Und klagt, was er tauſend Eltern gethan,
Da ihm es droht, als ein Unrecht an.

Der Händedruck.

Einſt hatt' ich manche Hand zu drücken,
In der ein Puls der Freundſchaft ſchlug,
Die frembes Leiden und Entzücken
In meine magiſch übertrug.

Da war's noch jener Druck voll Leben,
Der, wie man glaubt, zur Seele bringt,
Und uns, zur Stunde recht gegeben,
Um ein Jahrzehend näher bringt;

Noch jener Druck, der Blick' und Worte,
Der Brief und Eidſchwur uns erſpart,
Und bis zur ſtillen Grabespforte
Das Herz dem Herzen treu bewahrt.

Nun drück' ich auch wohl manche Hände,
Doch iſt es jener Druck nicht mehr;
Als ob ich keine Hand mehr fände,
Die ſo recht treu zu drücken wär'.

Will ich die eine herzlich faßen,
So ſpür' ich einen Ring daran,
Der faſt mich warnt, die Hand zu laßen,
Die ganz nicht mein mehr heißen kann.

Und lang' ich nach der andern lieber,
Fühlt ſie ſo kalt und rauh ſich an,
Wie eine Marmorhand, worüber
Die Zeit ihr Staubgewebe ſpann.

Und an der dritten fühl' ich Schwielen,
Die vierte riecht nach Sterblichkeit,
Und dieſe ſcheint im Druck zu ſpielen,
Und jene nimmt ſich nicht die Zeit.

Ach, daß ich eine wiederfände,
Mit jenes Druckes warmer Spur!
Doch was verklag' ich andre Hände?
Am Ende liegt's an meiner nur.

X.

Thürmer und Todtengräber.

Der Thürmer in ſeinem Stübchen
Der ſaß in finſterer Nacht,
Sah aus nach allen Seiten
Und hielt getreue Wacht.

Er bog ſich hinaus zum Fenſter,
Und ſah auf den Friedhof hinab;
Da grub der Todtengräber
Beim flackernden Span ein Grab.

»Traun!«— meinte der Thürmer droben,
»Der hat wohl ein ſchaurig Amt:
»Zu wohnen unter Todten,
»Im Leben zum Tode verdammt;

»Von Leichen umduftet zu ſchlafen,
»Auf morſchen Gräbern zu ſteh'n,
»Und unter Kreuzen zu wandeln,
»Und über Knochen zu geh'n;

»Bei kniſternden Bretern der Särge
»Zu kochen das karge Mahl;
»Bei jedem Schritt erinnert:
»Hier ruhſt auch du einmal!

»Hab' eben nichts zu verlieren,
»Bin kein geſchreckter Mann;
»Doch müßt' ich da unten wohnen,
»Wohl käm' ein Grauſen mich an.« —

Der Todtengräber unten
Setzt eben den Spaten ein,
Da fällt ihm das Licht in's Auge
Von Thürmers Fenſterlein.

»Traun!« — meint der Todtengräber,
»Der hat wohl ein ſchaurig Amt;
»Zu wohnen allein in den Lüften,
»Zur Einſamkeit verdammt;

»Von Stürmen umbrauſt zu werden,
»Von Raben umkrächzt zu ſein,
»Aus öder Stube zu ſtarren
»In's öde Dunkel hinein;

»Und immer die Glocke zu rühren,
»Wenn einer ſtarb im Thal,
»Bei jedem Schlag erinnert:
»So läutet's auch dir einmal!

»Hab' eben nichts zu verlieren,
»Bin kein geſchreckter Mann,
»Doch müßt' ich da droben wohnen,
»Wohl käm' ein Grauſen mich an.«

Zeigerlied.

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn die Stunden ſind von Blei;
Freude fliegt wie Flaum vorüber,
Nur der Schmerz will nicht vorbei.
Doch wenn einmal, mich zu heilen,
Luſt mir wieder lächeln will,
Dann, verzichtend auf dein Eilen,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn nicht länger trag' ich's mehr;
Zahl- und geiſtreich iſt der Zirkel,
Doch mich dünkt er flach und leer.
Aber wenn in Freundesrunde
Wort und Wein mich laben will,
Dann, vergeßend Zeit und Stunde,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Unmuth niſtet hier,
Sitzt wie eine Todteneule
In der Einſamkeit bei mir.
Doch wenn oft mein einſam Denken
Sanfte Wehmuth theilen will,
Dann, recht lang ſie mir zu ſchenken,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill! —

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Weg iſt gar ſo lang;
Dort erſt unter Liebchens Fenſter
Iſt das Ziel für meinen Gang.
Doch wenn dort durch helle Scheiben
Gruß und Blick mir winken will,
Dann, verlernend dieſes Treiben,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Lauf, ſo lang dir's noch beliebt;
Stunden kommen, Stunden gehen,
Eine nimmt, die andre gibt.
Doch wenn einſt dem müden Gaſte
Keine Luſt mehr munden will,
Dann, mein lieber Zeiger, raſte,
Ach — und ſteh' auf immer ſtill!

XI.

Das Chriſtusbild.

Ein hagrer Mann, ein blaſſes Weib,
Ein Kind mit ſiechem Schattenleib,
Und eine Stube, dumpf und feucht,
Wo ſich bei Tag die Nacht verkreucht;

Und kahl die Wand, kein Schrank, kein Stuhl,
Und ſtatt des Pfühl's ein ekler Pfuhl, —
Verlangt's euch, ſolch ein Bild zu ſeh'n,
Ihr habt zur Zeit nicht weit zu geh'n.

Ein armer Weber iſt der Mann,
Der doch manch ärmren nennen kann:
Er hofft, er glaubt, er liebt ja noch,
Und trägt in Demuth Gottes Joch.

Die Glocke tönt, wie fliegt die Zeit.
»Muth,« ruft er, »Weib, und ſei bereit!
»Der Wuchrer kommt, — und wenn er kommt,
»Wohlan, ſo nehm' er, was ihm frommt!

»So pfänd' er Boden, Luft und Licht, —
»Die Seel' uns pfänden kann er nicht:
»Du bleibſt noch mein, ich bleibe dein,
»Und unſer Kind mag Gottes ſein!

»Und ſchleppt' er in den Thurm uns fort, —
»Weib, iſt der Herr mit uns nicht dort?
»Und ſchlüg' er, wenn er's dürft', uns todt, —
»Wär's nicht Erlöſung von der Noth?

»Vor keines Wuchrers Grimm erbebt,
»Wer weiß, daß noch ſein Heiland lebt! —
»Die Glocke ſchlägt, es fliegt die Zeit,
»Horch, horch, ſie kommen, — ſei bereit!« —

Da tritt in's düſtre Kämmerlein
Der Wuchrer mit dem Büttel ein. —
»Räumt auf!« — Der Büttel ſchickt ſich an,
Wie man den Hunger pfänden kann.

»»Nichts!«« — »Nichts?« — Des Wuchrers Katzenblick
Glotzt nochmal in die Nacht zurück. —
»Ha, Maulwurf,« — ruft er plötzlich wild, —
»Dort an der Wand das *alte Bild*?!« —

»Herr,« fällt der Weber angſtvoll ein,
»Ein Chriſtusbild iſt's, ſchlicht und klein,
»Seht, werthlos ganz, für Euch ein Tand,
»Doch uns vom Ahn ein theures Pfand.

»Großvaters Blick hieng ſterbend dran,
»Mein Vater rief's in Nöthen an,
»Aus meiner Wiege blickt' ich drauf,
»Ob meinem Ehbett hängt' ich's auf.

»Und wenn uns oft recht hart geſchah,
»So warfen wir uns nieder da,

»Und beteten zu ihm voll Schmerz,
»Und leichter ward uns um das Herz.

»Ja, Herr, wir dachten gar nicht dran,
»Daß man's von da wegheben kann:
»Wie eingewachſen in den Stein,
»Schien's unbeweglich uns zu ſein!« —

»Ihr Thoren« — höhnt der Wuchrer laut, —
»Ich weiß es flott zu machen! Schaut!«
Und ſeine Hände krallenhaft
Haut er in's Bild mit wilder Kraft.

Da klammern an den harten Mann
Die frommen Drei ſich bittend an;
Er ſtößt ſie weg, er zerrt mit Macht,
Der Nagel wankt, der Rahmen kracht.

Ein Schlag dem Bild noch in's Geſicht, —
Zerbrochen iſt's, — verſchwunden nicht:
Denn ſiehe! klarer, als es war,
Stellt's wieder auf dem Stein ſich dar,

Doch iſt's kein Bild von Malerhand,
Was ſchmerzvoll lächelt aus der Wand,
Es lebt, es ſpricht mit ſtummem Mund,
Es neigt das Haupt, von Dornen wund;

Es läßt ſein Aug', ſo ernſt und hehr,
Hinfallen auf den Wuchrer ſchwer,
Und kehrt es mild mit langem Blick
Dann auf die frommen Drei zurück.

Es ſcheint zu rufen: »Zaget nicht,
»Wenn Spott mein Bild auch frech zerbricht:
»Wer gläubig mich darinnen ſah,
»Dem iſt ſein Heiland ſelber nah!« — —

Der Wuchrer wankt entſetzt davon,
Und ſühnt durch Wohlthat ſeinen Hohn;
Den Frommen aber ward es klar:
»Daß Chriſti Bild ihr — Heiland war!«

Mein Heiland ſieht herab auf mich!

Es hängt zu meines Bettes Häupten
Ein ſchlicht und einfach Chriſtusbild;
Des Mittlers Antlitz iſt ſo heilig,
Sein Blick ſo ſchmerzvoll und ſo mild.
Oft wenn ich nachts, wo alle ſchliefen,
Der letzte, leiſ' in's Zimmer ſchlich,
Dacht' ich, dem milden Blick begegnend:
»Dein Heiland ſieht herab auf dich!«

Und wenn ich bei der Lampe Schimmer
Mit Sorg' und Kummer ſchlaflos rang,
Wenn alles Weh' in mir erwachte,
Das ich bei Tag mit Müh' bezwang,
Da hob die thränenfeuchten Augen
Ich unwillkürlich über mich,
Und rief, erleichtert und erleuchtet:
»Dein Heiland ſieht herab auf dich!«

Und oft in bangen Zweifelsſtunden,
Wo ſich die Seele ſelbſt verliert,
Wo ſich Verdienſt und Schuld vermiſchen,
Wo Wahnwitz ſich mit Lorbeern ziert,
Da, wenn ich hinſank, abgemattet,
Erbittert auf die Welt und mich,
Ein Blick nach oben, — und ich fühlte:
»Dein Heiland ſieht herab auf dich!«

Wenn in der Krankheit Fiebergluten
Auf meinem Bett ich ſtöhnend lag,
Und ungeduldig Stund' um Stunde
Nachzählte jeden Hammerſchlag,
Da blickt' ich auf zu jenem Dulder,
Der ſo viel mehr noch litt als ich,
Und ſpürte Troſt in dem Gedanken:
»Dein Heiland ſieht herab auf dich!«

Und lag mir krank der Meinen eines,
Und wußt' ich in Gefahr mein Kind,
Und bangte mir um ferne Freunde,
Sah ich zum Bild empor geſchwind.
Ich faßt' es nicht in ſchöne Worte,
Nach keiner Formel betet' ich,
Und doch ſchien mir das Bild zu ſagen:
»Dein Heiland ſieht herab auf dich!«

Drum ſoll zu Häupten meines Bettes
Das Bild mir bleiben für und für,
Zum Troſt für mich und euch, ihr Lieben,
Pocht einſt der Tod an meine Thür.
Und wenn ich ſtumm und ſtarr dann liege,
So ſprecht zum Segen über mich:
»Du liegſt im Tod auch nicht verlaßen,
»Dein Heiland ſieht herab auf dich!«

XII.

Die beiden Ahasvere.

Tolle Zecher ſtürmen lärmend in die düſtre Schenk' hinein,
Werfen ſich auf Tiſch' und Bänke, ſchrei'n nach Würfeln und nach Wein,
Einen hagren alten Juden, in abſonderlicher Tracht,
Haben ſie zum Zechgelage ſich als Tiſchnarrn mitgebracht.

»Setz' dich, Gauner,« ſchallt es ſpöttelnd, »da iſt Imbiß, da iſt Trank,
Aber daß du uns die Zeche zahlſt mit einem guten Schwank!
Seht ihn nur 'mal an, den Schächer, — wahrlich hol' uns der und der,
Iſt er, wie er iſt, am Ende nicht der echte Ahasver?«

Und ein brüllend Hohngelächter folgt dem plumpen Witze nach,
Und ein ſchwerer Seufzer ächzet wie ein Windſtoß durch's Gemach. —
»Weh geſchrie'n,« ſo ruft der Jude, »weh geſchrie'n, ich bin erkannt!
»Habt Erbarmen mit mir Armen, ja — ich bin's, den ihr genannt!«

Unwillkürlich ſchauernd ſpringen alle Zecher raſch empor,
Scheu den Spuk mit Augen meßend, den ihr Spöttermund beſchwor;
Und der Jud', unheimlich grinſend, duckt ſich demuthsvoll und ſpricht:
»Fürchtet euch, gewalt'ge Herren, vor dem ſchwachen Juden nicht!

»Bin ich ſelber doch geſchlagen! Zwei Jahrtauſende ſchon faſt
»Wall' und wandr' ich auf und nieder, und noch hab' ich keine Raſt;
»Ja, der Ahasver, der alte, könnt' erzählen viel, ihr Herr'n,
»Große Dinge, grauſe Dinge; — Jugend aber hört's nicht gern!« —

»Sprich, erzähl', erzähle!« lärmt es, — und der Jude lächelt kalt:
»Neues ſoll' ich euch erzählen, und für mich iſt alles alt.
»Schlimme Zeiten aller Orten, ſchlimmre Zeiten vor der Thür,
»Aller Orten Noth und Jammer, Uebergriff und Ungebühr.

»Iſt die Welt doch grau geworden und iſt immer noch ein Kind,
»Taub noch wie vor tauſend Jahren, wie vor tauſend Jahren blind;
»Hat das Meßer in den Händen, aber ſcheut ſich vor dem Schnitt,
»Hat den Schlüßel zu den Ketten, aber ſchleppt ſie knechtiſch mit.

»Wollt ihr warten, bis ſich's beßert? Seht an mir, was warten frommt!
»Ahasvere ſeid ihr alle; wartet bis der Heiland kommt!
»Löſt ihr euren Fluch nicht ſelber, Niemand löſet euren Fluch,
»Und in lächerlicher Demuth webt ihr euer Leichentuch.

»Menſchenalter ſah ich kommen, Menſchenalter ſah ich geh'n,
»Alle hofften auf die Zukunft, keiner hat ſie je geſeh'n;
»Wer wie ich gelebt mit allen, aber nicht mit ihnen ſtarb,
»Weiß, was jede Zeit verloren, weil ſie ſelbſt ſich's nicht erwarb.

»Warten, warten?! — Ich muß warten, vor mir liegt die Ewigkeit,
»Doch vor euch, ihr unglückſel'gen Glücklichen, liegt nur die Zeit,
»Und die Zeit iſt täglich euer, wenn ihr ſie zur euren macht;
»Wer ſich ſcheut den Tag zu wecken, darf nicht klagen, daß es Nacht.

»Tauſenden auf meiner Wandrung hab' ich es gepredigt laut,
»Doch ſie haben immer wieder auf den alten Wahn gebaut;
»So ward euer Fluch — der meine, eure Qual — Qual für mein Herz,
»Und der Menſchheit Leid — mein Leiden, und der Schmerz der Welt — mein Schmerz!

»Ewig ſo herum zu wandeln durch das ew'ge Einerlei,
»Ewig ſo ihn anzuhören eurer Ohnmacht eitlen Schrei,
»Ewig dort zu ſeh'n euch betteln, wo kein Ohr, kein Aug' für euch,
»Lächerlich faſt möcht' ich's nennen, wär's ſo troſtlos nicht zugleich!« —

Und der Jude knickt zuſammen, ächzend wie ein morſcher Baum,
Und die ernſtgewordnen Zecher ſitzen ſtumm und athmen kaum;
Sieh, da regt ſich's tief im Winkel, ſieh, da hebt ſich's lang empor,
Und ein grauer Schatten ſchreitet ſchweigſam feierlich hervor.

Um die hagren Lenden fließet ihm ein faltiger Talar,
Erdenfahl ſind ſeine Wangen, ſilberweiß ſind Bart und Haar,
Hoch die Stirn und tief die Augen, überwölbt von dichten Brau'n,
Und ſein Leib, obwohl verwittert, dennoch kräftig, faſt zum Grau'n.

Stieg er plötzlich aus dem Boden, war er ungeſehen nah?
Niemand weiß es, alle ſchaudern, furchtbar drohend ſteht er da,
Und in ſeinen Augenhöhlen, erſt noch ſternlos, flammt's wie Brand,
Und dem Juden auf die Schulter legt er ſeine Knochenhand.

»Geh, du Lügner,« ſpricht er zürnend, »geh, armſel'ger Gaukler, geh;
»Prahle nicht mit einem Fluche, deſſen Wucht nur ich verſteh'!
»Weltſchmerzheuchler, Leidensmäkler, Arzt, der heilen will mit Gift,
»Willſt der Welt ihr Leid du deuten, lies auf meiner Stirn die Schrift.

»Daß ſie wegſtößt ihren Heiland, wie einſt ich ihn ſtieß von mir,
»Daß ſein Wort ſie überhöret, wenn er warnend ſpricht zu ihr,
»Daß ſie von ſich ſelbſt erwartet, was nur er ihr geben kann,
»Daß ſein Glaub' ihr ward zum Wahne, das nur iſt ihr Fluch und Bann.

»Geh, betrogener Betrüger, geh, du Krüppel deiner Zeit,
»Daß der Herr dich nicht im Zorne mahn' an ſeine Ewigkeit!
»Darin eben liegt das Unheil und der Welt unſel'ger Bruch,
»Daß ſie ſo, wie du, verblendet prahlt mit ihrem ärgſten Fluch!« —

Alſo ſpricht er, ſchlägt den Mantel um die Schulter, wendet ſich,
Durch die düſtre Stube ſchallen ſeine Tritte ſchauerlich;
Und die tollen Zecher trinken ihre Krüge nimmer leer,
Höhnend aus der Schenke ſtoßen ſie den falſchen Ahasver.

Ansichten.

»Freund, da hilft kein Widerſtreben,
Alſo ſchallt es rings mir zu,
»Willſt du mit der Zeit nicht leben,
»Glaub', umſonſt nur lebteſt du.

»Sieh die jüngern, raſch gewonnen
»Haben ſie's im kühnen Schwung,
»Und die ältern, klug beſonnen,
»Thun, ſo gut ſie's können, jung.

»Soll man dich nicht fallen laßen,
»Stimme deine Saiten um;
»Wie man's liebt, ſo mußt du's faßen,
»Beßer vorlaut ſein, als ſtumm.

»Reiß dich los von all dem Plunder,
»Der ſo alt iſt wie die Welt;
»Jeder Tag bringt neue Wunder,
»Und das neue nur gefällt.

»Keck in's Leben mußt du tauchen,
»Greifen in das Rad der Zeit,
»Fleiſch und Blut iſt's, was wir brauchen,
»Poeſie der Wirklichkeit!« —

*

Habet Dank für eure Lehre,
Was ihr wollt, weiß ich genau;
Rudert auf bewegtem Meere,
Klammert euch an jedes Tau.

Haſchet jeden flücht'gen Funken,
Gierig auf und facht ihn an,
Und genießt entzückungstrunken,
Was die Zeit euch bieten kann;

Aber wehrt mir nicht zu denken:
Jede Zeit hat ihre Zeit,
Was ſie hat nur kann ſie ſchenken,
Glänzende Vergänglichkeit.

Mehr als auf manch neues Wunder,
Das nur, weil es neu, gefällt,
Bau' ich drum auf jenen Plunder,
Weil er alt iſt, wie die Welt.

Und ſo laßt denn meinem Streben,
Wird's auch mehr als Streben nie,
Als Deviſ' in Kunſt und Leben:
»Wirklichkeit der Poeſie!«

Inhalt.

Seite

Widmung III

Erste Lese.

I. Das Glücksglöcklein 3
Mein Glück 6
II. Der Nachtwandler 9
Selbsttäuschung 12
III. Der Ersatz 15
Die Veilchen-Leiche 17
IV. Die Thräne 19
Die Thränen der Liebe 22
V. Aennchen von Tharau 24
Dichterloos 27
VI. Das wunde Herz 30
Meine Uhr 32
VII. Das Todtenlichtlein 34
Dorf und Kirchhof 36
VIII. Der Aelpler 38
Der Aelpler und der Fischer 45
IX. Des Lebens Preis 48
Böser Zweifel 50
X. Die Spielkarten 51
Taschenspielerei 54

Seite

XI. Der finstere Tänzer 56
Auf dem Balle 60
XII. Der Bettelknabe 62
Ein trüber Gedanke 67

Zweite Lese.

I. Der König und der Landmann 73
Dichterfreuden 75
II. Ein weißes Haar 79
An mein Vaterland 81
III. Die Perle 83
Die Strickerin 85
IV. Das Schlangenhalsband 87
Die beiden Ringe 90
V. Das Vaterunser 92
Im Walde 95
VI. Ein lebendig Monument 97
Besuch und Gegenbesuch 99
VII. Der Meister und sein Bau 101
Der Baum der Lieder 103
VIII. Die sieben Jungfrauen 105
Geständniß 109
IX. Die Todtenfeier 111
Der Glöckchenwalzer 113
X. Die Pestjungfrau 115
Abstand 117
XI. Die Bestellung 119
Lust und Schmerz 122
XII. Vogelweide 125
Dichter-Alter 128

Dritte Lese.

Seite

I. Die beiden Gräber 133
An die Unduldsamen 138
II. Des Menschen Bild 141
Bitte 143
III. Der närrische Küster 145
Maß für Schmerzen 147
IV. Die Gräfin von Querfurt 149
Mein Wecker 153
V. Der Falschmünzer 155
Weltsinn 158
VI. Legende 161
Wettstreit 164
VII. Die Unverwundbare 166
Die Karthausen 170
VIII. Das Pilgerhemde 172
Mein Stammbuch 179
IX. Charles Bessières 181
Trostreiches Sterben 184
X. Die Freierprobe 186
Tagesleben 189
XI. Heilsberg 192
Liebessehnsucht 200
XII. Der Wiedertäufer 202
Meine Taufen 206

Vierte Lese.

I. Die beiden Spieler 211
Posthornklang 215
II. Singrün 217
Vorbei! 227

Seite

III. Das gerettete Kind 229
Auf der Heimkehr 234
IV. Ein Traum des alten Fritz 236
Löwentraum 238
V. Das Venezianer-Glas 240
Wechselwirkung 247
VI. Ein altes Lied 248
Palimpseſt 251
VII. Der Ahorn am Teich 253
Die wandelnde Linde 256
VIII. Das erſte und letzte Bild 258
Das liebe Fenſter 265
IX. Der letzte Mann 269
Reiſegeſellſchaft 272
X. Der Suchende 274
Stille Freude 278
XI. Orgelluſt 281
Empfinden und Dichten 285
XII. Der Vogelſteller und der Förſter 287
Entſchuldigung 291

Fünfte Leſe.

I. Die Warnung 297
Selbſt iſt der Mann! 302
II. Der gejagte Jäger 304
Fiſchers Abendlied 306
III. Der todte Soldat 308
Hagelſchlag 310
IV. Nach einem Jahre 312
Vorbereitung 314
V. Der Skalde 316
Männerwaffen 318
VI. Kunſt und Natur 320
Vogel und Dichter 326

Seite

VII. Gräberrosen 328
Blumeneid 331
VIII. Der alte Schiffer 333
Glück und Unglück 335
IX. Das Erbstück 337
Liebesroman 340
X. Der blinde Greis an seine Tochter 342
Täuschung 344
XI. Der Scorpion 345
Die letzte Schwalbe 347
XII. Eine Concertscene 348
An die moderne Muse 354

Sechste Lese.

I. Die Stiefmutter 361
Zweite Liebe 363
II. Der Schatz von Toledo 366
Das neue Haus 370
III. Die Statue 373
Der fremde Hund 37
IV. Die Feuerglocke zu Cöln 377
In der Kirche 379
V. Der Pfarrer von Stockholm 381
Fried' und Lied 385
VI. Zwei Kaiserinnen und — eine Mutter 387
Die Mutter mit dem Kinde 390
VII. Le bon mariage 392
Stelldichein 395
VIII. Der Lachschädel 397
Liebesfrühling 399
IX. Vater und Kind 401
Der Händedruck 403

Seite

X. Thürmer und Todtengräber 405
Zeigerlied 407
XI. Das Christusbild 409
Mein Heiland sieht herab auf mich! 413
XII. Die beiden Ahasvere 415
Ansichten 419

Bei

Pfautſch & Voß in Wien

ſind erſchienen:

Album öſterreichiſcher Dichter. Enthaltend die ſprechend ähnlichen Porträts in Stahlſtich nebſt Biographien und eine Auswahl der vorzüglichſten Dichtungen von **Nikolaus Lenau, — Anaſtaſius Grün, — Franz Grillparzer, — Friedrich Halm, — Eduard von Bauernfeld, — J. F. Caſtelli, — Ludwig Auguſt Frankl, — Adolf von Tſchabuſchnigg, — Johann Gabriel Seidl, — C. F. Dräxler-Manfred, — Johann N. Vogl, — Heinrich von Levitſchnigg,** Prachtausgabe in gr. 8. mit 12 Stahlſtichen. 1850. broſchirt 3 fl. 36 kr. C. M. (2 Rthlr. 12 Ngr.) In Sarſenet mit Goldſchnitt gebunden 4 fl. 30 kr. C. M. (3 Rthlr.)

Lancival, J. Ch. J. Luce de, **Hector.** Trauerſpiel in fünf Aufzügen. **Nach Napoleons Plane** bearbeitet. Deutſch von **Johann Gabriel Seidl.** 16. 1843. broſchirt 20 kr. C. M. ($7\frac{1}{2}$ Ngr.)

Levitſchnigg, Heinrich Ritter von, **Gedichte.** Mit dem Porträt des Dichters. 8. 1842. In Sarſenet gebunden 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr.)

Tschabuschnigg, Adolf Ritter von, **Gedichte.** Zweite vermehrte Auflage. Mit dem Porträt des Dichters. 8. 1841. In Sarsenet gebunden 1 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr.)

— **Neue Gedichte.** Miniaturausgabe. 1851. broschirt 54 kr. C. M. (18 Ngr.) In Sarsenet mit Goldschnitt gebunden 1 fl. 20 kr. C. M. (27. Ngr.)

Vogl, Joh. N., **Blumen.** Romanzen, Lieder und Sprüche Miniaturausgabe. 1852. brosch. 1 fl. C. M. (22½ Ngr.) Elegant gebunden 1 fl. 20 kr. C. M. (27 Ngr.)

Von einer verschollenen Königsstadt. Lyrisch-epischer Romanzenkranz vom Dichter der „**Parallelen.**" Miniaturausgabe. 1850. brosch. 2 fl. C. M. (1 Rthlr. 10 Ngr.) In Sarsenet mit Goldschnitt gebunden 2 fl. 36 kr. C. M. (1 Rthlr. 22½ Ngr.)

Wurzbach, Dr. Constant, **Das Elisabethen-Buch.** Festalbum denkwürdiger Fürstinnen. Mit dem Porträt Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth. groß 8. 1854. broschirt 1 fl. 20 kr. C. M. (27 Ngr.)

— **Die Sprichwörter der Polen,** historisch erläutert. Ein Beitrag zur Kenntniß slavischer Culturzustände. Zweite stark vermehrte Auflage. 8. 1852. brosch. 2 fl. 40 kr. C. M. (2 Rthlr.)

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.